Otto Banck:

Literarisches Bilderbuch.

Zweiter Band.

Literarisches Bilderbuch.

Populäre Darstellungen für alle Kreise.

Ein Beitrag

zur Literaturgeschichte der Gegenwart in literarischen Briefen
und charakteristischen Probestücken.

Von

Otto Banck.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von Eduard Kummer.
1866.

Inhalt des II. Bandes.

Literarische Briefe und charakteristische Probestücke.*)

*) Die eingerückten Zeilen bezeichnen jedesmal das mitgetheilte „Probestück", die nichteingerückten den „literarischen Brief" als Kritik über das betreffende Werk.

Literarische Briefe

und

charakteristische Probestücke.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jean Paul's.

Herausgegeben von Ernst Förster.

Ihnen wie allen Literaturfreunden sind bereits seit langer Zeit einige Briefwechsel Jean Paul's bekannt, vor Allem die mit Christian Otto, Friedrich Heinrich Jacobi und Johann Heinrich Voß. Auch über die äußeren Verhältnisse und das häusliche und nach innen gekehrte subjective Leben des großen Autors wissen wir durch manche Schriften und biographische Versuche, z. B. von Joseph Max, genug Einzelnes, um uns eine persönliche Vorstellung von dem erhabenen und zugleich sonderbaren Manne zu bilden. Allerdings haben die vielen Seltsamkeiten in Jean Paul's Wesen dazu beigetragen, daß bis jetzt noch ein klarer, gerechter Abschluß im Urtheil über ihn fehlt. Die Ungewöhnlichkeiten im menschlichen Sein und Thun fallen entweder einer zu strengen Kritik oder einer kritiklosen Bewunderung anheim, die den Drang hat, das Geniale selbst in den unbedeutendsten Gewohnheiten eigensinniger, gereizter Sonderlingsnatur zu erblicken.

Die Existenz dieses Poeten war durchaus ein Stillleben im höchsten und in so weit idealsten Sinne, als dieser aufkommen kann bei der realistischen Antithese des Humors, welche fortwährend das in sich selbst ruhende Ideal als einen Traum der Vollendung mit den hundert kleinen unlösbaren Räthselfragen des täglichen Lebens aus seiner Friedensharmonie aufstört.

Jean Paul zeigt sich auch in den hier edirten Briefen seines Nachlasses ganz als der Alte.

Seine Anschauung liegt in der Vergeistigung des Herzens und diese ist ihm der feste Punkt des Archimedes, von wo aus er seine Hebelkräfte an die ganze Welt der Ideen ansetzt und so mit dem Flaschenzug seines eigenthümlichen Denkprocesses die schwersten, wenn auch oft unbehauenen Werkstücke aus dem Schacht des Geistes emporwindet.

Wer den Briefwechsel unserer Classiker und den anderer, ihrer Richtung sich anschließenden Autoren als Norm festhält, wird sich bei dem Jean Paul'schen getäuscht oder wenigstens in einer ganz andern Sphäre befinden. Wir sind dort gewohnt, neben den subjectiven Privatergüssen wichtige Zeitfragen analysirt und die herrschenden Bewegungen der Menschheit besprochen zu sehen. Die Werke Mitstrebender, sowie ihre Persönlichkeiten werden kritisirt, wir empfangen gewissermaßen Relationen und Abhandlungen, Erörterungen und Räsonnements über ästhetische Fragen und praktische Erfahrungen des Lebens. Es liegt mit einem Wort eine Bespiegelung der zur Culturwissenschaft formirten äußeren Erscheinungswelt vor uns. Das allgemeine Interesse steigert sich noch, indem solche Briefwechsel unserer Classiker in der Regel mit Männern von öffentlicher Bedeutung,

von monumentaler, literaturhistorischer Dauer geführt wurden, wobei es denn nicht fehlen kann, daß ganz von selbst Berichte über wichtige Vorfälle mit unterlaufen und Privatangelegenheiten häufig zugleich Dinge von geschichtlicher Folge sind.

Die meisten dieser fesselnden Factoren vermißt man in den Briefen Jean Paul's. Sie geben vorherrschend eine Bespiegelung der innern Empfindungswelt, auf deren stiller, tiefer Fluth nur dann und wann ein Abbild der Wirklichkeit sichtbar wird, wie sich eine hohe Felsenspitze in den dunkelgrünen Wassern des stillen Gebirgssees reflectirt.

Dafür blitzt es aber für ein weihevolles Auge in ruhiger Mondnacht der Betrachtung und Weltvergessenheit oft ahnungsvoll von unten herauf; es zeigen sich auf dem klaren Grunde verborgene Zaubergrotten der Phantasie und einsam geweinte Thränen der Unschuld und Begeisterung, die zu Perlen geworden sind, und wir fühlen, daß unser Nachen träumerisch über den endlosen Abgrund gleitet, in welchem versenkt und gefeit liegt der ewige Nibelungenhort des deutschen Urgemüths.

Doch das sind einzelne eingestreute Offenbarungen des Augenblicks, wie alles Höchste immer nur bei fragmentarischen Eröffnungen der Menschenseele verklärt aus derselben hervortritt. Bald fällt wieder der Morgenschimmer des nüchternen Verstandes über ihre Fluth und das transparente, eigne Licht ihrer Tiefe wird unsichtbar und stirbt hin durch das Licht des Tages. Er tritt ein mit all seinen Rechten und Pflichten der Werkthätigkeit und wir erblicken uns vereinsamt und von der Welt abgeschnitten in der Idylle des Gefühls.

So überkommt es uns bei diesen Ergüssen Jean Paul's,

denen nicht wie in seinen Romanen die den Geist festhaltende und forttragende Realität irgend einer Handlung und Charakterentwickelung zur Seite steht.

Seine Correspondenzen entbehren fast aller vorher bei den Classikern geschilderten Objectivität. Sie verlieren sich durchschnittlich in einer vollkommenen Subjectivität; das Ich ist ihr Centrum und es werden zumeist nur die Regungen der Außenwelt erwähnt, welche auf das Ich direct reagiren. Dazu trat verstärkend der große Freundschaftscultus des Autors, dessen Geist nicht, wie der Goethe's oder Schiller's, zunächst einen ebenbürtigen, fördernden Geist suchte, sondern nur für das stets übervolle Herz nach einem Herzen ausging. Wo es sich blos um Freundschaft handelt, findet sich zum Orestes nicht immer ein Pylades; zuweilen muß es ein viel kleinerer Held thun, zumal wenn nur in der Nähe gesucht wird.

Allerdings hatte Jean Paul das Glück, sich mit Männern von edelem Charakter, warmem Gemüth und gesundem Verstand zu verbinden; doch sie sind fast alle für die Literatur unbekannte Persönlichkeiten geblieben und, was sie hie und da versuchsweise öffentlich wirkten, durch den aufmunternden Umgang Jean Paul's angeregt, dessen Liebe auch gern da ein Talent zu entdecken wünschte, wo er hingebende Neigung fand, das ist im Strome der Zeit größtentheils wieder verloren gegangen. Spinoza sprach auch in Bezug auf alle Production sehr wahr, wenn er sagte, jedes Ding hat nur so viel Recht, als es Macht hat. Wir sehen das in der Culturgeschichte an bleibenden und vergehenden Thaten täglich.

Als solche Männer tüchtiger privater Mittelmäßigkeit erscheinen

auch die meisten, mit denen der vorliegende Briefwechsel geführt ward. Die Aeußerungen unbedingter Verehrung gegen Jean Paul, welche oft bis zur blinden Vergötterung gingen, waren jedoch nicht künstlich, nicht gemacht, und ohne jede Spur von heuchelnder Schmeichelei kamen sie aus dem innersten, reinsten Gefühl. In sofern darf man sie ein im Einzelnen oft widerliches, aber im Ganzen höchst interessantes Phänomen, eine Zeiterscheinung nennen; sie beweisen, welche beispiellose gewinnende Seelenwärme Jean Paul entströmte und bei einem persönlichen Umgang mit ihm jenen unbeschreiblichen Eindruck noch steigerte, den an und für sich schon das damalige Publicum von seinen Schriften empfing. Man gab sich im Lebensverkehr wie in der Lectüre ganz seiner Subjectivität hin, und während man die formenschöne, objective Dichtergröße von Goethe und Schiller theils bewunderte, theils mit gegnerischen Principien bitter und zahlreich genug bekämpfte, hatte Jean Paul wenig Feinde und fast alle Kreise gingen in Liebe für ihn auf.

Wir wollen dieses Factum weder zu erklären suchen, noch hier die eigenthümliche Begabung eines Genius analysiren, der als idealer Verklärer des Menschenherzens und höchster Vertreter des poetischen Humors trotz seines Mangels an plastischer Gestaltungskraft und stylistischer Klarheit doch in der gesammten Weltliteratur ununterbrochene Folge und Ewigkeit haben wird.

Der Ton der Anbetung, der durch seinen aufrichtig hingebenden Seelendrang um nichts erbaulicher für die gesunde Vernunft wirkt, ging auch auf den Briefwechsel über. Sobald

im menschlichen Verkehr das Ich und sein Interesse zum dominirenden Factor wird, so verwandelt es sich auch sehr rasch gegen alle rechte unbefangene Kritik in ein verwöhntes „liebes“ Ich, in einen unersättlichen Götzen, der die auf seinem Altar niedergelegten Opfer ungezählt und mit immer neuem Appetit schmunzelnd verspeist. Man kann nicht sagen, daß Jean Paul für ein rücksichtsloses Wort der Wahrheit keinen Zugang geboten hätte; doch man darf getrost behaupten, daß er ein ungemein großes und von dem Entgegenkommen seiner Umgebung kunstreich entwickeltes Talent besaß, sich von seinen Freunden mit Lorbeer bekränzen und seine Muse von ihnen als die einzige der Welt, wie das goldene Kalb, umtanzen zu lassen. Einer dieser genannten Freunde, Friedrich von Oertel, sagte: „Eine erste Lectüre von einer Schrift des einzigen Paul wirft mich immer in ein Fieber; ich vergesse jeden Zustand, sogar den seiner Helden, um ganz in dem seinigen zu sein, und ich fühle dann nur alles Heroische, alles Uebermenschliche, Alles was Gott in des Menschen Natur gelegt hat, und das Göttliche selbst. Ich lasse mich nie in eine Auseinandersetzung von Paul's Schriften ein (!!). So wenig ich einen Gedanken daraus abschreiben könnte, weil ich das ganze Buch erzählen müßte, so wenig kann ich etwas Einzelnes loben, weil ich die Einsicht, mit der ich lobe, nicht, wie bei einem andern, durch einen Tadel heben kann. Selbst wenn ich während des Lesens tadle, so sehe ich doch, wenn ich das Werk geendet, Alles milder, und ich rechtfertige Alles, weil das unendlich schöne Ganze blos aus diesen einzelnen Bestimmungen hervorgeht. Paul ist ein Prophet, ein Apostel, und ich bin dem schon gram, der

ihn auch nur kunstmäßig loben will. — Lest! um Gottes Willen lest! Das sollte seine einzige Recension sein!"

Goethe und Schiller konnten freilich an solchen Freunden, die sich aus blinder Begeisterung lieber „gar nicht auf eine Auseinandersetzung ihrer Schriften einließen", kein dauerndes Genüge finden. Sie gingen auf geistige Reibung, auf gegenseitig fördernde Kritik, auf ein unbestechliches Urtheil aus, das wohl von der Liebe durchwärmt, aber nicht von ihrer Gluth zu einer Weihrauchwolke verdüstert wurde.

Jean Paul dagegen schloß vorzugsweise mit solchen Männern das engste Bündniß, und gern ungenirt auf der Domaine seines eigenartigen Geistes lebend und sein Wesen treibend, das sich mehr nach aufmunterndem Zuspruch, als nach kritischer Analyse sehnte, sah er in der Bewunderung nur die in freudige Flammen gerathene Hingabe der Herzen. Diese Hingabe war sein leidenschaftliches Bedürfniß; er vergaß darüber seinen eignen literarischen Vortheil und erwiederte die Seelenumarmung seiner Freunde mit einer gleich überschwenglichen, die eigentlich seinem Ideale, der allgemeinen Menschheitsharmonie, ja die in dithyrambischem Aufschwunge der ganzen Welt galt.

Ein denkender Kopf wird in Jean Paul's Briefen förmlich einen psychologischen und pathologischen Apparat erblicken, mit dem sich der Pulsschlag der vergangenen Zeit messen und die krankhaften Nervenreizungen und Zuckungen enthüllen lassen, welche zwischen den Tagen der gesundesten Naivetät als Nachwehen der Sturm- und Drangperiode und der schmachtenden Empfindsamkeit auftauchten.

Die Nutzanwendung dieser schönseligen Herzenserweiterung

mußte auch im Raisonnement, in der geheimsten Aussprache der Lebensmaximen romantischer, zum Theil unausführbarer Natur sein, wie denn ebenso die uns liebsten Gestalten in den Jean Paul'schen Poesien eine sichere Leibrente voraussetzen, die ihnen ein Lossagen von den Forderungen des praktischen Lebens und ein freies Schwärmen durch den ewigen Sommernachtstraum ihrer Gefühle erlauben. —

Ernst Förster, der in München lebende Schwiegersohn Jean Paul's, hat mit emsigem Fleiß gesorgt, alle vorhandenen Materialien zu dieser Edition (der es übrigens an vielen erläuternden Anmerkungen fehlt) zusammenzusuchen. Diese Sammlergründlichkeit hat indeß zu weit geführt und das wirklich Gewichtige, allgemein Interessante nicht streng genug ausgeschieden. Wie unter dem Bleierz oft ein spärlicher Zusatz von Silber und Gold versteckt ist, so ergiebt sich auch die briefliche Rede Jean Paul's als ein höchst willkürliches Gemisch von Erzen aus dem Bergwerke seines Geistes.

Es ist darunter Vieles vorhanden, das als gleichgültige Mittheilung nur ein einziges Wort von Gewicht enthält — die Namensunterschrift. Die wärmsten Freunde des großen Dichters würden über den Wegfall solcher Papierschnitzel mehr Vergnügen als Kummer empfunden haben, denn eine geschmackvolle Auswahl vereinfacht die Uebersicht und vervielfacht den Leserkreis. Es blieb noch immer des rein Persönlichen, nur für Eingeweihte Verständlichen genug, um der andächtigen Reliquienfreude einen weiten Spielraum zu gewähren.

Aehnliches ließe sich in stärkerem Grade über viele Briefe der Freunde und Freundinnen sagen; nur wäre hier das

Ausscheiden schwerer gewesen, denn wenn man vorzugsweise blos Spreu hat, so kommt man in Verlegenheit, es in Spreu und Korn zu sortiren.

Doch das Eine muß man sagen: unendlich glücklich war dieser Mann in seinem Freundes- und Familienkreise. Er lebte in Hof, in Bayreuth und mit dem ungeheuren Reichthum von Geist und Phantasie und vor Allem mit dem noch größeren Schatze der Zufriedenheit in der Brust, waren ihm diese trostlosen Nester eine Welt. Ihm wurde wohl darin und er fühlte sich seiner Menschheit froh.

Heutzutage finden sich solche Beispiele selten; denn wir sind allerdings an Cultur und Weltintelligenz, an bunt wechselnden Lebensannehmlichkeiten der Industrie, des Luxus und Comforts reicher geworden, aber ärmer, viel ärmer an innerem Vollbehagen der Humanität und des heiter und naiv vorwärts strebenden Erdenseins.

Umgeben von allen Lebensreizen der Geistescentralisation von Paris, Berlin oder Wien wird unserm blasirten Sinne unbehaglich und ungenügend zu Muthe, und unsere Klage über Monotonie und Einseitigkeit spricht gegen unsre eigne Seele den Vorwurf aus, daß sie in ihrem raschen, krankhaften Verbrennungsproceß der modernen Zeit inmitten alles Reichthums vereinsamt und verarmt sei.

Befriedigung mannhafter Tüchtigkeit ist nur ein Quell, der von innen sprudelt und kein Fluß, der von außen nach innen geleitet werden kann. Deshalb ist dieser Quell auch fähig, Andere zu erquicken und zu segnen, während im letztern Fall

die geborgten Lebenswasser nur den eignen Egoismus speisen würden.

Das ist eine der großen Lehren, die wir der in Kraft, That und Harmonie gesättigten Existenz Jean Paul's entnehmen können. Unsere Zeit kann sie gebrauchen. Mögen sie ihr nicht verloren gehen, denn „im Stengelglas eine Welt zu finden", ist nur für den Schwächling eine behagliche Mittelmäßigkeit, für den Starken ist es die ewig verjüngende Mission der gesunden Geistesfrische.

Wenn man die Schöpfungen Jean Paul's überblickt, so scheint einem darin im ersten Augenblick eine fast trunkene Ungemessenheit, sowohl in der Form, als in der Art des Denkens entgegenzutreten. Es geht Alles aus dem üblichen Maß heraus, ist viel freier und ungenirter und spiegelt sich so zu sagen in der Weite des Universums.

Der ganze Unterschied zwischen der heutigen Production und zwischen der älteren, die Jean Paul im freiesten Typus vertritt, ist aber der, daß jene ältere so viel poetische, sich völlig der Sache hingebende Phantasie hat, wie wir jetzt gar nicht mehr in Bewegung zu setzen wagen und gar nicht mehr vertragen können. Wir fragen uns zumeist, was unsere Leistungen wohl für einen Eindruck auf solche Naturen machen werden, die wir, wenn wir ehrlich sein wollen, prosaische Köpfe nennen müssen. Diese repräsentiren jetzt das Zeiturtheil, also die Kritik im allgemeinen Sinne und machen Alles von der sogenannten Wahrheit des Realismus abhängig. Dieses realistische Urtheil ist

durchaus sehr berechtigt, aber es verneint viele der zartesten Duftblüthen der Poesie, indem dieselben nicht alle sich durch die Logik des Wortes erklären lassen und zu verbleichen pflegen, wenn man sie zum Behufe der Analyse mit dem kalten Lichte des Verstandes beleuchtet. „Höchste Kunst“ — ich möchte vielmehr sagen primitivste Kunst — ist ja überhaupt ein Unaussprechbares, das sich dem logischen Rechenexempel entzieht.

Es wäre die Frage, in wie weit es unsre moderne Literatur schädigt oder ihr nützt, daß sie sich so streng aus dem eigentlichen phantastischen Herzenselement zurückgezogen hat und vorzugsweise dem Realen, und, sagen wir auch dem Materiellen, dient.

Um jenen Unterschied in der Art der Production desto lebhafter als eine literaturgeschichtliche Erscheinung anzudeuten, folgen hier einzelne nachgelassene Fragmente, da außerdem die Briefe Jean Paul's sich selten als ein verständliches Ganzes gestalten.

Kleine Fragmente.

Von Jean Paul.

Zeichen des Frühlings. Wenn nun der Frühling seine Boten sendet, die Lerchen und die Quellen und die Blumen, und wenn die warmen Wolken fliegen und die Knospen brechen und Nachts die Nachtigallen unter den Sternen ziehen, und die Nächte gehen und die Tage kommen, und zarte Herzen wonnig

weinen und sich sehnen und die Nachtigallen in die Thränen schlagen und die Freuden weinen und die Thränen lächeln und weiße Blüthen durch den blauen Himmel weben und auf Blumen niederflattern, und blau und warm der Himmel ist und grün und warm die Erde, und das Leben glänzt wie eine Sonne und das Sterben schimmert wie ein Mond: so glaubt der Mensch, nun komme der Lenz. Aber schon vorübergeflattert ist er und der fliegende Gott ist den süßbethränten Augen verschwunden, noch ehe sie sich abgetrocknet; und die Menschen sehen umher und — hoffen wieder auf den Frühling.

Der Schmetterling im Winterschlafe. Du schläfst, allein übrig aus den Farben des Sommers und neben dir schimmert die Blume von Eis. Auch die Zephyre schlummern und alle Gesänge sind in's warme Auenland geflogen; und die kalte lange Nacht belagert feindlich unser Haus und Licht. O schlafe! Du erwachst einmal, aber schöner als wir. Wenn du erwachst, so ist die Erde warm und grün und der Himmel blau und mild, deine Schmetterlinge fliegen, deine Blumen stehen und überall findest du Liebe. Dann stirbst du, aber du sahst nur Blumen und Geliebte.

Die Abendröthe. „Goldenes Himmelsgebirge, in den Lüften gegründet und von Sternen angerührt! Auf dir wohnen die Hoffnungen des Menschen so fest und so hoch und gehen an deiner Morgenseite hinab, um sich zu sonnen und schauen mit hinein in das ferne selige Land, das auf der Erde keinen Namen hat. Versinke nicht, Wolkenalpe! Kurzes goldenes Alter des Auges, damit dem Herzen nicht zu viel zerfließe!" So sang ich und im Singen verblühte das Rosengebirg, — aber da war

plötzlich die Welt von weißen Rosen und Lilien bedeckt. Ein kleiner blaßer Geistertag hatte sich über Auen und Hügel ausgegossen. Siehe, der Mond stand unter dem Morgenthor und die Sonne hatte ihm eine milde Abendaurora geliehen, die dem Herzen Alles verkündige, was er gab. Da stand ich ja im fernen seligen Land, das auf der Erde keinen Namen hat und blickte süß weinend über das Schimmern der Erde hin. „So verblühet denn immer, Liebe-Gluth, Rosen des Himmels!" sang ich wieder, „um mich blühen die weißen Rosen der Unsterblichkeit und mein Auge hängt am nächtlich fortleuchtenden Monde."

Dichtkunst. Wie, das Höchste spräche verschiedene Sprachen? Der Ewige zeitlich und derselbe Gott hier lachend, dort weinend? Fraget nicht so, gehet über die Aue im Morgenthal; da glänzet Euch ein Thaujuwel als Rubin, als Smaragd, als Diamant — und die ewige Sonne, die er im Wechsel der Farben malt, steht hellrein über allen Thautropfen.

Sternhimmel. Ein Stern nach dem andern tritt heraus, anfangs vor das Auge, dann vor das Glas. Und die Menschen messen und zählen den Himmel, der nur die leuchtende Vorstadt zeigt. O ihr Dunkeln! Reihen sich nicht ferne unzählige Sterne, die sich ewig verbergen, an eure nahen? Wächst nicht die glänzende Unermeßlichkeit tief zurück und schlägt die Wurzeln in unendliche Tiefe und breitet den Gipfel in unendliche Höhe?

Die abziehende Magd. Still und langsam packt sie den Sonntagsputz ein, den sie sonst an schönen Sommertagen zur Freude aus dem Kasten nahm. Mit Augen, die froh in eine helle Zukunft sich richten, stellt ihre Nachfolgerin den

gemalten Kleiderbehälter an die Stelle des Ihrigen. Endlich kommt die Trägerin. Sie muß trübe Abschied nehmen von einer frohen Herrschaft und frohen Kindern, welche nicht zu ihr sagen können: Wir fühlen auch einige Deiner Schmerzen mit.

Abschied vom Leser. Lebt also wohl! Vergebet mir, wenn ich, da an den Wagen meiner Psyche so verschiedene Pferde angespannt sind, Engländer, Polaken, Rozinanten, sogar Steckenpferde, wenn ich am Bündel so vieler Zügel für einen ganzen Marstall zuweilen fehlgreife und ermatte. Kommt recht fröhlich wieder vor mein künftiges Titelblatt! Ertragt Bücher und Menschen und Euch! Und da der Stachel des lange vergangenen Unglücks noch in Erinnerung sticht, wie der ausgerissene Stachel einer zerquetschten Wespe, so behaltet nichts im Gedächtniß als — Autoren! Und übrigens wünsche ich Euch nichts, als einen kalten aber blauen Morgen des Lebens, worin keine Blume zugeschlossen bleibt; — gegen zehn Uhr hin eine Wolke voll warmer Regentropfen — in der Mittagshitze einen Seewind — Nachmittags die Siesta des Lebens — und Abends kein Gewitter, sondern eine sanfte Sonne und ein langes Abendroth hinter Nachtviolen und irgend Jemand in der Finsterniß.

Ueber die Bergvölker des Kaukasus.

Von Lapinski.

Sie stehen vor einem interessanten Fleck der Erde, und gern öffnen Sie das Auge weit, wenn Ihnen eine kundige Hand ein Fernglas vorhält, um jene Landesregion mit ihren merkwürdigen schneegipfligen Bergreihen und noch merkwürdigeren Bewohnern wenigstens theilweis mit etwas mehr Deutlichkeit sehen zu lassen.

Es gereicht den civilisirten Nationen und zunächst einer dicht an jenes Gebiet angrenzenden wahrlich nicht zur Ehre, daß die größte Hälfte des Kaukasus für uns bis jetzt so ziemlich eine terra incognita geblieben ist und wir da, wo wir längst durch eigene Anschauung ein festes Wissen begründet haben sollten, das Hörensagen benutzen müssen, um aus den durch glücklichen Zufall erworbenen Kenntnissen weniger Einzelnen uns einen dämmernden Begriff von der fremden Wirklichkeit zu bilden.

Wenn die auf ihre Bildung und Sittlichkeit so stolzen Herrschervölker Europa's das Christenthum wirklich in dem Sinne gepflegt hätten, in dem es ursprünglich geschaffen ist und dessen sie sich rühmen, so müßten jener Lehre humane

Segnungen auf alle uncivilisirten Nationen so vertrauenerweckend, so verbrüdernd, so bezaubernd gewirkt haben, daß ein offener friedlicher Verkehr der Anfang und eine geistige Entwickelung und Veredlung die nothwendige Consequenz für alle mit Liebe und Redlichkeit bekehrten Heiden geworden wäre. Wir haben aber unsern Glauben und das formelle, ich leider sehr mechanische Bekehren zu demselben nicht als geistige Befreiung und Erweckung zu ethischer Selbstständigkeit in die Ferne getragen, sondern als Gedankenfessel, als Vorschule des politischen Gehorsams, als niederschlagendes Demuthspulver und ascetischen Schröpfkopf für die frohe, gesunde Naturkraft, als kurzsichtig machende Brille zur Erlangung eines beschränkten Unterthanenhorizontes und als Kappzaum gegen alle freien Bewegungen des eigenen Denkens. Die Religion ist daran schuldlos, denn wir brachten den fremden Völkern keineswegs den wahren Geist des Christenthums, wohl aber eine verfälschende Interpretation desselben, wie sie Hierarchie und Diplomatie zu ihren Zwecken umsichtig arrangiren; wir haben sie nicht ihr Land cultiviren, regieren und fest als ihr Eigenthum erhalten gelehrt und ihnen gezeigt, wie die Gesundheit des Individuums zum Wohle der Seele und der ganzen Gesellschaft conservirt wird; sondern wir fingen damit an, ihnen eine Anwartschaft auf den Himmel zu geben, zu dem jeder Heuchler einen für ihn selbst unbrauchbaren Schlüssel ohne Bart feilbietet, ihnen aber dagegen die Erde, das heißt ihr Land, das uns sehr werth war, zu nehmen. Wir nahmen es in Form eines von der Vorsehung bestellten Vormundes, der den unmündigen Kindern ihr Eigenthum verwalten will, und behielten es in Gestalt eines Intriguanten, der seine künstlich

zu Schwachköpfen erzogenen Mündel unter der Aegide selbstgemachter Gesetze um ihr rechtmäßiges Erbtheil betrügt.

Als eine vollkommene Satire auf die echte Religiosität überreichten wir solchen Nationen mit frommer Wohlthätermiene, die verdrehten Augen andächtig auf das eben errichtete Crucifix geheftet, in der einen Hand das Neue Testament und in der andern die Branntweinflasche, das Opium und eine Neugier erweckende Pandorabüchse, die bei ihrer Eröffnung noch allerlei andere Culturgifte enthielt, als da sind: Begierden zum raffinirtesten Culturluxus, dem jede nicht durch hundertjährige Gewohnheit schon in den Urahnen und Vätern vorbereitete Generation rasch erliegen muß; nebst einigen neuen europäischen Krankheiten, die bei der Unkenntniß ihrer Behandlung auf so fruchtbarem Boden zu tödtenden Epidemien wurden. Ein solches Bekehren war oft weniger ein Taufen, als eine prophetische Leichenwäsche des doch bald dem Tode geweihten fremden Stammes.

Diese Art harmlose Menschen glücklich zu machen ist mit stillem Einverständniß fast ohne Ausnahme von allen dominirenden Nationen Europa's seit Jahrhunderten geübt worden. Die unschuldigen Urbewohner Amerika's sind von dieser Beglückungsmethode am tödtlichsten getroffen. Keiner tadelte dabei den Andern, denn es ist ein altes, auf ehrwürdige Praxis gegründetes Verfahren, daß sich die räuberischen Egoisten in ihrer habgierigen Gesinnung gegenseitig schonen. Es würde auch einen lächerlichen Eindruck machen, wenn in einer Gesellschaft von Glücksrittern einer derselben als Moralprediger auftreten und den verdammen wollte, der nur thut, was er selbst nicht lassen kann,

will er nicht unter Langfingern durch Ehrlichkeit den Kürzeren ziehen. Dies klingt entsetzlich grob; will man sich aber die Mühe geben, es in feinere Worte zu kleiden, so wird man sehen, wie der Sinn dadurch in nichts geändert wird.

So haben es schon seit grauen Zeiten die Römer getrieben, nur ohne den Himmel- und Höllenzwang der Mission, und später nicht minder die Venetianer, Genueser, Spanier, Portugiesen, Holländer, Engländer, Franzosen und Russen. Nur Deutschland sah ziemlich müßig zu — wegen Mangel an Gelegenheit zur Theilnahme. Noch immer florirt jenes Treiben, an Gehalt gleich, in der Form ein wenig gemildert, und besonders ist Nordamerika stark in solchem Länderraub. Die gebildeten Staaten, die deshalb gewöhnlich auch die stärkeren sind, schweben in dem Wahn, das Eigenthum der ungebildeten und schwachen Völker gehöre ihnen. Fragt man nach ihrem Rechte, so erhält man eine Antwort, die zwar eben so alt, aber auch eben so wenig sittlich ist, als die specifische Schwerkraft der materiellen Thatsachen: „Nach historischem Rechte!" Als ob es nicht ebensowohl zum historischen Rechte geworden sein könnte, daß nach dem Vorgange Kain's der Stärkere dem Schwächeren den Schädel einschlagen darf! Doch die civilisirte Gesellschaft unterscheidet hier mit raffinirtester Perfidie, aber deshalb leider nicht mit christlichem Moralgefühl, sondern mit robustem Hohn gegen dasselbe: sie hält die zehn Gebote unter sich aufrecht; doch die Verbrechen gegen dieselben, welche sie daheim aus Nothwendigkeit der Selbsterhaltung nicht dulden kann und aus Furcht vor der ehrenrührigen Blamage und vor dem Strafgesetzbuch nicht wagt, erklärt sie stillschweigend gegen fremde Völker für erlaubt.

Daher strecken sich bis heute die allerchristlichsten Hände nach dem Besitzthum schwächerer, nicht immer uncultivirter Nationen aus.

Zu dem richtigen Satz: „jedes unbekannte Land gehört dem Entdecker" ist mit List der Nachsatz weggelassen: „wenn es unbewohnt ist, also noch keinen natürlichen Eigenthümer hat." Nur eine solche undenkbare Insel im stillen Oceane, welche gänzlich unfruchtbar und auch sonst ohne allen Werth wäre, würde man ihren Bewohnern lassen. Freilich giebt es noch einige blühende Stätten fremder Erde, die scheinbar frei sind. Wenn man sich indessen nach der Veranlassung umschaut, so ist diese beschämend genug: es zeigen sich dann im Hinterhalt gewöhnlich als Rivalen zwei an sich reißende Kräfte, die sich vorläufig deswegen ehrlich verhalten, weil sie nicht Lust haben, sich über ihren Raub bei den Ohren zu nehmen. Nach gegenseitigem Uebereinkommen bleiben sie bis auf weiteres auch ehrlich oder „neutral", wie sie es in der politischen Spitzbubensprache nennen, und schicken nur einstweilen ihre vorbereitenden Friedens- und Liebestauben als Missionäre in das zur Beute auserſehene Land. Dies dauert so lange, bis einmal einer von beiden Neutralen „krank" wird; dann greift der andere zu. So griffen die Holländer zu, als die Spanier einst „krank" wurden, und die Engländer benutzten in gleicher Weise die „Krankheit" der Holländer.

Dieses rührende, herzerhebende Wechselspiel uneigennütziger Bravheit zeigt, wohin es kommen kann durch die diplomatische Auslegung und mephistophelische Nutzanwendung der Begriffe Evangelium („Freudenbotschaft"), Gerechtigkeit, Nächstenliebe, Aufopferung für das Heil der Welt!

Auch der Kaukasus gehörte früher zu den Ländern, nach welchen sich zwei verschiedene Arme, die russischen und die türkischen, begehrlich ausstreckten; liegt doch ein angeborner Drang in aller Herrschsucht, sich immer mehr Unterthanen zu unterwerfen, und das Alles, wie die Herrschsucht versichert, um sich für das Wohl der neuunterjochten Völker aufopfern zu können.

Das Gebiet des Kaukasus lag so glücklich (nämlich nicht für sich, sondern für seine Feinde), daß es von beiden Nachbarreichen nach zwei verschiedenen Seiten hin in Angriff genommen werden konnte, und diese es doch nicht gerade nöthig hatten, sich deswegen mit einander zu schlagen. Die Hochgebirgskette sollte für beide die Grenze bilden; „natürliche Grenze" nennen es die Politiker, wenn es ihnen in den Plan paßt, widrigenfalls sie einen Bergrücken, eine Meeresküste, einen Strom, eine Sprachscheidung für eine ganz unnatürliche Grenze erklären und dieselbe auf der Landkarte durch einen willkürlich gezogenen Strich viel „naturgemäßer" ersetzen.

Der polnische Emigrantenoberst Theophil Lapinski, der im Lande der unabhängigen Kaukasier seiner Aussage nach eine polnische Truppenabtheilung commandirte, hat in dem in der Ueberschrift angeführten Werke über die Zustände und Kämpfe im Kaukasus eine dankenswerthe und sehr lesbar geschriebene Schilderung gegeben.

Die Berichte scheinen im Allgemeinen glaubwürdig zu sein, denn der Verfasser urtheilt nur über Gegenden genauer, in denen er war, und da er von vielen Einzelnheiten, die er nicht kennt oder nicht versteht, auch gar nicht spricht, so brauchen wir wohl um so weniger das Dargebrachte anzuzweifeln.

Sehr dürftig ist leider die Beschreibung der Natur, des Bergcharakters, der Erscheinungen des Mineral-, Pflanzen- und Thierreichs. Die Behauptung, daß der Kaukasus — der bekanntlich an Ausdehnung den Alpen beinahe gleicht — nicht, wie man gewöhnlich geographisch annahm, eine ähnliche Menge hoher Berggipfel wie die Schweiz und Tirol habe, sondern nur einige wenige ersten Ranges, während die nächsten gleich dritten bis vierten Ranges, ja die meisten im Verhältniß zu den Alpen höchst unbedeutend und niedrig seien, diese Behauptung wollen wir vorläufig ad acta legen. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß man sich von der Gebirgswelt und den Naturschönheiten des Kaukasus eine zu hohe Vorstellung gemacht hat; die Phantasie fühlt sich immer bereit, das Ferne und Fremde auf Kosten des Nahen und Heimischen über das richtige Maß hinaus zu vergrößern. An Seen ist offenbar in jenen berühmten europäisch-asiatischen Alpen zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere beträchtlicher Mangel; wie es mit den weiten fruchtbaren Hochthälern steht, wie die Wunder der Gletscherwelt beschaffen sind, welche Linien, Formen und Färbungen in den kaukasischen Bergen vorherrschen, — von alle dem wissen wir trotz mancher Beschreiber nichts Genügendes. Ueber die Gunst des Klima's ist kein Zweifel möglich, denn wenn die zwischen dem 40. und 45. Grade befindliche, Italien entsprechende Lage auch bei der Lage im Osten keine italienische Sonne nothwendig bedingt, so scheint doch die Vegetation in den gesegneteren wärmeren Theilen Aehnlichkeit mit dem Pflanzenwuchs am Lago Maggiore zu haben. Vielleicht wäre dieselbe noch einer reicheren Entwickelung fähig, denn es ist

schwer, über das Vermögen der Natur ein Urtheil zu fällen, wenn dieselbe aller menschlichen Nachhülfe entbehrt. Gleiches gilt für das Thierreich. Auch seine weitere Pflege fehlt, man zieht nur mit Geschick Pferde aus nothwendigem Bedürfniß.

Theilweise geht schon hieraus und noch aus vielem Andern hervor, daß es um die Cultur, auch die blos praktische, jener Bergvölker nicht besonders steht. Sie bilden eine dünn vertheilte Population, die noch geringer gemacht ist durch den unaufhörlichen Krieg mit den Russen. Es wachsen ihnen ihre einfachen Bedürfnisse ohne viel Mühe und Fleiß auf durchschnittlich gesegnetem Lande zu. Daß bei den Kaukasiern eigentlich blos die Weiber arbeiten, ist gleichfalls ein Zeichen noch sehr roher Zustände. Außerdem haben die einzelnen Stämme nur eine Kenntniß von den Landestheilen, die sie bewohnen, und wissen über das Wesen der andern, über die Zahl ihrer Bewohner ꝛc. nichts zu sagen. Dieses unbewußte Hinvegetiren ist eine Folge ihrer politischen Zusammenhanglosigkeit, denn ganz ähnlich wie die alten Deutschen haben sie keinen staatlichen Mittelpunkt und mögen keinen haben; die Art ihrer gegenseitigen Kriegsverpflichtungen erscheint auch nicht viel besser, als sie bei den eigenwilligen Germanen war, die oft ihren erwählten Führer wie ihren Nachbarstamm im Stich ließen und Tags vor der Schlacht ungehorsam und unpatriotisch nach Hause zogen, bis spät in die Zeit der deutschen Kaiser hinein.

Wenn die Kaukasier zusammenhielten, so würden sie noch lange, vielleicht mit Hülfe vortheilhafter Friedensschlüsse, zu denen der Krimkrieg Veranlassung gegeben haben könnte, für immer den russischen Waffen widerstehen. Dieses Zusammen-

halten könnte auch nicht fehlen, wenn man schon seit hundert Jahren uneigennützig bestrebt gewesen wäre, die Bekehrung jener Völker mit ihrer Heranbildung anzufangen. Wie fein war der Instinct, welcher der Politik sagte, daß es besser sei, sie unwissend zu lassen, um sie leichter unterjochen zu können!

Sehr instructiv und unterhaltend liest sich in Lapinski's Werk die Schilderung der Sitten und Gebräuche der Adighe- und Abassa-Stämme und nicht minder die der Kriegsscenen. Ich verweise Sie in dieser Beziehung auf die Mittheilung der Proben.

Heller als bisher tritt daraus der edle, bildungsfähige, männliche Charakter jener Völker ins Licht. Es tauchen darunter epische Heldengestalten auf, werth eines großmüthigeren Feindes. Wenn es nämlich überhaupt wahr ist, daß man unrechtmäßige Kriege mit Humanität und mit christlichem Sinne führen kann, was eigentlich so viel heißt, als das Huhn schlachten, ohne daß es dem Thierchen wehe thut, so wird freilich dieser Krieg nicht eben in solcher Weise gelenkt. Auch scheint der muhamedanisch-tyrannische Fanatiker Schamyl durchaus weder der Heros, noch der großherzige Mann gewesen zu sein, als welcher er immer von russischer Seite hingestellt wurde.

Ueber die Sprache der Kaukasier ist Lapinski's Bericht sehr arm und man muß bedauern, daß russische Forscher bis jetzt nicht mit Erfolg den indogermanischen Ueberresten nachgespürt haben, die sich vielleicht noch im Innern dieses wenig von der Außenwelt berührten Gebirges vorfinden dürften.

Da das gebildete Publicum leider den Kaukasus noch lange nicht wird bereisen können, — was über Konstantinopel keine

zu weite und zu abenteuerliche Fahrt wäre: so sollte es einstweilen mit großem Interesse das vorstehende Gemälde über einzelne Theile dieses Landes zu einer unterrichtenden und vielfach anregenden Lectüre erwählen.

Hochzeitsgebräuche und Kriegsscenen aus dem Kaukasus.

Von Lapinski.

Unter vielen genrebildlichen Scenen schildert der Verfasser auch die überaus phantastischen und eigenthümlichen Ceremonien, welche bei der Verheirathung, besonders des Stammes der Adighevölker üblich sind. Sie übertreffen in ihrer Art jedes ähnliche Ritual. Ich will versuchen, aus Lapinski's Beschreibung ein Gesammtbild zu geben.

Kein Mädchen, sagt der Autor, wird im Kaukasus wider ihren Willen verheirathet, doch darf sie auch ohne die Zustimmung ihrer Eltern keinen Mann nehmen. Der Freier sucht das junge Mädchen zuvor möglichst kennen zu lernen; wie überall wird auch hier auf die Wohlhabenheit und das Ansehen der Eltern beider Parteien, dann auf die guten Sitten, auf die Geschicklichkeit des Mädchens in weiblichen Handarbeiten, auch sehr viel auf gegenseitige Zuneigung und auf Schönheit gesehen. Hat der Freier die Erlaubniß, das Mädchen in der Hütte der Eltern zu besuchen, so bedeutet dies schon ihre stillschweigende Zustimmung; er hat also dann nichts mehr zu thun,

als die Gunst des Mädchens zu gewinnen. Haben sie sich gegenseitig verständigt, so verabreden sie die Nacht, in welcher der Freier das Mädchen entführen soll. Die Entführung ist eine alte Sitte, welche die Adighe von den Tscherkessen überkommen haben, die früher meistens ihre Frauen raubten, und obgleich jetzt die Heirath im Voraus arrangirt ist, so wird doch der Schein erhalten, als würde das Mädchen geraubt, und als wäre der Bräutigam gezwungen, das Brautgeld als Strafe dieses Raubes zu zahlen.

Ist die bezeichnete Nacht erschienen, so setzt sich der Bräutigam, von einer Zahl seiner Freunde begleitet, zu Pferde und nähert sich langsam und mit großer Vorsicht dem Hofe, wo seine Geliebte wohnt. Außer der Braut, welche ein kleines Packet mit ihren schönsten Kleidern bereits insgeheim zurecht gelegt hat, sind nur die Eltern in das Geheimniß eingeweiht, scheinen aber wie blind und taub zu sein. Das Mädchen lauscht. Ein leichter Pfiff vor dem Zaune des Hofes läßt sich hören. Die Braut schleicht unbemerkt aus der Hütte und dem Hofe und ist bald in den Armen des Bräutigams, der schnell zu Pferde steigt, sie zu sich hebt und mit einem Pistolenschusse seinen Triumph kund gebend im rasenden Galopp davon sprengt. Seine Begleiter decken ihm den Rücken, feuern ihre Gewehre los und lassen einen eigenthümlichen gellenden Ruf ertönen, welcher die Entführung anzeigt. Auf diesen Alarm stürzen die bewaffneten Männer des Hofes zu ihren Pferden, alle Nachbarn sitzen ebenfalls auf und unter fürchterlichem Halloh beginnt die wilde Jagd. Unterdessen hat der Entführer einen Vorsprung gewonnen und sprengt stumm und im stärksten Lauf

dem Orte zu, wo er seine Braut in Sicherheit bringen will. Seine Begleiter jedoch schießen und schreien fortwährend, und schlagen gruppenweise verschiedene Richtungen ein, um die Verfolger irre zu leiten. Wehe dem Bräutigam, wenn er ertappt wird! Er wird ganz einfach wie ein Dieb behandelt, die Braut, sein Pferd, seine Waffen werden ihm abgenommen, die Kleider vom Leibe gerissen; obendrein wird er noch tüchtig ausgelacht und werden Spottgedichte auf ihn gemacht; seine Sachen muß er mit guten Geschenken loskaufen und zum zweiten Male sein Glück versuchen. Oft geschieht es aber, daß das Mädchen ihn nicht mehr will, sich seiner schämt und ihn für einen Tölpel hält. Ist jedoch Alles gut gegangen, so bringt er seine Braut in den Hof eines guten Freundes, wo schon eine Hütte und Essen für das junge Paar bereit steht, und ohne weitere Ceremonie ist die Ehe geschlossen. Während eines ganzen Monats lebt das junge Paar nur sich und seiner Liebe. In dieser Zeit verläßt der Mann die Hütte vor Sonnenaufgang und begiebt sich zu irgend einem Freunde in der Nachbarschaft, wo er den ganzen Tag zubringt, erst nach eingebrochener Dunkelheit kehrt er in die Arme seines Weibes zurück. Während des Honigmonats darf er nicht unter die Augen seiner Eltern treten, auch keinen älteren und angeseheneren Mann sehen, und wenn er auf dem Wege einem solchen begegnet, so flieht er, als wenn er ein Verbrechen begangen hätte.

Ist der Honigmonat vorüber, so erhält die Braut den Besuch ihrer Mutter und ihrer unverheiratheten Schwestern. Der Hof, wo sie diese Zeit zugebracht, wird nun verlassen und die Braut wird mit großem Gefolge und Gewehrfeuer in einen

andern Hof geführt, der näher bei der Wohnung ihres Mannes, gewöhnlich nicht mehr als eine Viertelstunde davon entfernt liegt. Hier bringt sie die letzten acht Tage zu, welche sie außerhalb des Hauses ihres Gatten verlebt, und darf während dieser Zeit nicht seinen Besuch empfangen. Ihre Mutter, ihre Schwestern und einige Bekannte leisten ihr Gesellschaft.

Der Bräutigam hat unterdessen am dreißigsten Tage einige Stück Rinder, Schafe oder Ziegen, je nach dem Vermögen, einige Wagen mit Kuchen und Brot, sowie einige Fässer Meth und Schwett in Bereitschaft gehalten, auch für seine Eltern verschiedene gut eingewickelte Geschenke, die von Niemandem gesehen werden. Seine Verwandten, Freunde und Bekannten versammeln sich nach dem Abzuge der Braut in dem Hofe, wo er seinen Honigmonat zugebracht, und von da geht der Zug unter der Führung zweier seiner Freunde der Wohnung seiner Eltern zu. Er selbst jedoch muß zurückbleiben und den Erfolg der Unterhandlung abwarten.

Der Zug bewegt sich mittlerweile unter Gewehrfeuer und Gesang vorwärts; erst in dem Hofe der Eltern des Bräutigams macht er Halt; die zwei Führer, welche die Rolle von Unterhändlern zwischen Eltern und Sohn spielen, treten in die große Hütte, wo die Eltern auf sie warten. Sie grüßen und bringen den Gruß des Sohnes; sie erzählen mit schönen Worten von dem Sohne, von der Braut, deren Vorzüge sie bis in den Himmel erheben; von dem Glück, welches die jungen Leute in ihrer Ehe erwartet; von den vielen Kindern, welche sie zeugen und welche die Freude der Großeltern sein werden u. s. w., und bitten zugleich demüthig, den Brautleuten den

Eingang in den Hof zu gestatten und ihnen ein Juneh (Hütte) einzuräumen. Die Eltern spielen die Erzürnten; sie wollen von den Tollheiten ihres Sohnes nichts wissen, sie haben keine Mittel, das Brautgeld zu zahlen, und ähnliche Dinge. Aber die Vermittler lassen sich nicht abschrecken, sie verdoppeln ihre Beredsamkeit; der Lärm vor der großen Juneh wird auch immer größer, und endlich greifen sie die schwächsten Seiten der Eltern an, das Laster und die Tugend der Adighe: ihre Habgier und ihre Gastfreundschaft. Sie holen die für die Eltern bestimmten Geschenke, aus Waffen und Kleidungsstücken bestehend, hervor; laden sie auch ein, die Rinder, Schafe, Ziegen und Lebensmittel zu besehen, welche der Sohn schickt. Der Vater wird immer weicher, die Mutter will jedoch nichts ansehen und nichts nehmen. Da werden nun die Vermittler ihrerseits verdrießlich und erklären, daß es eine Schande für den Hof sei, so viele gute Freunde ihres Sohnes, die einen so weiten Weg gemacht, nicht in die Juneh zu lassen, sondern sie hungrig heimzuschicken, ohne daß sie dem Sohne eine gute Nachricht bringen können. Da kann der Vater nicht mehr widerstehen, er willigt in die Ankunft der Brautleute ein und ladet alle Anwesenden zu Gaste. Die Mutter jedoch ist unerbittlich; sie will wohl den Sohn wieder in's Haus aufnehmen, aber nicht die Braut; sie hat noch nichts von ihr gehört, sie versteht nicht, wie sich diese ganze Heirath gemacht hat, sie weiß von nichts, muß erst Erkundigungen einziehen u. s. w.

Sobald der Vater mit den beiden Vermittlern vor die Thür der Juneh tritt, wird er mit Jauchzen und Freudenschüssen empfangen; dann setzen sich zwei der am besten Berittenen zu

Pferde und sprengen nach dem Orte, wo der Sohn wartet, um ihm die gute Nachricht zu bringen. Die Anderen werden mit den mitgebrachten Lebensmitteln und Getränken bewirthet, die Thiere geschlachtet und zubereitet. So lange es etwas zu essen und zu trinken giebt, dauert das Fest, zu dem natürlich alle Nachbarsleute herbeieilen; ist dasselbe zu Ende, so geht Alles nach Hause. In derselben Nacht kommt der junge Ehemann ganz still in den Hof, wo schon eine besondere Juneh für ihn und sein Weib bestimmt ist, stattet seinen Eltern einen kurzen Besuch ab, wird von ihnen sehr ernsthaft und mit einigen kurzen Fragen empfangen und geht dann acht Tage lang seinen täglichen Beschäftigungen mit ungewohntem Fleiße nach, um zu zeigen, daß er die verlorne Zeit nachholen will. Während dieser acht Tage sieht er, wie gesagt, sein Weib nicht.

Am neunten Tage nach der Rückkehr des Mannes in das väterliche Haus wird die Braut eingeführt, und dies ist der eigentliche Hochzeitstag, an dem der Mann aber nicht Theil nimmt. Er entfernt sich schon in aller Frühe vom Hause und man sieht ihn den ganzen Tag nicht.

Der Brautzug und die Hochzeit sind mit folgendem Ceremoniell verknüpft. Bald nach Sonnenaufgang ziehen aus allen in der Nähe liegenden, oft auch aus fernen Höfen lange Reihen von Frauen und Mädchen in ihrem schönsten Schmucke zu Wagen, zu Fuß, oder auch von Reitern auf dem Pferde gehalten, darunter gleichfalls die Schwestern des Bräutigams, der Juneh zu, wo die Braut mit ihrer Mutter der Ankömmlinge harrt und sie bewillkommnet. Alle Ankömmlinge bringen der Braut Geschenke an Brot, Kuchen, Honig und Butter, auch

Meth und Schwett, wovon ein Theil gleich genossen, der andere auf Wagen geladen wird. Zwei verheirathete und zwei ledige junge Männer, sowie zwei Frauen und zwei Mädchen werden zu Brautführern und Führerinnen gewählt und ordnen den Zug. Dieser verläßt den Hof in folgender Ordnung: Voran reiten die männlichen Brautführer auf schlechten Pferden, schlecht gekleidet und schlecht bewaffnet (die Ursache wird man später erkennen); dann folgt die ganze männliche Truppe zu Pferde und zu Fuß; die Reiter sprengen wie toll umher, alle singen und feuern ihre Gewehre häufig ab und sind, außer den Waffen, noch mit langen dicken Stöcken versehen. Hierauf kommt die Truppe der verheiratheten Weiber mit den zwei verheiratheten Brautführerinnen an der Spitze, schweigend und gar ehrsam und züchtig einherschreitend. Dann schließt sich paarweise die Schaar der jungen Mädchen an; in ihrer Mitte schreitet die Braut im schönsten Schmucke, die jungfräulich hohe Mütze das letzte Mal auf dem Kopf und so dicht verschleiert, daß sie nichts sehen kann. Sie wird von ihren zwei Brautjungfern unter dem Arme geführt und schreitet, auf diese sich stützend, langsam und mit Mühe einher. Die Brautjungfern sind lustige und gewöhnlich witzige Mädchen, welche Gelegenheitsgedichte ziemlich freier Art improvisiren und anstimmen, die von allen Mädchen im Chore nachgesungen werden. Nachher kommen die Wagen mit Lebensmitteln, und den ganzen Zug beschließen einige alte Männer zu Pferde.

Unterdessen hat sich im Hofe der Eltern ein ganzer Haufen Verwandte, Bekannte und Nachbarn, meistens aber Sclaven versammelt; Alles hat lange Stöcke in der Hand. In der

großen Hütte sitzt die Mutter, festlich gekleidet und von einigen alten Nachbarinnen umgeben, der Vater ist in einer andern Hütte, sieht sich durch das Fensterloch Alles an, zeigt sich aber nicht im Hofe.

Sobald der Brautzug am Thore angekommen, fragen die innen Stehenden, was die vielen Leute wollen; man antwortet, daß sie dies nichts angehe, daß das Weib des N. N. in ihre Juneh ziehe und Gäste ins Haus gebeten habe; Reden werden gehalten, Vorstellungen gemacht, Bitten versucht; Alles umsonst — man will den Brautzug nicht hinein lassen. Da sprengen die Brautführer mit hochgeschwungener Peitsche in den dichten Haufen, um den Weg zu bahnen; Reiter und Fußgänger folgen wild schreiend nach. Ein Scheinkampf entspinnt sich, Viele stürzen aus dem Hofe, um sich der Braut zu bemächtigen, die Mädchen schließen einen dichten Kreis um dieselbe, singen im Chore, um ihre Begleiter zu ermuthigen, die Männer rennen und schreien wie entfesselte Teufel, zahllose Schüsse knallen in die Luft, aber auch Peitschen- und Stockhiebe regnet es auf die Pelzmützen und die Schultern, und ich würde dem dieser Scene Ungewohnten nicht rathen, dem wilden Tumult nahe zu treten. Einer meiner Soldaten, den einst die Neugierde trieb, sich die Sache in der Nähe zu betrachten, wurde herzlich durchgeprügelt, und zwar von beiden Parteien, da keine wußte, zu welcher er gehöre. Am schlimmsten kommen die Brautführer weg. Die Pferde werden ihnen geraubt, die Waffen und Kleider vom Leibe gerissen und nur gegen ein gutes Lösegeld wieder zurückgegeben; dies ist die Ursache, warum sie an einem solchen Tage schlecht beritten, schlecht bewaffnet

und gekleidet erscheinen. Am Ende siegt immer die angreifende Partei. Die Männer, eine Gruppe bildend, ziehen sich in das Innere des Hofes zurück; der weibliche Brautzug tritt in das Thor. Die verheiratheten Frauen begeben sich unter Führung der zwei Brautweiber in die große Hütte, die Mädchen stellen sich, die Braut in der Mitte, in mehreren Reihen wie Soldaten auf und singen verschiedene Lieder, welcher Gesang von den munteren Brautjungfern dirigirt wird. Alle Lieder haben natürlich Bezug auf die Hochzeit. Die Braut ist noch immer dicht verschleiert und sieht gar nicht, wo sie hingekommen. Die Männer stehen alle ruhig, ungefähr funfzig bis sechszig Schritt entfernt, ihnen gegenüber und mustern mit den Augen die liebliche Front.

Unterdessen wird in der großen Hütte zwischen der Mutter und den Brautweibern die nämliche Komödie gespielt, welche vor acht Tagen zwischen den Eltern und den Unterhändlern des Sohnes stattgefunden. Die Mutter weigert sich ihre neue Schwiegertochter aufzunehmen, läßt sich lange bitten, die Unterhändlerinnen siegen zuletzt durch ihre Beredsamkeit und durch die Geschenke, welche sie im Namen der Braut bringen. Die Frauen gehen nun alle auf den Hof, die Braut wird aus den Händen der Brautjungfern, welche sich etwas weigern sie herauszugeben, von den zwei Brautweibern übernommen und unter dem Vortritt ihrer Mutter in die große Hütte geführt; die Frauen und die Mädchen folgen nach. Die ersteren treten in die Hütte, die letzteren und die Männer formiren sich in zwei Gruppen zu beiden Seiten der Thür und singen in zwei Chören; die Männer preisen die Tapferkeit, den Wohlstand des jungen

Mannes und das Glück der Frau, einen solchen Gatten gefunden zu haben; die Mädchen antworten mit dem Lobe der Schönheit, Unschuld, Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten der jungen Frau, und geben zu verstehen, daß der Mann sich sehr zusammennehmen muß, um ihrer würdig zu werden. Während deß wird die Braut ihrer Schwiegermutter vorgestellt. Dies geschieht mit großem Ernst und vieler Würde. Die Mutter der jungen Frau entschleiert nach üblichem Gruße und Gegengruße ihre Tochter, dann nähern sich die beiden Mütter und umarmen sich herzlich; die junge Frau küßt mit Ehrfurcht die Hand ihrer Schwiegermutter, welche sie zum ersten Male sieht. Diese mustert und betrachtet sie eine Weile mit großer Aufmerksamkeit und endigt immer damit, daß ihre Erwartung, was die Schönheit und das gute Aussehen ihrer Schwiegertochter betrifft, weit übertroffen, daß sie sehr zufrieden mit der Wahl ihres Sohnes sei und hoffe, im Hauswesen eine gute Helferin bekommen zu haben, die Geburt vieler Enkel zu erleben und dergleichen Herzlichkeiten mehr. Die arme Braut darf sich in Gegenwart ihrer Schwiegermutter nicht setzen. Sie steht an der Thür, und wenn das Essen für ihre Mutter und die älteren Frauen aufgetragen wird, geht sie, begleitet von den zwei Brautweibern, aus der Hütte, wo sie von der draußen versammelten Jugend mit Jubel und Gesang empfangen, und da sie jetzt unverschleiert ist, von Allen mit Neugierde betrachtet wird. Sie wird in die Hütte ihres Mannes geführt und nimmt nicht mehr an der Hochzeit Theil. Die Sitte ist, daß die junge Frau den angesehensten Gästen kleine Geschenke, welche sie selbst gearbeitet, als Andenken an ihren Hochzeitstag überschickt.

Unterdessen nehmen die eigentlichen Lustbarkeiten im Hofe ihren Anfang. Die Mädchen stellen sich von Neuem in Reihen auf, die Männer ihnen gegenüber, und der Tanz beginnt. Die Musik liefern einige dreisaitige Geigen und ein Männerchor unter der Direction eines erfahrenen Barden. Junge Bursche springen einzeln aus den Reihen, in die Hände klatschend, und jeder nähert sich tanzend einem Mädchen, die ihm gefällt. Bei ihr angekommen singt er eine Strophe eigner Erfindung und legt die Hand auf ihre Schulter, dies dient seinen Freunden und ihren Bewunderern als Signal zum Abfeuern ihrer Gewehre. Je schöner und beliebter das Mädchen ist, desto zahlreicher fallen die Schüsse, und so wie vieles Schießen eine große Ehre ist, gilt es dagegen als eine große Schande, wenn das Mädchen nicht beachtet wird. Bursche und Mädchen erfassen sich dann bei den Händen und bilden einen Kreis, der sich bald löst, bald wieder schließt; die Mädchen bewegen sich langsam, die Bursche dagegen springen und toben singend und den Kriegsruf anhebend wie besessen umher und feuern ihre Pistolen hart an den Köpfen und Gesichtern der Mädchen ab, so daß oft der Pulverdampf ihr Gesicht schwärzt. Dies erschreckt aber die wackeren Mädchen durchaus nicht, im Gegentheil rühmen sie sich, von der Hochzeit recht geschwärzt nach Hause gekommen zu sein, und obgleich diese eigenthümliche Cour auf den ersten Anblick um so gefährlicher zu sein scheint, da der Adighe noch dazu immer scharf und nie blind ladet, ist ein Unfall fast unerhört.

Nach dem Tanze fangen die Wettrennen an. Außerhalb des Hofes wird eine Schießscheibe aufgestellt, an welcher die Reiter im wildesten Galopp vorbeijagen und ihre Kugeln

abschießen. Die Keckeren sprengen ohne Weiteres in die Gruppe der Mädchen, fassen irgend eine derselben um den Leib, heben sie mit Blitzesschnelle vor sich auf das Pferd und jagen mit dieser süßen Last vor der Schießscheibe feuernd vorbei. Wer auf diese Art das Schwarze trifft, bekommt als Prämie ein Andenken von der Braut. Die Pulververschwendung bei Hochzeiten ist sehr groß, dies ist aber auch der einzige Luxus des Adighe. Schießen ist seine höchste Freude.

Hat sich die Gesellschaft müde gesungen, getanzt und geschossen, so wird das unterdessen bereitete Mahl auf unzähligen kleinen Tischchen aufgetragen, Fässer mit Meth und Schwett aufgestellt, und Alles ißt und trinkt nach Belieben. Mit dem Essen ist die Hochzeit zu Ende. Die Frauen und Mädchen beurlauben sich von der jungen Frau, die mit ihrer Mutter und ihren Schwestern, welche ihr bis zum andern Tage Gesellschaft leisten, allein bleibt. Die Männer gehen nach Hause und Alles zerstreut sich. Gegen Abend ist es in dem noch vor Kurzem so belebten Hofe still und öde geworden. Der Vater tritt aus seinem Versteck hervor und sieht sich seine Schwiegertochter zum ersten Male an. Nach Sonnenuntergang kommt ihr Mann nach Hause, und des andern Morgens, wenn noch Alles schläft, ist die junge Frau, welche zuerst im Hause auf den Beinen sein muß, schon an der Arbeit. Die zarten, arbeitsungewohnten Hände der Armen bedecken sich bald mit Schwielen und der erste Monat im Hause des Mannes, oder besser gesagt der Schwiegereltern, ist sehr verschieden von dem in Liebe und Bequemlichkeit verlebten Honigmonate. Die armen jungen Frauen, die anfangs unter dem strengen Auge der Schwieger-

mutter schwerer als die anderen arbeiten müssen, fühlen sich in der ersten Zeit sehr unglücklich und weinen oft.

Die Frau bringt ihrem Manne nur ihre Person und kein Heirathsgut; er muß im Gegentheil für sie zahlen. Das Brautgeld erreicht die Höhe von 100 bis 2000 Silberrubeln, zahlbar in Waffen, Pferden, Vieh und Waaren, und muß einen Monat nach der Hochzeit erlegt werden. Zu diesem Zwecke erscheint nach Ablauf dieser Zeit eines Tages als Abgesandter des Vaters ein bejahrter Verwandter der Frau mit ihren Brüdern und einem Trupp Reiter vor der Gasthütte des Schwiegervaters, um das Brautgeld abzuholen. Der Adighe hat die Gewohnheit, gern zu nehmen, aber nicht gern zu geben, vor allem aber viel zu sprechen; es wird daher viel und lange gehandelt. Waffen, Pferde u. s. w. werden den Executoren zu sehr hohen Preisen angetragen, während diese sie nur zu dem niedrigsten Werthe annehmen wollen. Oft bleibt eine solche Executionstruppe acht oder mehr Tage, und da die Sitte, den Gast auf das Beste zu behandeln und zu beköstigen, nicht umgangen werden kann, so ist eine solche Menge Gäste nach der schon ohnehin sehr kostspieligen Hochzeit und neben der Erledigung des Brautgeldes sehr lästig für den Hof.

Ist man endlich überein gekommen, was zuletzt immer der Fall ist, so entfernen sich die Gäste. Den ganzen Handel führt der Vater, dem die junge Frau hilft; der Mann ist während der Anwesenheit der Executoren nicht zu Hause.

Das Brautgeld ist aber für die zahlende Familie nicht verloren. So oft die Frau ihre Niederkunft herannahen fühlt, geht sie zu ihrer Mutter, und dort erhält sie einen Theil des

Brautpreises für das neugeborne Kind. Hat sie nach und nach viele Kinder, so kommt nicht nur der Brautpreis in das Haus ihres Mannes zurück, sondern die Eltern der Mutter geben dann mehr, als sie selbst erhalten haben. Wird die Ehe getrennt, was jedoch sehr selten der Fall ist, so findet die Frau bei ihren Eltern oder ihrer Familie Zuflucht, und der Brautpreis sichert ihr den Lebensunterhalt; überhaupt ist das Weib des Adighe nicht seine Sclavin und wird nicht willkürlich behandelt, wie bei den orientalischen und muhamedanischen Nationen, denn sie steht immer unter dem Schutze ihrer Familie. Verläßt oder verstößt der Mann leichtsinnig oder böswillig sein Weib, oder will er das Brautgeld nicht zahlen, so wird ihm im letzteren Falle sein Weib mit List oder Gewalt entführt, und es tritt Feindschaft zwischen den betreffenden Familien ein, die oft mit Blutvergießen endet.

Es ist von ungemeinem Interesse, wahrzunehmen, wie der Charakter der Kriegführung bis auf Verrath, Uneinigkeit und persönliche Willkür hinab bei den freien Völkern des Kaukasus so große Aehnlichkeit mit dem Wesen der alten Germanen zur Römerzeit hat. Auch in ihrer Tapferkeit sind jene diesen verwandt.

Tafik Bey (Lapinski) berichtigt viele Irrthümer, welche sich auch in dieser Beziehung durch russische Notizen eingebürgert haben. Ich stelle aus seinen Erzählungen hier ein kürzer gefaßtes übersichtliches Bild zusammen, das manches neue Licht in das Dunkel werfen wird.

Längs der ganzen Kubanlinie und längs der Küsten des schwarzen Meeres, wo man stets der Ueberfälle der Russen zu Land und zur See gewärtig sein muß, ist es eine zur Sitte gewordene Nothwendigkeit, daß immerfort von jeder Juneh=is (Dorfgemeinde) zehn Mann alltäglich und allnächtlich nach der Reihe die Grenzwache bilden.

Fällt der Feind ein, ohne daß man ihn erwartet, so geben die Wachen mit einem langgedehnten gellenden Schrei und durch das Abfeuern ihrer Gewehre den Kriegs=Alarm. Es ist fast unerhört und nur durch Mitwirkung der übergegangenen Verräther möglich, daß der Feind die Wachsamkeit der Vorposten täuschen und die nächstliegenden Höfe überfallen kann.

Der Kriegsruf ertönt fortwährend und dient zum Signal, sich zu sammeln und den richtigen Pfad einzuschlagen. Russische Soldaten, welche im Kriege gegen die Bergvölker ergraut sind, erzählten mir, daß dieser furchtbare Schrei, den tausend Echo's im Wald und Gebirge nah und fern wiederholen, und der auf allen Seiten, vorn und rückwärts, rechts und links ertönt, ihnen immer durch Mark und Bein schnitt und einen Eindruck auf die Truppen macht, der widerwärtiger als das Pfeifen der Kugeln ist.

Während die Männer dem Feinde entgegenstürzen, packen die Weiber ihre wenigen Habseligkeiten auf Wagen, Pferde oder auf ihren Rücken, die Kinder treiben die Heerde in den Wald, und alles dies geschieht so schnell, daß in einer Viertelstunde der Hof verlassen, wüst und öde ist. Nur ein streitunfähiger Greis oder ein kleiner Knabe unterhält ein großes Feuer in einer der Hütten; er lauscht begierig auf das Gefecht und die

Kriegsrufe, und ist der Feind schon nahe, so wirft er die bereit gehaltenen Feuerbrände auf die Strohdächer der Getreidespeicher und Hütten und verschwindet im Walde.

Wird dennoch ein Hof bei Nacht so plötzlich überfallen und umringt, daß Flucht unmöglich ist, so erfolgt gewöhnlich ein blutiges Drama. Männer, Weiber und Kinder stürzen mit rasendem Geschrei aus den Hütten und suchen dem Feinde das Eindringen in den Hof zu verwehren. Von Capitulation und Unterwerfung ist keine Rede, den Begriff dieser Worte versteht der Adighe nicht einmal, und Jeder ohne Unterschied des Geschlechts wehrt sich, so lange er noch ein Glied rühren kann. In diesem Tumult feuert die russische Infanterie und sucht die Zäune einzureißen und die Thore einzuschlagen. Ist der Feind in den Hof eingedrungen, so beginnt in den Hütten und um dieselben ein rasender Kampf. Die Bewohner wehren sich wie Verzweifelte und fast immer kostet die Erstürmung der paar Lehmhütten den Russen bedeutende Opfer. Sehr selten werden Gefangene gemacht, denn der erbitterte Soldat giebt selbst den Weibern und Kindern keinen Pardon, und es ist leichter, eine wilde Katze mit bloßen Händen zu fangen, als ein zehnjähriges abasisches Kind. Manchmal erscheint auch Hülfe und Entsatz; denn bei dem verzweifelten Lärm laufen alle Nachbarn dem Orte zu, wo der Kampf stattfindet und greifen den Feind von allen Seiten an.

Es ist eigenthümlich, daß, wenn der Kriegsruf und die ersten Schüsse ertönen, die Pferde, das Vieh, Schafe und Ziegen nicht erst davon getrieben zu werden brauchen. Alle Thiere stürzen, als wüßten sie, um was es sich handelt, in

vollem Laufe dem nächsten Walde zu, man braucht ihnen nur das Thor aufzumachen; selbst das Hausgeflügel, wie Hühner, Gänse und Enten, rettet sich in das nächste Gehölz, fast nie findet der Feind etwas Anderes, als rauchende Trümmer. —

Beim Angriffe auf die russische Krepost (Fort, befestigtes Lager) von Tschepsun am Ufer des schwarzen Meeres wurde von den Bergvölkern eine sehr gelungene List angewendet. Die Krepost war erst seit Kurzem errichtet und mit zwei Bataillonen Infanterie, einem kleinen Detachement Kosaken und dreißig Geschützen besetzt. Wall und Graben waren fertig; in letzteren war der kleine Fluß Tschepsun geleitet. Ein Theil der Gebäude war schon aufgeführt und die Hälfte der Truppen war unter Dach, die anderen standen unter Zelten. Die Krepost lag in einem engen Gebirgsthale.

Ich lasse einen noch lebenden Adighe, der einer der Anführer während des Sturmes war, sprechen, und wiederhole mit Auslassung des weniger Interessanten fast wörtlich seine Erzählung. Er heißt Jussuff Tousi-ok vom Stamme Vaya und lebt gegenwärtig am Flusse Negepsucha im Schapsuch.

„Wir brachen," sagte er, „von Kubat (ein kleiner Bach unweit von Tschepsun) nach Sonnenuntergang auf. Die beiden Brüder Zazi Ali und Zazi-ok Mehmet waren von dem Kriegsrathe zu Anführern erwählt worden. Sie sind brave, gescheidte und tapfere Leute. Alle Pferde blieben unter der Obhut einiger sehr alter Thamata (Aelteste) und der Knaben zurück.

Bergauf, bergab durch die Gesträuche gehend, brauchten wir bei der großen Menschenmenge fünf Stunden, um den Weg zurückzulegen, den man gewöhnlich in zwei Stunden geht.

Einige hundert der bravsten Bursche unter der Anführung des Zako vom Stamme Schapte waren in der Vorhut und hatten eine kleine Zahl Krieger vorausgeschickt, um die Festung in der Nähe zu besehen. Die Nacht war günstig, denn obgleich der Mond hell schien, fiel nach Mitternacht ein so dichter Nebel, daß man kaum einige Schritte weit vor sich hin sehen konnte. Wir versammelten uns Alle hinter einem kleinen Gehölze, ungefähr eine Viertelstunde vom Feinde, in größter Stille; denn haben die Russen Wind von einer solchen Expedition bekommen und sind sie auf ihrer Hut, oder haben die Wachen etwas Verdächtiges bemerkt und Alarm gegeben, so feuern die russischen Geschütze oft stundenlang nach allen Seiten, werfen Raketen und Leuchtkugeln und die Krepost vertheidigt sich oft die ganze Nacht gegen einen imaginären Feind. Die Späher von unserer Vorhut gaben Zeichen, daß in der Krepost außer den Wachen Alles zu schlafen scheine.

Wir bereiteten uns nun in Gottes Namen zum Angriffe vor, jeder verrichtete noch in seiner Weise ein kurzes Gebet, dann nahm jeder den ihm bestimmten Haufen, welcher ihm unbedingt nachfolgen mußte; denn wir hatten den Zawa-Karar (heiligsten Kriegseid) geleistet, und jeder wußte, daß es nun galt zu siegen oder zu sterben. Es war uns schon durch diese vielen Kreposten längs der Meeresküste schwer gemacht, unsern Lebensunterhalt zu erwerben; es kamen fast keine Handelsleute aus der Türkei mehr zu uns; wir hatten kein Salz und keinen Schwefel, auch keine Leinwand, und unsere Weiber und Mädchen liefen schon halbnackt umher.

Wir theilten uns in acht Haufen; ich hatte tausend und

mehr hübsche Bursche mit mir; ich hatte sie schon früher gelehrt, nicht auf das Gewehr zu rechnen, sondern dasselbe nur einmal loszufeuern und es dann schnell in die Scheide zu stecken, sich dagegen ganz auf die Pistole und den Säbel zu verlassen und besonders mit letzterem gut um sich zu hauen. Wir waren kaum in Bewegung, alles ging mäuschenstill, da wird auf dem Berge hinter uns ein Schuß abgefeuert und auf dieses Signal blitzten alle Kanonen der Krepost wie auf einmal los. Ein oder mehrere Verräther hatten die Russen von unserem Vorhaben in Kenntniß gesetzt und dieser Schuß war das verabredete Zeichen, um unsere Ankunft zu melden. Der Feind unterhielt ein so furchtbares Kanonen- und Gewehrfeuer nach allen Seiten, auch war es erwiesen, daß er alle Anstalten zu unserm Empfange getroffen hatte, daß an einen Sturm für den Augenblick nicht zu denken war. Es war noch gut, daß unsere Haufen noch nicht auf Schußweite nahe gekommen waren, sonst hätten wir viel Unglück gehabt.

Der Tag war angebrochen, der Feind schoß langsamer; wir hatten, ohne im Geringsten geschadet zu haben, zweiunddreißig Todte und viele Verwundete und zogen betrübt nach Kubat zurück. Dort wurde den ganzen Tag berathen, gelärmt und gezankt. Auf die Anführer wurde aus dem Kreise zweimal geschossen, über tausend Krieger wollten von nichts mehr hören und gingen nach Hause.

Es gelang jedoch der Beredsamkeit der Anführer und der Thamata (der Aeltesten), sowie den Bemühungen der Verwandten der Gefallenen, denen die Pflicht oblag, deren Blut zu rächen, das Volk noch zum Zusammenbleiben zu bewegen. Die Mehr-

zahl war erst seit sechs oder acht Tagen zusammen, jeder war, als er auszog, auf zwanzig Tage mit Lebensmitteln versehen, die umliegenden Juneh-is schenkten noch etliche Stück Hornvieh für das Lager. Wir konnten also noch eine Zeit lang aushalten. Im Kriegsrathe sagten die Anführer, daß es nothwendig sei, noch drei Nächte hinter einander den Feind zu ermüden und den Sturm zu versuchen; gelinge aber der Ueberfall nicht, so bleibe nichts anderes übrig, als mit der großen Zahl versammelter Krieger, anstatt gegen die Krepost Tschepsun, die auf ihrer Hut sei, gegen die zehn Stunden südlicher liegende Krepost am Flusse Tu sich zu wenden, wo man uns nicht erwarte. Nach vielem Widerreden ging man auf diesen Vorschlag ein, und wir zogen von Neuem gegen die Krepost. Drei Nächte hinter einander suchten wir uns dem Feinde unversehens zu nähern, aber er war stets gerüstet und unter Waffen und feuerte die ganzen Nächte hindurch; und obgleich wir schon vorsichtig waren und nicht mehr unnütz Leute verloren, sahen wir doch ein, daß wir unsern Vorsatz nicht ausführen konnten. Unsere Leute waren sehr unzufrieden, murrten, schimpften und bedrohten uns; wir wußten selbst nicht, was aus uns werden sollte, und fingen an, den Verdacht zu hegen, daß die beiden Anführer uns zum Besten hätten und dem Feinde in die Hände arbeiteten. So kamen wir, den Angriff aufgebend, in der schlechtesten Stimmung nach Kubat zurück. Dort sammelten sich wieder die Thamata und der Kriegsrath beschloß, den andern Tag gegen Tu zu ziehen. Wer mitgehen wollte, der sollte sich am andern Tage um Mittag im Kriegskreise einfinden; wer keine Lust hätte, der brauchte nicht zu schreien und

zu schimpfen, sondern sollte noch heute nach Hause gehen. Mehr als zweitausend Männer verließen noch vor Abend das Lager.

Den andern Tag Mittags sammelten wir uns und nach dem Gebete setzten sich die Thamata auf ihre Plätze, die Krieger formirten den Kreis, und es wurde über die Art des Marsches berathen. Zazi-ok Mehmet saß schweigend im Kreise; aber als man auch seine Meinung hören wollte, verlangte er, daß man sein Pferd bringe, schwang sich auf dasselbe und begann zu reden. Wir wollten anfangs kaum unseren Ohren trauen, als er sprach. Er sagte, daß es ihm gar nicht einfalle gegen Tu zu ziehen, bevor Tschepsun nicht eingenommen sei, daß der heiligste Karar uns binde, die Krepost zu erstürmen, daß unsere Weiber uns nicht in die Juneh lassen würden, wenn wir mit leeren Händen und meineidig zurückkehrten, daß, wenn der Ueberfall bisher nicht gelungen, die Ursache davon sei, daß die Russen von jeder unserer Bewegungen wohl unterrichtet und gerüstet gewesen, daß, da jetzt alle feigen Leute und wie er glaube auch alle Spione nach Hause gegangen, wir, obgleich an Zahl etwas schwächer, doch im Geiste viel stärker und noch immer viermal so stark wie die Russen seien; die Russen, welche seit acht Tagen fortwährend auf den Beinen gewesen, müßten sehr müde sein, und da sie uns nicht mehr erwarteten, würden sie jetzt ohne Zweifel ausruhen; wir könnten also sicher sein, sie diese Nacht unversehens zu überfallen; wenn wir heute die Krepost nicht nähmen, wo sie erst halb fertig sei, so würden wir sie in drei Monaten noch weniger einnehmen können und dann sei es aus mit unserer Ruhe; schon früher seien nur selten Handelsleute gekommen, um uns Waaren zu bringen,

seit aber der Feind sich an dieser Stelle anbaue, komme gar keiner mehr, und bald werde das Salz so selten im Lande werden wie das Geld; er, Zazi-ok Mehmet, und seine Famlie seien fest entschlossen, den Ueberfall zu wagen, und sollte Niemand seines Namens mehr am Leben bleiben, und wenn der Adighe so tief gesunken, daß er den heiligen Zawa-Karar nicht mehr achte, so werde er allein mit den Seinen ihn halten.

Ich rühme mich, daß ich einer der Ersten war, der an seine Seite trat, dann jene, welche den Tod ihrer Verwandten zu rächen hatten, dann immer mehr und mehr; zuletzt wurde der Vorschlag mit einstimmigem Jubel angenommen, der Zawa-Karar erneuert und der Schwur geleistet, die feindliche Krepost zu nehmen oder zu sterben.

Ungefähr zwei Stunden vor Tagesanbruch waren wir geordnet, wir waren eine Viertelstunde von der Krepost entfernt und durch Gebüsche und Hügel gedeckt, denn der Mond schien hell und man konnte weithin sehen. Der Anführer frägte, den Schakalsruf nachahmend, ob Alles geordnet und fertig sei; jeder von uns, der einen der acht Haufen führte, gab den Ruf zurück; eine Viertelstunde später, während Alle schon laufbereit standen, ertönte von Seiten des Anführers der Ruf der Nachteule, das verabredete Zeichen zur Bewegung. Achttausend Menschen setzten sich augenblicklich in Marsch. In größter Stille, mit schnellen Schritten, aber ohne zu laufen, und die Waffen fertig auf die Krepost losgehend, hatte ich mit meinem Haufen vielleicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ein Gewehrschuß der Schildwache auf dem Walle und dann mehrere Schüsse fielen, Trommelwirbel erklang und gleich darauf ein

Kanonenschuß nach dem andern donnerte. Wir fingen nun an, so schnell wie möglich gegen die Wälle zu laufen und zu schreien. Die Kanonen- und Flintenkugeln tödteten uns viele Leute, besonders nahe am Graben schossen die Kanonen mit kleinen Kugeln und so dicht, als wenn man Erbsen an die Wand wirft. (Der Erzähler meinte das Kartätschenfeuer.) Aber wir waren schon zu weit, um jetzt zurückzulaufen, in einem Nu waren wir im Graben und am Walle. Die Meisten hatten ihre Gewehre weggeworfen und stürzten, nur die Sschaschhun in der Hand, unter die Russen. Drinnen begann erst der schrecklichste Kampf. Die Russen wehrten sich gut, die bei den Zelten wurden jedoch bald niedergehauen, aber auch viele von unsern Kriegern verloren das Leben. Ich büßte mein linkes Auge ein und bekam einen Schuß in das Knie, konnte aber bis zum Ende fortkämpfen. Am schwersten hatten wir es bei der Caserne, wohin sich die meisten Russen geflüchtet; auch Kanonen hatten sie dort und schossen aus allen Oeffnungen auf uns. Mit dem Feueranlegen ging es schlecht, das Feuer wollte nicht fangen, und beständig fielen mehr unserer Leute. Aber Niemand dachte daran, zu flüchten. Die Thore wurden mit Hacken und Beilen, die man in den Zelten gefunden, aufgebrochen, an die Fenster und das Dach Leitern angelegt; wer fiel, fiel eben, Andere nahmen gleich seine Stelle ein; Alt und Jung war wie rasend. Hatte man sich früher wüthend geschlagen, so war das nichts im Vergleich mit dem, was in den Gängen, in den Zimmern der Caserne vorging; dort wurde kein Schuß, nur Geschrei und Hiebe gehört; die Russen wehrten sich verzweifelt mit Gewehren, Hacken, Messern, Fäusten und Zähnen; wir wollten auch nur

Blut für das Blut der vielen unserer Leute, die an diesem Tage gefallen. Es war schon lichter Tag, als Alles in unseren Händen war. Kaum vierzig Russen blieben am Leben, und auch diese waren meistens verwundet. Aber auch wir hatten viele Leute, vielleicht fünfzehnhundert, verloren; alle Pferde, die wir in Kubat gelassen, reichten kaum hin, die Todten und Verwundeten nach Hause zu führen."

Hier endigt die Erzählung des alten Abasa. Wall und Graben von Tschepsun existiren noch immer, der Adighe zeigt stolz auf die vernichtete Feste; ich fand dort noch sieben Stück schwere eiserne Geschützröhren, welche die Einwohner nicht wegzuschaffen vermochten.

Nachgelassene Schriften
von Ludwig Börne.

Immer bleibt es ein Verlust, wenn von bedeutenden Männern Geistesproducte verloren gehen. Aber es ist nicht minder beklagenswerth, ihre Muse in ihren mißlaunigen Alltagsmomenten dem großen Publikum bloßgestellt oder Dinge von ihr offenbart zu sehen, die der Discretion, aber nicht der Oeffentlichkeit anheimfallen sollten. Dazu müssen Sie noch rechnen, daß Härte gegen Zeitgenossen und Rücksichtslosigkeit im Ausdruck des persönlichen Egoismus sich gedruckt weit schlimmer ausnehmen als in der Wirklichkeit, da es dem starren Buchstaben nicht zu Gebote steht, den mildernden Blick des Auges, das heitere Lächeln des Mundes und den versöhnenden Ton der Stimme neben dem Inhalt des Gesagten zur Anschauung zu bringen. Darum haben alle Nachlaßsammler die Pflicht, mit freier, aber doch tactvoller Kritik Manuscripte, die der Verfasser niemals für die Herausgabe bestimmte, von störenden Auswüchsen zu reinigen. Börne's selige Erben besaßen entweder weniger Urtheil oder weniger discrete Noblesse als Geldappetit, sonst würden sie ihren großen Ahn nicht im Negligee, ja sogar in Schwimmhosen in den Salon der Literatur geführt haben.

Börne schrieb höchst vertrauliche Briefe an seine intime Freundin in Frankfurt und da diese seine Schwächen gerade so genau kannte, als er die der deutschen Regierungen und des deutschen Philisterthums, so hatte er sich durchaus nicht zu geniren, brauchte nie ein Mißverstehen zu befürchten und nie vor peinlicher Beurtheilung besorgt zu sein. So springt denn auch der lebenskecke Dämon seines Styls über Tische und Bänke, stellt den hochwürdigsten Personen ein Beinchen und schlägt mitten in dem ehrsamen Stübchen der Dame ein Rad, ohne daß sie daran Anstoß nimmt. Sie weiß, das Alles ist nicht bös gemeint, ist nur Maske der Heiterkeit vor einem melancholischen Gesicht, nur aphoristische Arabeske diabolischer Ironie um das edle ernste Bild seines Herzens. Börne dagegen weiß, seine Gedanken werden hier nicht mit dem Spiritusmesser des literaturgeschichtlichen Urtheils gemessen, die Schärfe seines Witzes wird nicht mit neugierigem Finger geprüft; der Freundin ist jede Idee lieb, jeder Scherz belachenswerth, und wenn er den guten Namen eines Menschen mit kritischer Vitriolsäure begießt, so erwägt sie, daß dies nicht ein Resultat ruhigen Urtheils, sondern ein voreiliges Experiment des Jähzorns oder Uebermuths ist, wie man es höchstens dem Freunde zeigen darf, ohne moralisch gekreuzigt zu werden. Kurz Börne fühlt, hier darf er sich Alles erlauben, selbst eitel kann er sein und davon macht er denn auch einen weiten Gebrauch. Das ist die Hauptschwäche dieses großen Schriftstellers, dem Deutschland so unendlich viel zu danken hat; sie wäre jedoch in ihren widerlichen Eigenschaften weniger sichtbar geworden, wenn ein verständiger Mann und nicht ein Negociant den Nachlaß edirt

hätte. Statt selbst Eitelkeit auszuüben, sollten es gute Schriftsteller lieber der Nation überlassen, auf ihren Besitz eitel zu sein. Uebrigens ist die kleinlich persönliche Eitelkeit unseres großen kritischen Publicisten von der schmeichelnden Hätschelei unbedeutender Bewunderer und schwachsinniger Freunde gar weidlich gepflegt. Denkt man ferner hinzu, daß Börne wegen seines kühnen Kampfes für Emancipation des deutschen Volksgeistes aus seinem Vaterlande verbannt war und dabei von käuflichen Schriftstellern geschmäht wurde, so kann man es an einem Manne von krankhaft gereiztem Nervensystem nicht so heftig verdammen, wenn er aus der Ferne mit emsiger Freude oder heftiger Empfindlichkeit das verfolgte, was man Daheim über ihn dachte und schrieb. Wer es in ähnlicher Lage nicht ähnlich gemacht hätte, werfe den ersten Stein auf ihn! Haben sich doch ihrer Zeit selbst namhafte Autoren durch literarische Sünden an Börne ein bedenkliches Denkmal gesetzt; so z. B. der sonst so liebe treffliche „Alexis Hering", oder Willibald Alexis, wie er mit seinem Süßwassernamen nach Börne's Meinung heißt. Die meisten zahmen Kaninchennaturen hätten entzückt die langen Ohren spitzen und mit menschlichem Dankgefühl auf den Hinterbeinen herumhüpfen sollen, weil ein Anderer muthig für ihre Rechte sprach! —

Der Nachlaß enthält eine Ergänzung zu den Pariser Briefen nebst anderen Privatschreiben an seine Freundin. Diesen schließt sich im sechsten Bande eine Sammlung vermischter, fragmentarischer Aufsätze und Aphorismen an. Einige französisch geschriebene Stücke bilden das Ende. Das geistreich anregende, thatkräftig sprühende Naturell des Autors drängt sich vielfach

hervor. Immer wieder begegnen wir dem eminenten Talent, durch das kecke Mittenhineinfallen in den Gegenstand, durch unerwartete Antithesen und schneidenden Witz den Verstand zu frappiren und die Seele humoristisch zu überraschen. Der Styl ist derjenige eines Redners, welcher die Fähigkeit hat, seine Ideen als Momentangeburten in kurzen schlagenden Sätzen auszusprechen, unbekümmert darum, ob der Stoff erschöpft oder nur einseitig angegriffen wird. Freilich ist dies einseitige Eindringen oft so tief, daß es auf den Kern des Inhaltes trifft. Alle politische Bösewichte, Dunkelmänner, Leisetreter, Kriecher und käufliche Lumpe des heiligen römischen Reichs finden für ihre Verdienste um die Degradirung ihres Vaterlandes hier einen Vorrath von geistigen Rippenstößen und angemessenen Peitschenhieben. Börne züchtigt erst seine Deliquenten und dann reibt er ihnen die Wunden auf der Rückseite mit dem Pfeffer und Salz des Hohnes und der Lächerlichkeit ein, so daß sie den Erwachsenen zum warnenden Beispiel und den Kindern zum Gespött werden. Jedes Decennium könnte einen Börne gebrauchen, doch brachte nicht jedes Jahrhundert einen hervor.

Ich spreche diese Ueberzeugung um so lieber aus, da die Literatur unserer Gegenwart sich angewöhnt hat, mit einer gewissen Vornehmheit auf Börne's Treiben wie auf das eines überwundenen Standpunktes herabzuschauen, ja den kühnen Streiter selbst für einen heutigen Tages Unbrauchbaren anzusehen. Es liegt dieser falschen Ansicht die Verwechselung des Inhalts mit der Form zu Grunde. Freilich bedürfen wir jetzt einer anderen, ruhigeren und gründlicheren Art der literarischen Kriegführung gegen die harmonische Verbrüderung der Bosheit und Dummheit.

Doch dieser Kampf selbst dauert unaufhörlich fort, wenn auch Schlachtplan, Taktik und Waffen nach den Zeitverhältnissen geändert werden müssen.

So wie nun Gustav Adolph auch auf einem modernen Schlachtfeld ein großer Feldherr sein und die militärischen Errungenschaften der Gegenwart nicht verschmähen würde, so wäre ebenfalls Börne auf unseren modernen Schlachtfeldern des Geistes ein gefürchteter, der guten Sache segensreicher General. Wie nöthig hätten wir einen Mann, der dem übermüthigen Gebahren unserer neuesten Diplomatie die Maske der Heuchelei, der Wichtigthuerei und der Völkerbeglückung vom Antlitz risse und ihr Talent auf das verwiese, was es wirklich nur einzig und allein versteht: nach leeren Worten volle Schüsseln und Gläser an raffinirt besetzten Tafeln ebenso ihres Inhaltes zu erleichtern, als den Geldbeutel der Unterthanen.

Der kritische Journalismus Börne's mit all seinen scharfen Pfeilen des Raisonnements ist bekannt und berühmt genug geworden. Viel zu wenig beachtet blieben dagegen seine sehr reizenden fein und empfindungsvoll geschriebenen Essais, die uns ohne Verleugnung von Witz und Ironie den Gemüthsfonds dieses energischen Originaldenkers zeigen, dabei so viel Phantasie enthüllend, daß dieselbe manchem gefeierten Novellisten zum ersprießlichen Nothpfennig dienen könnte. In diesem Punkte, glaube ich, hat die Literaturgeschichte durch wiederholten Hinweis an der richtigen Anerkennung Börne's Manches gut zu machen. Es sei erlaubt, ein hierher gehöriges Product hervorzuheben.

Die Sylvesternacht eines alten Herzens.

Von Ludwig Börne.

Ich übe ein verlerntes Knabenspiel, ich koste alte Jünglingslust: ich will ein Tagebuch schreiben! So sagte ich mir oft in den Tagen meines Frühlings; doch das Herz war voll und das Blatt blieb leer. Den Gedanken, den Sarg des Gefühls — jetzt kann ich ihn versilbern, jetzt mit Blumen bekränzen; aber schöner war es, als das Herz noch lebte und es stumm war. Die Seligkeit der Jugend, wer faßt sie, wer erklärt sie mir? Gütiger Vater, ich fordere keine der alten Freuden zurück, gieb mir nur die Schmerzen, gieb mir die Thränen meiner Jugend wieder. —

Ich war die Nacht auf einem Balle. In dem Tanzsaale leuchteten Candelaber, die nämlichen, die gestern bei einer Leiche brannten. Junge Mädchen saßen darunter, Schäferinnen unter Bäumen, und schrieben munter die versprochenen Tänze auf. O haltet Wort, haltet alle Wort! Und du, strenger Tod, lächle einmal und bestrafe nicht den Uebermuth dieser Kinder...

Sind diese Mädchenlippen nicht so roth, blühen diese Wangen minder schön, tönt dieses Gekose so lieblich nicht mehr, als es war in den Tagen meiner Jugend? Wie hell sieht mein Auge, seit es der Thau der Sehnsucht nicht mehr befeuchtet! Was mich sonst gerührt, sehe ich jetzt mit Lächeln, ja mit Lachen an. Es giebt keine Welt, Wahrheit ist nur im Traume. Sechsundzwanzig Jahre sind vorübergegangen, seit ich jene Nacht, wo zwei Jahrhunderte sich begegneten, festlich und feierlich begangen.

Ich war noch ein Knabe und ward fern von der Heimath erzogen. Meine Lehrer waren Jünglinge und wie alt und grau erschienen sie mir. Ich hatte zwei Gläschen warmen Wein getrunken und diese heißen Tropfen, wie Meereswogen warfen sie mich himmelwärts. Ich war muthig; stürmte das Herz noch so wild, ich zog nie die Segel ein. Jetzt liege ich furchtsam im Hafen und wage mich nicht hinaus beim stillen Wetter. Mein Herz fürchtet und ich fürchte mein Herz. Man scherzte damals, die Welt würde untergehen um Mitternacht. Es machte mich beklommen, ich kannte den Scherz noch nicht. Als die Mitternacht nahte, trat ich mit offener Brust an's Fenster, Louise stand mir zur Seite. Nicht um alle Küsse Cytherens würde ich mich jetzt in solcher kalten Nacht meines Wämmschens von Flanell entkleiden. Es ertönte der erste Schlag der zwölften Stunde. „Jetzt" sprach Louise. Es zitterten die Sterne, es zitterte eine Thräne in meinem Auge. Der letzte Schlag ertönte. „Jetzt" sprach ich und umschlang Louisen, sie mich. Aber die Welt ging nicht unter, sie ging auf in mir . . . Kleine Freundin, lebst du noch? Doch du lebst mir nicht mehr. Du zogst bald darauf mit deinem Vater in den hohen Norden; ich blieb unter mildem Himmel, doch mich friert jetzt auch. Ich schenkte dir zum Angedenken eine kleine goldene Uhr. Vielleicht besitzest du sie noch, vielleicht hängt sie jetzt an deinem Gürtel und zeigt dir die Stunde, wenn der Fleischtopf an das Feuer zu stellen; oder sie liegt vor dem Krankenbette deiner Tochter und ruft dich, ihr die bittere Schale zu reichen. Auf blauem Schmelz war ein bunter lächelnder Amor gemalt. Noch glänzt,

noch lächelt er gewiß; aber er schimmert uns, er lächelt uns nicht mehr. —

Ein junges Mädchen saß still und traurig in einem Winkel des Saales. Dunkle Locken umschatteten ihr heißes Auge. Aber der Feind der Schönheit hatte noch auf seiner Flucht sie tückisch verwundet. Sie war blatternarbig. Keiner hatte sie zum Tanze aufgefordert. Ich setzte mich zu ihr; ich war verwegen; ich trug keine Krone und wollte ihr die Kränkung und die verlorenen Tänze vergüten. Bald lächelte ich meiner Mühe. Den Generalbaß des Herzens habe ich gelernt; aber ein Liedchen spielen, das jungen Mädchen wohl gefällt — ich vermag's nicht mehr. Was ich fühlte, war so vernünftig, was ich schmeichelte so gediegen, was ich sprach so ungemünzt. Der kluge Jude hätte es verstanden, aber kein Bettler dafür gedankt. Ihr nasses Auge streifte an einen Jüngling vorüber, der mit seiner lustathmenden Tänzerin kos'te. Ist es das, du armes Kind? Wende dich zum Himmel. Nicht die Erde, nicht die Freundschaft, nicht der reiche Frühling mit allen seinen Fluren bringt dir Balsam gegen diese Qual. Ich habe sie auch gekannt. Die Liebe zog breite Furchen durch meine Brust und warf reichen Samen hinein. Doch nur wenige Körner sind aufgegangen und wucherndes Unkraut bedeckte und belohnte nicht den tiefen Schmerz.

Wenn die Jugend und wenn der Tod nicht wäre, würde die Welt nicht alle Tage neu geschaffen; lebten die Menschen fort und fort und keine würden geboren; häufte sich Sünde auf Sünde, Eis auf Eis und die Menschenbrust wäre ein ewiger Gletscher und stürzte mit jedem Athemzuge eine zer-

malmende Lavine herab — o fürchterlich! Die Kinder sind es, die uns vor Gottes Strafgericht bewahren. Die Zeit ist zu kurz zwischen Wiege und Sarg, uns zur ewigen Verdammniß hinanzureifen. Darum liebet die Alten; sie brauchen Liebe, denn sie verdienen sie nicht. Darum ehret die Kinder, denn sie bitten für euch, sie beschirmen euch.

Als ich ein Knabe war, träumte ich von guten und bösen Menschen. Ich ward ein Mann, suchte die Bösen und fand sie nicht — da suchte ich auch die Guten nicht mehr. Ich träumte von edlen Rittern und vom finstern Walde, worin grimmige Räuber hausen. Ich suchte den Wald und die schrecklichen Räuber und fand nur lächelnde Schurken in freundlichen Zimmern — da suchte ich keinen edlen Ritter weiter. Ich träumte von Löwen und Tigern, die fromme Lämmer zerrissen, ich suchte den Kampf mit ihnen und fand nur dumme Schäfer, die dümmere Schafe schoren. — Da sank mein Arm und ich spottete der Schafe. Ich träumte von Muth und Großmuth, von Gerechtigkeit, von Freundschaft und Entsagung; ich träumte, man würde diese Tugenden alle von mir fordern und ich versprach sie alle. Als ich ein Mann geworden, forderte man nichts als Geduld von mir; und ich entfloh Ich träumte von Vaterland — wie liebte ich es! Ich ging in die Fremde und übertrat nichts als die Grenze der Polizei. Jetzt lächle ich auch dieses Traumes; wo Freiheit, da ist mein Vaterland und allen Rebensaft des deutschen Rheins gebe ich für den Thran eines freien Samojeden hin.

Wie sauer ist dieser Wein, wie lahm sind diese Tänze, Musik, wie bist du so alt geworden! Einst trugst du mich auf

deinen goldenen Flügeln hinauf zur goldenen Sonne der Freude, und war ich lustentbrannt, fächeltest du meine heiße Brust und trugst mich wieder hinab und legtest mich sanft auf die kühle blumenüppige Erde nieder. Wie bist du so alt geworden! Ich trinke noch, ich höre Flöten und Geigen, ich tanze; aber ich könnte Brüche dabei rechnen wie ein Krämer und ich irrte mich nicht. Mein Leben ist hohl, die Schaale ist leer und ich ernähre mich kümmerlich von der armen Scharre meiner Jugend. Was vergütet die schwelgerische Blume des Frühlings? Die heiße hoffnungsfrohe Arbeit des Sommers. Was den Sommer? — Die fröhliche Ernte. Was die Lust des Herbstes? — Der Heerd im Hause. So vergütet Freiheit den Wein, die That die Liebe und das Vaterland die Jugend — und wo es nicht geschieht, wäre besser zugleich zu sterben mit seinem Herzen, und mit dem letzten Liebesseufzer den letzten Athemzug zu hauchen.

Wo dreizehn frohe Menschen sitzen, stirbt Einer und Alle erkranken an der Furcht des Todes. Der Tod ist gewiß, ungewiß ist nur das Leben. Gefahrvoll ist die Freude, sicher macht uns nur die Trauer. Wir spielen um helle Augen auf schwarzen Würfeln und wir werfen alle gleich. Wir spielen nur um oben und unten, um diese und jene Seite, um jetzt und einst. Sechs fallen immer, rechnet man die Freuden, die das Grab bedeckt, rechnet man die Hoffnung dem Genusse zu. Der Glückliche hat nichts zu fordern, der Unglückliche muß borgen.

Ich sah eine Braut weinen, weil sie glücklich war. Nichts schenkt uns das geizige Leben, mit Thränen bezahlen wir Alles. Wer viel gekauft, hat viel geweint.

Frischer Morgenwind! Es schwellen die Segel, es schwillt das Herz in der Brust. Der Matrose raucht Gedanken, der alte Steuermann lächelt. Immer fort, immer fort. Wir suchen die Ruhe, wir suchen den Sturm; wir finden den Tod im Hafen oder in der Tiefe des Meeres. Nur fort, immer fort! Das Schiff steige oder sinke. Nur immer fort, nur keine Stille des Windes.

Humboldt's Reise in die Aequinoctial-gegenden.

In deutscher Bearbeitung von Hermann Hauff.

Wie es gewöhnlich mit einer großen Autorität geht, daß sie mehr berühmt als bekannt, mehr bewundert als gelesen ist, so geht es auch mit Alexander von Humboldt.

Fragen Sie eine Anzahl von gebildeten jüngeren Leuten, welche Werke dieselben von Humboldt kennen und Sie werden in der Regel nur eins nennen hören, den Kosmos, den jeder gelesen, oder wenigstens zu lesen angefangen hat, auch wenn ihm alle nöthigen Vorkenntnisse dazu fehlten; er glaubte dadurch das kleine und große Einmaleins der Naturwissenschaften vorwärts und rückwärts hersagen zu lernen. Auch dem, der sich hierin bitter getäuscht sah, blieb der Kosmos doch Lieblingswerk, weil er Modesache war. Wie schwärmte man lange Zeit auf das Zärtlichste von diesem Werke und selbst die Damen glaubten die Erkenntniß der Welt in ihrem Strickbeutel zu haben, wenn der Kosmos, natürlich ungelesen, auf ihrem Büchertisch stand. Von Halbgelehrten und Halbwissern aber, die immer wegen ihrer krankhaften Gallenbereitung an geistiger Magensäure der

Mißgunst leiden und daher nichts Tüchtiges gesund verdauen können, von diesen wurde jener sinnlosen Verhimmelung gegenüber eine ebenso unsinnige Auslassung über den Kosmos laut. Man warf ihm vor, für die Wissenschaft so wenig Neues zu bringen und meistens nur Resultate zu recapituliren und zusammenzustellen, die längst bekannt seien. Natürlich mußte es so erscheinen! Nämlich viele naturhistorische Entdeckungen und Feststellungen, die Humboldt vor dreißig, vierzig, funfzig und sechszig Jahren gemacht hatte, waren seit jener Zeit in andere Specialwerke und Lesebücher übergegangen, man hatte den ersten Auffinder vergessen, und da dieser sie jetzt als Schätze des vorhandenen festgestellten Wissens selbst sammelte und wiederholte, schien er Andere zu wiederholen.

Man hatte also Humboldt's frühere Thaten nicht mehr im Gedächtniß, und dies ist es, was in Bezug auf ihn beim gebildeten Publikum so sehr zu beklagen ist.

Nur einige ältere Leute von Intelligenz haben fast alle Werke von Humboldt gelesen.

Woher kommt dies aber?

Unsere jüngere Generation versäumt es doch nicht, etwas Walter Scott, den Gil Blas von Santillana, eine sogenannte anständige Bearbeitung des Casanova, das Oeil de boeuf und dergleichen Bücher pünktlich zu genießen: sind aber diese Schriften weniger alt oder classischer als die von Humboldt?

In keinem Fall, aber sie sind pikanter, und unsere Zeit hat es gelernt, sich mit der naiven Dreistigkeit des Indifferentismus von einer Lectüre abzuwenden, zu der Ernst und Ausdauer gehören. Das Lesen soll ein Spiel, eine Unterhaltung, eine

nervenanregende Abtödtung der Zeit sein, bei der man beiläufig ohne Mühe etwas lernt. Die herbsten Früchte des Forschens und Denkens müssen wie candirter Ingwer durch einen literarischen Aufsud, durch eine elegante, scherzende, manierirte Einkleidung überzuckert und in einzelnen mundrechten Bissen bereit gelegt sein.

Wer anders aber trägt die Schuld an dieser Verweichlichung, als die Halbgelehrten, welche nicht ruhen, bis sie alle Jahre ein Buch gemacht haben, durch das tüchtige Werke geplündert und ihre interessantesten Artikel populär überarbeitet werden? Sie geben wohl auch eine selbstverfaßte Erklärung der Naturwunder heraus, worin sie mit dem Geschmack des Publikums kokettiren und die „schönen Leserinnen" und „geliebten Leser" zwar oberflächlich etwas klüger, aber auch viel fauler zu jeder geistigen Anstrengung machen. Solche Werke gewähren nur einen Scheinnutzen; in Wahrheit sind sie ein Ruin für die Nation, denn sie demoralisiren den Fleiß der Jugend und die Ausdauer der Erwachsenen, welche ihr Hauptleserpublikum bilden. Wer sich an dieses Honigwasser gewöhnt hat, der wird den reinen Quell der Wissenschaft nicht mehr trinken mögen, und man darf sich nicht wundern, daß die Leser der neuern „populären" Schriftsteller, dieser literarischen Colporteure der Naturkunde, die Werke von Humboldt und andern ebenbürtigen Geistern viel zu ernst finden.

Möchte sich doch der Deutsche, dessen Kraft und Neigung so sehr für das Tüchtige geschaffen ist, jene Thatsachen immer klarer machen und es in der Ordnung finden, daß es nicht ohne eine kleine Geistesanstrengung abgehen kann, wenn man seinen Geist in irgend einer Wissenschaft erweitern will. Auch

hier gilt der Satz, daß man nur im Schweiße seines Angesichts sein Brod verzehren soll.

An einer solchen Thätigkeit der Lectüre sich zu versuchen, bietet eins der ersten und inhaltsvollsten Werke Humboldt's die beste Gelegenheit dar.

Es ist die Reise in die Tropengegenden von Amerika, welche der große Gelehrte mit dem berühmten Aimé Bonpland einst machte und welche den Grund zu seinem Ruhm gelegt hat.

Sie war ursprünglich in französischer Sprache geschrieben, und es erschien davon später eine durch Entstellungen und sprachliche Mängel sehr widerwärtige Uebersetzung, die daher nur geringen Anklang fand und wenig bekannt wurde, wie sich denn auch Humboldt selbst niemals entschließen konnte, darin zu lesen.

Desto mehr Freude empfand er noch kurz vor seinem Tode über diese Uebersetzung und Bearbeitung von Hauff. Humboldt unterstützte das schöne Ganze durch Revisionen und Anmerkungen und endlich durch eine Vorrede.

In Rücksicht auf den Laienstandpunkt des großen Publikums kam man mit dem Autor überein, alle zu wissenschaftlich ausführlichen Einzelheiten über Mineralogie, Botanik, Breiten- und Meerestiefenmessungen u. s. w. hinwegzulassen, und wir empfingen daher gleichsam den Stamm mit den nothwendigsten Wurzeln, Aesten, Blüthen, ganz besonders aber mit den Früchten.

Wir dürfen es freudig als einen hochwichtigen Gewinn ansehen, dies Werk nun endlich in einer vortrefflichen deutschen Uebertragung zu besitzen, denn da es nicht nur mit einer wunderbaren poetischen Frische und mit einer bei einem damals noch

jungen Autor staunenswerthen Ruhe der Auffassung und Darstellung geschrieben, sondern ganz vollkommen im echt deutschen Genius des Fühlens und Denkens geschaffen ist, so wurde es nun gleichsam als unser ursprüngliches Eigenthum im vaterländischen Gewande unserer Nation zurückgegeben, ein deutscher Geistesschatz, der in den Formen der französischen Sprache verhüllt lag.

Es ist erhebend und rührend zu sehen, wie der alte Humboldt gerade noch so schreibt, wie der junge, ohne jede Spur von absprechender Bestimmtheit und wissenschaftlicher Anmaßung, sondern vielmehr mit jener Bescheidenheit des echten Gelehrten, ja des Weisen, der eingesehen hat, daß all' unser Wissen nur Flickwerk ist. Auch über menschliche Charaktere und gesellschaftliche oder staatliche Zustände sind seine Urtheile die des wahren Philosophen, niemals streng, niemals leidenschaftlich, immer tolerant und voll menschlicher Mäßigung, vor Allem aber voll von der edlen Würde echter Freiheitsliebe. Es wird nicht leicht wieder eine Persönlichkeit von so großartigen hundertfältigen Anlagen, von so viel sinnlicher Naturkraft geboren werden, deren ganzes Pathos ein sittliches im höchsten Sinne ist und einzig und allein in der Begeisterung für die Erkenntniß der realen Welt liegt. Eine solche Persönlichkeit war Humboldt, und vielleicht mehr noch als der Aristoteles der Griechen. Es gehört zu den Aufgaben künftiger Jahrhunderte, die Bedeutung Humboldt's gerechter zu ermessen, als es die Gegenwart im Stande ist. Das gefundene Resultat dieser Beurtheilung wird größer ausfallen, als die kühnsten Erwartungen vermuthen können.

Nicht nur das deutsche Publikum, — überhaupt das ganze

gebildete Publikum der Welt hat dem Wirken Humboldt's während zweier Menschenalter eine ununterbrochene warme Theilnahme gewidmet, ein Beispiel, wie es von solcher Stärke in der Geschichte wohl einzig dasteht. Selbst Goethe's günstiges Loos als fort und fort geliebter Autor kann damit nur annäherungsweise verglichen werden, da bei ihm als einem Dichter seine Wirkung und Anerkennung mehr und enger an die Grenzen der Muttersprache gefesselt waren und erst nach langer Zeit in ihren idealen Einflüssen sich kosmisch autorisirten und über Deutschland hinausströmten.

Ein Mann der Wissenschaft und Forschung hat an und für sich ein concreteres allgemeines Element. Er spricht in Betrachtungen, Entdeckungen und Thatsachen, die durch ihre praktische Seite, durch ihr wißbegierbefriedigendes Material sofort bei der gesammten Menschheit verfangen und dabei von keiner nationalen Geschmacksrichtung gebunden werden. Dieser letzteren sind alle Kunstproductionen, wie philosophisch-literarischen Raisonnements unterworfen, von jenen sogar die Leistungen der bildenden Künste und der Musik fast noch peinlicher als die der Poesie, obgleich sie ohne Sprache durch Auge und Ohr wirken. Nur erst in ihrer höchsten Vollendung erzwingen sie sich als Monumente der Weltbildung Einfluß und Dauer.

Bei Humboldt vereinigten sich seltene und sehr glückliche, man könnte sagen höchste Eigenschaften, welche ihn befähigten, als wissenschaftlicher Autor fortwährend in den ersten Reihen der größten Capacitäten stehen zu bleiben.

Es sind besonders: Vielseitigkeit gründlichsten Wissens; wunderbare, sich gleichbleibende Thätigkeit und Geistesfrische; vollständig

freies Denken in Religion und Politik, welches keine fanatische, parteiische Färbung oder Bornirung der Ideen zuläßt; die Kraft, sich bis zur letzten Arbeit in der künstlerischen Darstellung zu steigern und in dieser Arbeit (Kosmos) gleichsam alle zerstreuten Strahlen wie in einem Brennspiegel zu sammeln; das Glück, immer neue wichtige Entdeckungen zu machen, welche der Zufall vielen der größten Specialforscher verborgen hielt; und endlich die nicht minder große Schicksalsgunst eines seltenen Alters, jene nothwendige breite Basis von Zeit, welche auch Goethe, Voltaire, Titian und manchem andern Nestor der Production zu Gute kam, um darauf eine so große Zahl umfangreicher Bauten zu errichten. Und noch eins: Humboldt war reich. Er konnte seine geistigen Bewegungen in's Große treiben und hat nach und nach beinahe sein ganzes Vermögen auf seine Reisen und Studien verwandt. Die deutschen Gelehrten leiden gewöhnlich an Armuth und da ihre zweiunddreißig Regierungen wenig Geldopfer für die Wissenschaft bringen, so kommt es, daß der deutsche Forschergeist scheinbar vom französischen und englischen, dem mehr pekuniäre Mittel zu Gebote stehen, bei solchen Fragen überflügelt wird, die Reisen, Ausgrabungen, Laboratorien, Privatsammlungen ꝛc. nothwendig machen. So ist der deutsche Geist z. B. ohne seine Schuld bei den archäologischen Forschungen nach antiken Städteüberresten und bei der Erörterung der Pfahlbauten und der fossilen Menschen- und Thierknochen schwächer betheiligt, als man es im Verhältniß zum Umfang des deutschen Wissens erwarten sollte. Solche Untersuchungen lassen sich nicht wohlfeil hinter dem grünen Tische abthun. Man nenne mir doch die Summen, welche

deutsche Fürsten oder Ministerien für Nordpolfahrer, für Afrikareisende, für Aufdeckungen von Ninive oder Babylon u. s. w. dargebracht haben: mit Ausnahme der Gelder für die Lepsius'sche Aegyptologie bilden diese Spenden ein erbärmliches Facit! Zu solchen idealen Zwecken haben selbst die Landtage keine Subventionen vorzuschlagen gewußt; immer aber ist man bei Kasse, wenn irgendwo der deutschen Armee der fehlende eilfte oder zwölfte Uniformknopf angenähet werden muß, damit man den Feind — wo ist er? — kampfbereit einschüchtern kann. Doch genug von dieser eigenthümlichen Geldverwaltung zum Wohle der Cultur.

Eine unbefangene Betrachtung wird Ihnen zeigen, daß auch das hervorragendste Talent nicht fähig gewesen sein würde, eine solche Bedeutung wie Humboldt zu gewinnen, wenn ihm nur eine jener vorerwähnten Eigenschaften und Vergünstigungen gemangelt hätte. Daß Humboldt von Großen, von Vornehmen und Fürsten begünstigt, geehrt, zu Stellungen erhoben und in seinem Wirken unterstützt wurde, kann man nicht als einen Glücksfall erwähnen, denn die Gunst der Mächtigen drängt sich immer gar hochherzig heran, wenn sich Gelegenheit zeigt, eine anerkannte, zur Decoration der Höfe und Akademien passende Berühmtheit zu protegiren, deren Begünstigung Aller Augen auf sich zieht. Viel schwerer wird es hohen und höchsten Wohlthätern, das noch nicht autorisirte Verdienst aufzufinden und zu unterstützen, denn diese That wirft keinen großen Reflex auf den Vollbringer, erfordert aber eben deshalb edle Selbstverleugnung, eigenes Urtheil und warme Liebe für die Sache, Eigenschaften, die freilich selten vorhanden sind. Schweigen wir von diesem

beiläufigen Capitel, das sich übrigens für Eingeweihte mit einem Satze erklärt, wenn man sagt: die mächtigen Protectoren protegiren fast immer nur — ihren eignen Ruhm. —

Ein rein materielles Interesse, welches durch abenteuerliche Begebenheiten fesselnd wäre, bietet Humboldt's Reise in die Aequinoctialgegenden nicht dar. Sie gleicht einer einfach und schmucklos geschriebenen Zusammenarbeitung eines Riesentagebuches und zeigt einen Mann, dessen Seele mit Allseitigkeit nur für die höheren Interessen der Naturwissenschaft offen war. Es sei mir vergönnt, hier einige Schilderungen und Betrachtungen Humboldt's über das merkwürdige Erdbeben von Caracas aneinander zu reihen. Sie enthalten die Ideen zu denjenigen Auffassungen, die in der nachfolgenden Epoche der Geologie den Tiefblick in das geheimnißvolle Innere der Erde erleichterten.

Das Erdbeben von Caracas.

Von Alex. von Humboldt.

Gleich nach meiner Ankunft in Terra Firma war mir der Zusammenhang zwischen zwei Naturereignissen, zwischen der Zerstörung von Cumana am 14. December 1797 und dem Ausbruch der Vulkane auf den kleinen Antillen, aufgefallen. Etwas Aehnliches zeigte sich nun auch bei der Verwüstung von Caracas am 26. März 1812. Im Jahre 1797 schien der Vulkan der Insel Guadeloupe auf die Küste von Cumana reagirt zu haben; fünfzehn Jahre später wirkte, wie es scheint,

ein dem Festlande näher liegender Vulkan, der auf St. Vincent, in derselben Weise bis nach Caracas und an den Apure hin. Wahrscheinlich lag beide Mal der Heerd des Ausbruchs in ungeheurer Tiefe, gleich weit von den Punkten der Erdoberfläche, bis zu welchen die Bewegung sich fortpflanzte.

Vom Mai 1811 bis April 1812 spürte man auf der Insel St. Vincent, einer der drei Antillen mit thätigen Vulkanen, über zweihundert Erdstöße. Die Bewegungen beschränkten sich aber nicht auf das Inselgebiet von Südamerika. Vom 16. December 1811 an bebte die Erde in den Thälern des Mississippi, des Arkansas und Ohio fast unaufhörlich. Im Osten der Alleghanys waren die Schwingungen schwächer als im Westen, in Tennessee und Kentucky. Sie waren von einem starken unterirdischen Getöse begleitet, das von Südwest herkam.

Um dieselbe Zeit nun, wo in den Staaten jenseits der Alleghanys diese lange Reihe von Erderschütterungen anhob, im December 1811, spürte man in der Stadt Caracas den ersten Erdstoß bei stiller, heiterer Luft. Dieses Zusammentreffen war schwerlich ein zufälliges, denn man muß bedenken, daß, soweit auch die betreffenden Länder auseinander liegen, die Niederungen von Louisiana und die Küsten von Venezuela und Cumana demselben Becken, dem Meere der Antillen, angehören. Dieses Mittelmeer mit mehreren Ausgängen ist von Südost nach Nordwest gerichtet und es scheint sich früher über die weiten, allmälig 30, 50 und 80 Toisen über das Meer ansteigenden, aus secundären Gebirgsarten bestehenden, vom Ohio, Missouri, Arkansas und Mississippi durchströmten Ebenen forterstreckt zu haben. Bedenkt man, daß das große Erdbeben von Lissabon

am 1. November 1755 fast im selben Augenblick an der Küste von Schweden, am Ontariosee und auf Martinique gespürt wurde, so kann die Annahme nicht zu keck erscheinen, daß das ganze Becken der Antillen von Cumana und Caracas bis zu den Ebenen von Louisiana zuweilen gleichzeitig durch Stöße erschüttert werden kann, die von einem gemeinsamen Heerde ausgehen.

Auf den Küsten von Terra Firma herrscht allgemein der Glaube, die Erdbeben werden häufiger, wenn ein paar Jahre lang die elektrischen Entladungen in der Luft auffallend selten gewesen sind. Man wollte in Cumana und Caracas die Beobachtung gemacht haben, daß seit dem Jahre 1792 die Regengüsse nicht so oft als sonst von Blitz und Donner begleitet gewesen, und man war schnell bei der Hand, sowohl die gänzliche Zerstörung von Cumana im Jahre 1799 als die Erdstöße, die man 1800, 1801 und 1802 in Maracaibo, Porto Cabello und Caracas gespürt, „einer Anhäufung der Elektricität im Innern der Erde" zuzuschreiben. Wenn man lange in Neu-Andalusien oder in den Niederungen von Peru gelebt hat, kann man nicht wohl in Abrede ziehen, daß zu Anfang der Regenzeit, also eben zur Zeit der Gewitter, das Auftreten von Erdbeben am meisten zu besorgen ist. Die Luft und die Beschaffenheit der Erdoberfläche scheinen auf eine uns noch ganz unbekannte Weise auf die Vorgänge in großen Tiefen Einfluß zu äußern, und wenn man einen Zusammenhang zwischen der Seltenheit der Gewitter und der Häufigkeit der Erdbeben bemerkt haben will, so gründet sich dies, meiner Meinung nach, keineswegs auf lange Erfahrung, sondern ist nur eine Hypo-

these der Halbgelehrten im Lande. Gewisse Erscheinungen können zufällig zusammentreffen. Den auffallend starken Stößen, die man am Mississippi und Ohio zwei Jahre lang fast beständig spürte, und die im Jahre 1812 mit denen im Thal von Caracas zusammentrafen, ging in Louisiana ein fast gewitterloses Jahr voran, und dies fiel wieder allgemein auf. Es kann nicht Wunder nehmen, wenn man im Vaterlande Franklin's zur Erklärung von Erscheinungen gar gerne die Lehre von der Elektricität herbeizieht.

Der Stoß, den man im December 1811 in Caracas spürte, war der einzige, der der schrecklichen Katastrophe vom 26. März 1812 voranging. Man wußte in Terra Firma nichts davon, daß einerseits der Vulkan auf St. Vincent sich rührte und andererseits am 7. und 8. Februar 1812 im Becken des Mississippi die Erde Tag und Nacht fortbebte. Um diese Zeit herrschte in der Provinz Venezuela große Trockenheit. In Caracas und neunzig Meilen in die Runde war in den fünf Monaten vor dem Untergange der Hauptstadt kein Tropfen Regen gefallen. Der 26. März war ein sehr heißer Tag; die Luft war still, der Himmel unbewölkt. Es war Gründonnerstag und ein großer Theil der Bevölkerung in den Kirchen. Um 4 Uhr 7 Minuten Abends spürte man den ersten Erdstoß. Er war so stark, daß die Kirchenglocken anschlugen und währte 5 bis 6 Sekunden. Unmittelbar darauf folgte ein anderer, 10 bis 12 Sekunden dauernder, während dessen der Boden in beständiger Wellenbewegung war, wie eine kochende Flüssigkeit. Schon meinte man, die Gefahr sei vorüber, als sich unter dem Boden ein furchtbares Getöse hören ließ. Es glich dem Rollen des

Donners; es war aber stärker und dauerte länger, als der Donner in der Gewitterzeit unter den Tropen. Diesem Getöse folgte eine senkrechte, etwa 3 bis 4 Sekunden anhaltende Bewegung und dieser wiederum eine etwas längere wellenförmige Bewegung. Die Stöße erfolgten in entgegengesetzter Richtung von Nord nach Süd und von Ost nach West. Dieser Bewegung von unten nach oben und diesen sich kreuzenden Schwingungen konnte nichts widerstehen und die Stadt wurde völlig über den Haufen geworfen. Tausende von Menschen (zwischen 9 und 10,000) wurden unter den Trümmern der Kirchen und Häuser begraben. Die Procession war noch nicht ausgezogen, aber der Zudrang zu den Kirchen war so groß, daß drei- bis viertausend Menschen von den einstürzenden Gewölben erschlagen wurden. Die Explosion war am stärksten auf der Nordseite, im Stadttheil, der den Bergen Avila und Silla am nächsten liegt. Die Kirchen della Trinidad und Alta Gracia, die über 150 Fuß hoch waren und deren Schiff von 10 bis 12 Fuß dicken Pfeilern getragen wurde, lagen als kaum 5 bis 6 Fuß hohe Trümmerhaufen da. Der Schutt hat sich so stark gesetzt, daß man jetzt fast keine Spur mehr von Pfeilern und Säulen findet. Die Caserne el Quartel de San Carlos, die nördlich von der Kirche della Trinidad auf dem Wege nach dem Zollhaus Pastora lag, verschwand fast völlig. Ein Regiment Linientruppen stand unter den Waffen, um sich der Procession anzuschließen; es wurde, wenige Mann ausgenommen, unter den Trümmern des großen Gebäudes begraben. Neun Zehntheile der schönen Stadt Caracas wurden völlig verwüstet. Die Häuser, die nicht zusammenstürzten, wie in der Straße

San Juan beim Capuzinerkloster, erhielten so starke Risse, daß man nicht wagen konnte, darin zu bleiben. Im südlichen und westlichen Theil der Stadt, zwischen dem großen Platz und der Schlucht des Caraguata, waren die Wirkungen des Erdbebens etwas geringer. Hier blieb die Hauptkirche mit ihren ungeheuern Strebepfeilern stehen.

Bei der Angabe von 9 bis 10,000 Todten in Caracas sind die Unglücklichen nicht gerechnet, die schwer verwundet erst nach Monaten aus Mangel an Nahrung und Pflege zu Grunde gingen. Die Nacht vom Donnerstag zum Charfreitag bot ein Bild unsäglichen Jammers und Elends. Die dicke Staubwolke, welche über den Trümmern schwebte und wie ein Nebel die Luft verfinsterte, hatte sich zu Boden geschlagen. Kein Erdstoß war mehr zu spüren: es war die schönste, stillste Nacht. Der fast volle Mond beleuchtete die runden Berggipfel der Silla und am Himmel sah es so ganz anders aus, als auf der mit Trümmern und Leichen bedeckten Erde. Man sah Mütter mit den Leichen ihrer Kinder in den Armen, die sie wieder zum Leben zu bringen hofften; Familien liefen jammernd durch die Stadt und suchten einen Bruder, einen Gatten, einen Freund, von denen man nichts wußte und die sich in der Volksmenge verloren haben mochten. Man drängte sich durch die Straßen, die nur noch an den Reihen von Schutthaufen kenntlich waren.

Alle Schrecken der großen Katastrophen von Lissabon, Messina, Lima und Riobamba wiederholten sich am Unglückstage des 26. März 1812. Die unter den Trümmern begrabenen Verwundeten riefen die Vorübergehenden laut um Hülfe an, und es wurden auch über zweitausend hervorgezogen. Nie hat

sich das Mitleid rührender, man kann sagen sinnreicher bethätigt, als hier, wo es galt, zu den Unglücklichen zu dringen, die man jammern hörte. Es fehlte völlig an Werkzeugen zum Graben und Wegräumen des Schuttes; man mußte die noch Lebenden mit den Händen ausgraben. Man brachte die Verwundeten und die Kranken, die sich aus den Spitälern gerettet, am Ufer des Guayre unter, aber hier fanden sie kein Obdach, als das Laub der Bäume. Betten, Leinwand zum Verbinden der Wunden, chirurgische Instrumente, alles Unentbehrliche lag unter den Trümmern begraben. Es fehlte an Allem, in den ersten Tagen sogar an Lebensmitteln, und im Innern der Stadt ging vollends das Wasser aus. Das Erdbeben hatte die Leitungsröhren der Brunnen zertrümmert und Erdstürze hatten die Quellen verschüttet. Um Wasser zu bekommen, mußte man zum Guayre hinunter, der bedeutend angeschwollen war und es fehlte an Gefäßen.

Den Todten die letzte Ehre zu erweisen, war sowohl ein Werk der Pietät, als bei der Besorgung vor Verpestung der Luft geboten. Da es geradezu unmöglich war, so viele tausend halb unter den Trümmern steckende Leichen zu beerdigen, so wurde eine Commission beauftragt, sie zu verbrennen. Man errichtete zwischen den Trümmern Scheiterhaufen, und die Leichenfeier dauerte mehrere Tage. Im allgemeinen Jammer flüchtete das Volk zur Andacht und zu Ceremonien, mit denen es den Zorn des Himmels zu beschwichtigen hoffte. Die einen traten zu Bittgängen zusammen und sangen Trauerchöre, andere, halb sinnlos, beichteten laut auf der Straße. Da geschah auch hier, was in der Provinz Quito nach dem furchtbaren Erdbeben

vom 4. Februar 1797 vorgekommen war: viele Personen, die seit langen Jahren nicht daran gedacht hatten, den Segen der Kirche für ihre Verbindung zu suchen, schlossen den Bund der Ehe; Kinder fanden ihre Eltern, von denen sie bis jetzt verleugnet worden; Leute, die Niemand eines Betrugs beschuldigt hatte, gelobten Ersatz zu leisten; Familien, die lange in Feindschaft gelebt, versöhnten sich im Gefühl des gemeinsamen Unglücks. Wenn dieses Gefühl auf die Einen versittlichend wirkte und das Herz für das Mitleid aufschloß, wirkte es in Anderen das Gegentheil: sie wurden nur noch hartherziger und unmenschlicher. Bei großen Unfällen geht in gemeinen Seelen leichter der Edelmuth verloren, als die Kraft; denn es geht im Unglück wie bei der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Natur: nur auf die Wenigsten wirkt sie veredelnd, giebt dem Gefühl mehr Wärme, den Gedanken höhern Schwung und der ganzen Gesinnung mehr Milde.

So heftige Stöße, welche in der kurzen Zeitdauer einer Minute die Stadt Caracas über den Haufen warfen, konnten sich nicht auf einen kleinen Theil des Festlandes beschränken. Ihre verheerenden Wirkungen verbreiteten sich über die Provinzen Venezuela, Varinas und Maracaibo, der Küste entlang, besonders aber in die Gebirge des Innern. Guayra, Mayquetia, Antimano, Baruta, la Vega, San Felipe und Merida wurden fast gänzlich zerstört. In Guayra und in Villa de San Felipe bei den Kupferminen von Aroa kamen wenigsten vier- bis fünftausend Menschen um's Leben. Auf einer Linie, die von Guayra und Caracas von Ost-Nord-Ost nach West-Süd-West den hohen Gebirgen von Niquitao und Merida zuläuft, scheint das Erd-

beben am stärksten gewesen zu sein. Man spürte es im Königreich Neu-Granada von den Ausläufern der hohen Sierra de Santa Marta bis Santa Fe de Bogota und Honda am Magdalenenstrom, 180 Meilen von Caracas. Ueberall war es in den Cordilleren aus Gneiß und Glimmerschiefer oder unmittelbar an ihrem Fuß stärker als in der Ebene. Dieser Unterschied war besonders auffallend in den Savanen von Varinas und Casamare. (In dem geologischen System, nach dem alle vulkanischen und nicht vulkanischen Gebirge aus Spalten emporgestiegen sind, erklärt sich dieser Unterschied leicht.) In den Thälern von Aragua zwischen Caracas und der Stadt San Felipe waren die Stöße ganz schwach. Victoria, Maracay, Valencia, obgleich nahe bei der Hauptstadt, litten sehr wenig. In Valecillo, einige Meilen von Valencia, spie der geborstene Boden solche Wassermassen aus, daß sich ein neuer Bach bildete; dasselbe ereignete sich bei Porto Cabello. Dagegen nahm der See von Maracaybo merkbar ab. In Coro fühlte man keine Erschütterung und doch liegt die Stadt an der Küste zwischen Städten, die gelitten haben. — Fischer, die den 26. März auf der Insel Orchila, 30 Meilen nordöstlich von Guayra, zugebracht hatten, spürten keine Stöße. Diese Abweichungen in der Richtung und Fortpflanzung des Stoßes rühren wahrscheinlich von der eigenthümlichen Lagerung der Gesteinsschichten her.

Fünfzehn bis achtzehn Stunden lang nach der großen Katastrophe blieb der Boden ruhig. Die Nacht war, wie schon oben gesagt, schön und still, und erst nach dem siebenundzwanzigsten fingen die Stöße wieder an, und zwar begleitet von einem sehr

starken und sehr anhaltenden unterirdischen Getöse (bramido). Die Einwohner von Caracas zerstreuten sich in der Umgegend; da aber Dörfer und Höfe so stark gelitten hatten, wie die Stadt, fanden sie erst jenseits der Berge los Teques, in den Thälern von Aragua und in den Llanos Obdach. Man spürte oft fünfzehn Schwingungen an einem Tage. Am 5. April erfolgte ein Erdbeben, fast so stark wie das, in dem die Hauptstadt untergegangen. Der Boden bewegte sich mehrere Stunden lang wellenförmig auf und ab. In den Gebirgen gab es große Erdfälle; ungeheure Felsmassen brachen von der Silla los. Man behauptete sogar — und diese Meinung ist noch jetzt im Lande weit verbreitet — die beiden Kuppeln der Silla seien um 50 bis 60 Toisen niedriger geworden; aber diese Behauptung stützt sich auf keine Messung. Wie ich gehört, bildet man sich auch in der Provinz Quito nach allen großen Erschütterungen ein, der Vulkan Tunguragua sei niedriger geworden.

Während man im Thal des Mississippi, auf der Insel St. Vincent und in der Provinz Venezuela gleichzeitig starke Erdstöße spürte, wurde man am 30. April 1812 in Caracas, in Calabozo mitten in den Steppen und an den Ufern des Rio Apure, auf einem Landstrich von 4000 Quadratmeilen, durch ein unterirdisches Getöse erschreckt, das wiederholten Salven aus Geschützen von größtem Kaliber glich. Es fing um zwei Uhr Morgens an; es war von keinen Stößen begleitet, und was sehr merkwürdig ist, es war auf der Küste und 80 Meilen weit im Lande gleich stark. Ueberall meinte man, es komme durch die Luft her und man war so weit entfernt, dabei an einen unterirdischen Donner zu denken, daß

man in Caracas wie in Calabozo militärische Maßregeln ergriff, um den Platz in Vertheidigungszustand zu setzen, da der Feind mit seinem groben Geschütz anzurücken schien. Beim Uebergang über den Apure unter Orivante, beim Einfluß des Rio Nula, hörte Palacio aus dem Munde der Indianer, man habe die Kanonenschüsse ebenso gut am westlichen Ende der Provinz Varinas als im Hafen von Guayra nördlich von der Küstenkette gehört.

Am Tage, an dem Bewohner von Terra Firma durch ein unterirdisches Getöse erschreckt wurden, erfolgte ein großer Ausbruch des Vulkans auf der Insel St. Vincent. Der Berg, von beträchtlicher Höhe, hatte seit dem Jahre 1718 keine Lava mehr ausgeworfen. Man sah ihn kaum rauchen, als im Mai 1811 häufige Erdstöße verkündeten, daß sich das vulkanische Feuer entweder von Neuem entzündet oder nach diesem Strich der Antillen gezogen habe. Der erste Ausbruch fand erst am 27. April 1812 um Mittag statt. Der Vulkan warf dabei nur Asche aus, aber unter furchtbarem Krachen. Am 30. floß die Lava über den Kraterrand und erreichte nach vier Stunden die See. Das Getöse beim Ausbruch glich abwechselnd Salven aus dem schwersten Geschütz und Kleingewehrfeuer, und, was sehr beachtenswerth ist, dasselbe schien weit stärker auf offener See, weit weg von der Insel, als im Angesicht des Landes, ganz in der Nähe des brennenden Vulkans.

Vom Vulkan von St. Vincent bis zum Rio Apure beim Einfluß des Nula sind es in gerader Linie 210 Seemeilen (20 auf einen Grad); die Explosionen wurden demnach in einer Entfernung gehört gleich der vom Vesuv nach Paris. Dieses

Phänomen, dem sich viele Beobachtungen in der Cordillere der Anden anschließen, beweist, wie viel größer die unterirdische Wirkungssphäre eines Vulkans ist, als man nach den unbedeutenden Veränderungen, die er an der Erdoberfläche hervorbringt, glauben sollte. Die Knalle, die man in der neuen Welt Tage lang 80, 100 ja 200 Meilen von einem Krater hört, gelangen nicht mittelst der Fortpflanzung des Schalls durch die Luft zu uns; der Ton wird vielmehr durch die Erde geleitet, vielleicht am Punkte selbst, wo wir uns befinden.

Vom Vulkan Cotopaxi zur kleinen Stadt Honda am Ufer des Magdalenenstroms sind es nicht weniger als 145 Meilen, und doch hörte man während der großen Ausbrüche jenes Vulkans in Honda ein unterirdisches Getöse, das man für Geschützsalven hielt. Die Franziskaner verbreiteten das Gerücht, Carthagena werde von den Engländern belagert und beschossen und alle Einwohner glaubten daran. Der Cotopaxi ist nun aber ein Kegel, der 1800 Toisen und mehr über dem Becken von Honda liegt; er steigt aus einer Hochebene empor, die selbst noch 1500 Toisen mehr Meereshöhe hat, als das Thal des Magdalenenstroms. All die colossalen Berge von Quito, der Provinz de los Pastos und von Popayan, zahllose Thäler und Erdspalten liegen dazwischen. Unter diesen Umständen läßt sich nicht annehmen, daß der Ton durch die Luft oder durch die obersten Erdschichten fortgepflanzt worden und daß er von da ausgegangen sei, wo der Kegel und der Krater des Cotopaxi liegen. Man muß es wahrscheinlich finden, daß der hoch gelegene Theil des Königreichs Quito und die benachbarten Cordilleren keineswegs eine Gruppe einzelner Vulkane sind, sondern

eine einzige aufgetriebene Masse bilden, eine ungeheure, von Süd nach Nord laufende vulkanische Mauer, deren Kamm über 600 Quadratmeilen Oberfläche hat. Auf diesem Gewölbe, auf diesem aufgetriebenen Erdstück stehen nun der Cotopaxi, der Tunguragua, der Antisana, der Pichincha. Man giebt jedem einen eignen Namen, obgleich es im Grunde nur verschiedene Gipfel desselben vulkanischen Gebirgsklumpens sind. Das Feuer bricht bald durch den einen, bald durch den andern dieser Gipfel aus. Die ausgefüllten Krater erscheinen uns als erloschene Vulkane; wenn aber auch der Cotopaxi und der Tunguragua in hundert Jahren nur ein- oder zweimal auswerfen, so läßt sich doch annehmen, daß das unterirdische Feuer unter der Stadt Quito, unter Pichincha und Imbaburu in beständiger Thätigkeit ist.

Vom November 1796 an stieß der Vulkan bei Pasto, der westlich von der Stadt dieses Namens am Thal des Rio Guaytara liegt, eine dicke Rauchsäule aus. Die Mündungen des Vulkans liegen an der Seite des Berges auf seinem westlichen Abhange; dennoch stieg die Rauchsäule drei Monate lang so hoch über den Gebirgskamm empor, daß die Einwohner der Stadt Pasto sie fortwährend sahen. Alle versicherten uns, zu ihrer großen Ueberraschung sei am 4. Februar 1797 der Rauch auf einmal verschwunden, ohne daß man einen Erdstoß spürte. Und im selben Augenblick wurde 65 Meilen weiter gegen Süd zwischen dem Chimborazo, dem Tunguragua und dem Altar (Capac-Urcu) die Stadt Riobamba durch ein Erdbeben zerstört, furchtbarer als alle, die im Andenken geblieben sind. Die Gleichzeitigkeit dieser Ereignisse läßt wohl keinen Zweifel darüber,

daß die Dämpfe, welche der Vulkan von Pasto aus seinen kleinen Mündungen oder ventanillas ausstieß, am Druck elastischer Flüssigkeiten Theil nahmen, welche den Boden des Königreichs Peru erschütterten und in wenigen Augenblicken dreißig- bis vierzigtausend Menschen das Leben kosteten.

Um diese gewaltigen Wirkungen der vulkanischen Reactionen zu erklären, um darzuthun, daß die Vulkangruppe oder das vulkanische System der Antillen von Zeit zu Zeit Terra Firma erschüttern kann, mußte ich mich auf die Cordillere der Anden berufen. Nur auf die Analogie frischer, und somit vollkommen beglaubigter Thatsachen lassen sich geologische Schlüsse bauen, und wo auf dem Erdball fände man großartigere und mannigfaltigere vulkanische Erscheinungen, als in jener doppelten, vom Feuer emporgehobenen Bergkette, in dem Lande, wo die Natur über jeden Berggipfel und jedes Thal die Fülle ihrer Wunder ausgegossen hat? Betrachtet man einen brennenden Krater als eine vereinzelte Erscheinung, bleibt man dabei stehen, die Masse des Gesteins, das er ausgeworfen, abzuschätzen, so stellt sich die vulkanische Wirksamkeit an der gegenwärtigen Erdoberfläche weder als sehr gewaltig, noch als sehr ausgebreitet dar. Aber das Bild dieser Wirksamkeit erweitert sich vor unserm innern Blick mehr und mehr, je näher wir den Zusammenhang zwischen den Vulkanen derselben Gruppe kennen lernen, — und dergleichen Gruppen sind z. B. die Vulkane in Neapel und auf Sicilien, die der canarischen Inseln, die der Azoren, die der kleinen Antillen, die in Mexico, in Guatemala und auf der Hochebene von Quito.

Man hat sich lange darauf beschränkt, die Geschichte der

Natur nach den in den Eingeweiden der Erde begrabenen Denkmälern zu studiren; aber wenn auch im engen Kreis sicherer Ueberlieferung nichts von so allgemeinen Umwälzungen vorkommt, wie die, durch welche die Cordilleren emporgehoben und Myriaden von Seethieren begraben wurden, so gehen doch auch in der jetzigen Natur, unter unseren Augen, wenn auch auf beschränktem Raum, stürmische Auftritte genug vor sich, die, wissenschaftlich aufgefaßt, über die entlegensten Zeiten der Erdbildung Licht verbreiten können. Im Innern des Erdballs hausen die geheimnißvollen Kräfte, deren Wirkungen an der Oberfläche zu Tage kommen, als Ausbrüche von Dämpfen, glühenden Schlacken, neuen vulkanischen Gesteinen und heißen Quellen; als Auftreibungen zu Inseln und Bergen, als Erschütterungen, die sich so schnell wie der elektrische Schlag fortpflanzen, endlich als unterirdischer Donner, den man Monate lang, und ohne Erschütterung des Bodens, in großen Entfernungen von thätigen Vulkanen hört.

Alles weist darauf hin, daß im Innern des Erdballs nie schlummernde Kräfte walten, die mit einander ringen, sich das Gleichgewicht halten und sich gegenseitig stimmen. Je mehr die Ursachen jener Wellenbewegungen des Bodens, jener Entbindung von Hitze, jener Bildung elastischer Flüssigkeiten für uns in Dunkel gehüllt sind, desto größere Aufforderung hat der Physiker, den Zusammenhang näher zu beobachten, der zwischen diesen Erscheinungen sichtbar besteht und auf weite Entfernungen und in sehr gleichförmiger Weise zu Tage kommt. Nur wenn man die verschiedenen Beziehungen und Verhältnisse aus einem allgemeinen Gesichtspunkte betrachtet, wenn man sie über ein

großes Stück der Erdoberfläche durch die verschiedensten Gebirgsarten verfolgt, kommt man dazu, den Gedanken aufzugeben, als ob die vulkanischen Erscheinungen und die Erdbeben kleine locale Ursachen haben könnten, wie Schichten von Schwefelkiesen und brennende Steinkohlenflötze.

Wir haben uns in diesem Kapitel mit den gewaltigen Erschütterungen beschäftigt, welche die Steinkruste des Erdballs von Zeit zu Zeit erleidet, und die unermeßlichen Jammer über ein Land bringen, das die Natur mit ihren köstlichsten Gaben ausgestattet hat. Ununterbrochene Ruhe herrscht in der obern Atmosphäre, aber — um einen Ausdruck Franklins zu brauchen, der mehr witzig ist als richtig — in der unterirdischen Atmosphäre, in diesem Gemisch elastischer Flüssigkeiten, deren gewaltsame Bewegungen wir an der Erdoberfläche empfinden, rollt häufig der Donner. Wir haben von der Zerstörung so vieler volkreichen Städte erzählt und damit das höchste Maß menschlichen Elends geschildert. Ein für seine Unabhängigkeit kämpfendes Volk sieht sich auf einmal dem Mangel an Nahrung und allen Lebensbedürfnissen preisgegeben. Hungernd, obdachlos zerstreut es sich auf dem platten Lande. Viele, die nicht unter den Trümmern ihrer Häuser begraben worden, werden von Seuchen weggerafft. Das Gefühl des Jammers, weit entfernt das Vertrauen unter den Bürgern zu befestigen, untergräbt es vollends; die äußeren Uebel steigern noch die Zwietracht, und der Anblick eines mit Thränen und Blut getränkten Bodens beschwichtigt nicht den Grimm der siegreichen Partei.

Nachdem man bei solchen Gräuelscenen verweilt, läßt man die Einbildungskraft mit Behagen bei freundlichen Erinnerungen

ausruhen. Als in den Vereinigten Staaten das große Unglück von Caracas bekannt wurde, beschloß der zu Washington versammelte Congreß einstimmig, fünf Schiffe mit Mehl zur Vertheilung unter die Dürftigsten an die Küste von Venezuela zu senden. Diese großmüthige Unterstützung wurde mit dem lebhaftesten Danke aufgenommen, und dieser feierliche Beschluß eines freien Volks, dieser Beweis der Theilnahme von Volk zu Volk, wovon die sich steigernde Cultur des alten Europa in jüngster Zeit wenige Beispiele aufzuweisen hat, erschien als ein kostbares Unterpfand des gegenseitigen Wohlwollens, das auf immer die Völker des gedoppelten Amerika's verknüpfen sollte.

Memoiren meines Lebens
von Castelli.

Sie werden gestehen müssen, daß es ein schlechtes Zeugniß für die literarischen Novitäten im Gebiete der epischen Production, der Novelle und des Romans ist, wenn wir uns vorherrschend von den wenigen Werken angezogen fühlen, welche sich auf einfache Wiedererzählung erlebter Thatsachen gründen. Es muß mit den Erzeugnissen freier Phantasie, die doch ein unbeschränktes Feld hat, übel genug stehen, sobald dürftige Begebenheiten aus dem täglichen Leben bei all' ihrer Einfachheit durch den bloßen Reiz des Natürlichen und Wahren mehr Interesse verdienen. Ich spiele damit gar nicht auf solche für die Zeitgeschichte hochwichtige Erzeugnisse an, wie die Memoiren Raumer's oder Varnhagen's Tagebücher, die eine Geißel für düstere Bestrebungen sind; schon ganz gewöhnliche, unbefangene Aufzeichnungen des Lebens sind besser und geistig nahrhafter, als die müßigen Versuche einer vorwitzigen, unfähigen Muse.

Der alte, greise Castelli gehörte, wie bekannt, keineswegs zu den bedeutenderen Poeten Oesterreichs: — er besitzt keine tiefe, gedankenreiche, empfindungswarme Productionskraft, keine künstlerische Durcharbeitung der Form, keine hinreißende Macht

der Phantasie und was der Eigenschaften mehr sind, um sich mit Geistern höheren Ranges in eine Front zu stellen.

Dagegen hatte dieser Mann die Anciennetät langjähriger Erfahrungen und technischer Thätigkeiten im Felde der Schriftstellerei für sich, denn mit Hülfe der Routine, Keckheit und Leichtigkeit einer handlichen Darstellung und unterstützt von einer sinnlich frischen Einbildungskraft im Reiche des Gewöhnlichen hat er seiner Zeit eine wahre Unzahl von Werken und Werkchen (199), besonders für das Theater, verfaßt und bearbeitet und sich zu einer österreichischen Autorität der Literatur mit dem Zunftrecht der handwerksmäßigen Praxis emporgearbeitet.

Sein Leben ist reich an Bewegung innerhalb eines engen Kreises und deshalb doppelt ergiebig, weil er mit der guten Verdauung eines stets so behaglichen als egoistischen Junggesellenthums behaftet war, was ihn zu mancher kleinen Excursion nach rechts oder links ermuthigte. Kenntnisse fehlen ihm dabei nicht, und seine Darstellungsweise ist frei von der zu großen redselig breitschweifigen Alterschwäche; im Gegentheil mag Uneingeweihten oft eine frivole Montirung auffällig und störend erscheinen. Sie kennzeichnet das studenticose alte Veteranenthum, welches sich durch ressourcenübliche Scherze und Schlagworte immer jugendlich zu erhalten sucht. Wir finden in diesen Schriften eine Zeitperiode abgeschildert, deren himmlische Naivetät nicht zum zweiten Male auf Erden wiederkehrt.

Daß Castelli ein gar hohes Alter erreicht hat, giebt seinem Werke viele Abschnitte von Werth, denn es ist für die Erkenntniß der Zeit- und Culturgeschichte ergiebig, wenn recht bejahrte Schriftsteller die Feder ergreifen, um Notizen über ihre Jugend-

zeit niederzuschreiben, was leider nur so wenige fähig und gewillt sind, zu thun. So gehen viele eigenthümliche Portraitzüge des vergangenen Volkslebens verloren, denn die wirkliche Geschichte ist zu wenig ausführlich und zu sehr mit anderem Stoff, mit dem der Thaten überhäuft, um Zeit zur Wiedergabe von einem Genrebild der Zustände zu finden. Der wirkliche und sogenannte historische Roman unternimmt dies zwar, aber nur selten ohne Willkür oder gewissenlose Unkenntniß.

Castelli stellt einen sehr guten Vergleich zwischen dem früheren einfach zofigen und dem heutigen luxuriös aufgeklärten, über alles Maß hinausgehenden bürgerlichen Leben an. Natürlich kann er sich dabei nur an Wien, als das einzige ihm genau bekannte Terrain halten. Aber dieses Terrain ist groß und vertritt stimmführend einen bedeutenden Theil Deutschlands.

Er hat Recht, wenn er meint, der Bürger hatte früher weniger Bedürfnisse. Er war zufrieden, wenn er Mittags seine Suppe, Rindfleisch mit Zugemüse hatte und Abends im Wirthshause sein Gläschen trinken konnte. Er rauchte seinen rothen Dreikönig-Tabak und war nur stolz auf sein Soldatenspiel und auf die Uniform, welche er tragen durfte. Die Bürger bildeten eigene militärische Corps. Da war die bürgerliche Cavallerie, die Artillerie, das zweite Regiment rc. Früher existirte noch ein Corps, man nannte es die Musterkarte, weil ihre ganze Uniform in einem dreieckigen Hute und aus einem Säbel am Bandelier bestand, und Jeder seinen eigenen von den andern verschiedenfarbigen Rock tragen konnte. Bei diesem

Corps befanden sich nur die ärmsten Bürger, die sich eine Uniform anzuschaffen nicht im Stande waren. Es war aber wirklich ein schöner Anblick, bei festlichen Gelegenheiten die Bürger aufziehen und Spalier machen zu sehen. In den Jahren 1805 und 1809 haben sich die Milizen wirklich ausgezeichnet, bei dem Einmarsch der Franzosen alle Wachtposten besetzt und Ruhe und Ordnung in der Stadt erhalten, und ich habe nie recht begreifen können, wie das zu jener Zeit erschienene Theaterstück „Die Bürger von Wien" von Bäuerle eben hier so außerordentlichen Beifall erhalten konnte, da es eigentlich ein Pasquill ist und in der Person des Parapluemachers Staberl einen Wiener Bürger als den dümmsten Menschen zeichnet. In einem andern Lande (und, setzen wir hinzu, bei einem andern Volke von Nationalgefühl) würden Verfasser und Schauspieler mit faulen Aepfeln beworfen worden sein, wenn sie Aehnliches gewagt hätten.

Wollen wir einmal sehen, wie das Leben eines solchen Wiener Bürgers einst beschaffen war. Er stand um fünf Uhr des Morgens auf und ging an sein Handwerk. Um zehn Uhr wurde er dann freilich schon etwas durstig und labte sich mit einem Glase Bier oder einem Seidel Wein sammt einem tüchtigen Stück Hausbrod. Punkt zwölf Uhr mußte das Mittagsmahl aufgetragen sein, welches er an einem Tische mit den Gesellen einnahm. Vor und nach dem Essen wurde gebetet, das versteht sich, denn die Wiener Bürger waren damals fromm. Nachmittags rauchte er sein Pfeifchen und schlief wohl auch ein halbes Stündchen in seinem gepolsterten Schlafsessel, dann ging's aber wieder an die Arbeit, welche bis zum Abend fortgesetzt

wurde. Jetzt aber wurde das Vortuch abgenommen, die Perrücke aufgesetzt, ein Capot angezogen und in das Wirthshaus gewandert, wo bei einem eigenen Tisch die Stammgäste täglich zusammenkamen; da wurde nun Rostbraten, ein paar Würstchen oder sonst eine derbe Speise gegessen und ein paar Gläser Bier oder Wein getrunken, dazu traplirt, ein Kartenspiel, wobei die Karten so groß sind, daß man damit recht in den Tisch hineinschlagen kann; es wurde wohl auch etwas politisirt.

Das Politisiren war aber damals etwas ganz Anderes als heut zu Tage; dabei zeigte sich der sogenannte Wiener Stock-Patriotismus in seiner ganzen Größe. Während man jetzt an Allem, was in Oesterreich geschieht, etwas auszustellen weiß, möchte ich Niemandem gerathen haben, auch das Unsinnigste, was geschah, nicht gut zu finden, und wenn man mit einer Neuerung nicht ganz zufrieden war, so schob man die Schuld auf die Minister. Der Kaiser war in Aller Augen unfehlbar. Er konnte nichts dafür, wenn irgend etwas Schlimmes geschah, aber alles Gute kam einzig und allein von ihm. Der schändlichste Mensch, den sich ein Wiener Bürger vorstellen konnte, war Napoleon.

Das war nun das gewöhnliche ordnungsmäßige Leben eines Wiener Bürgers. Wenn er aber einmal über die Schnur hieb, so führte er im Sommer an einem Sonntage sein Weib und seine Kinder in den Prater, aß dort mit ihnen beim wilden Mann oder beim Papperl für einen Gulden Bancozettel zwölf Speisen, ließ Nachmittags seine Kinder im Ringelspiel fahren, zeigte ihnen das Marionettenspiel, und die ganze Familie versäumte nie, sich auf der in einer Bude befindlichen Wage wägen

zu lassen und sich recht herzlich zu freuen, wenn Eins oder das Andere seit dem vorigen Jahre um ein halbes Pfund schwerer geworden war. Dann wanderten sie langsam und seelenvergnügt nach Hause, der Mann trägt das kleinste Kind und die Frau seinen Rock und seine Perrücke.

Wie unendlich haben sich diese ehemaligen Zustände des Lebens und seiner Sitten ändern müssen, um in die modernen, heut zu Tage geltenden Verhältnisse überzugehen!

Freilich war der deutsche Pfahlbürger von ehedem entsetzlich beschränkt, er schien geboren, um tyrannisirt zu werden. Aber die fortschreitende Cultur hat ihm mit der Bildung zugleich verschwenderische Ueberhebungen über seinen Stand und dünkelhafte Hohlheiten gebracht, die dem guten alten Biedersinn schnurstracks entgegenstehen. Es sind Auswüchse, die erst durch eine innerliche noch gesundere Bildung abgestreift werden können.

Dasselbe findet sich in den übrigen Theilen Deutschlands, dasselbe in Frankreich und England. Die Mittelclassen gehen einer Epoche manierirter Ueberfeinerung entgegen, welche die Schale zum Kern macht und diesen darüber einbüßt. Darum ist es gut, wenn uns von Zeit zu Zeit von Augenzeugen ein Spiegel vorgehalten wird, in dem wir einmal wieder unsere Großeltern am Arbeitstisch sitzen oder auf der Straße gehen sehen. Wenn es auch nicht mehr möglich ist, dadurch die Massen von einer materiellen Aeußerlichkeit zurückzuhalten, so wird es doch immer Einzelnen Sporn genug sein, einer verderblichen Zeitrichtung in seinen engeren Kreisen ein moralisches Gegengewicht zu bieten und der Aeußerlichkeit des Luxus zu steuern. Im Großen und Ganzen geht Alles seinen Gang,

wie es in einer Welt nicht anders sein kann, wo man von oben herab nicht vom Verdienst, sondern vom Credit lebt.

Castelli zeichnet sich durch eine realistische Färbung in der oberflächlichen aber immerhin effectuirenden Skizzirung von Charakteren und Zuständen aus, eine Eigenschaft, die ihm auch für seine Memoirenschriften getreu geblieben ist. Dabei hatte seine beträchtliche Dosis von Witz und Humor, wenn auch oft wohlfeil in plumper Gemüthlichkeit, keine verletzende Schärfe, also nichts von dem Zuge, welcher Saphir das Lob „unvergleichlich reizender Niederträchtigkeit“ einbrachte.

Etwas Aehnliches läßt sich von der Freisinnigkeit des Verfassers sagen. Sie ist sehr beachtenswerth und verdienstlich, und es ist ihm wirklich Ernst um das Wohl des Vaterlandes. Doch diese Freimüthigkeit that keiner Partei gern wehe und so beraubte sie den Verfasser nicht der Möglichkeit, am Ende seines Buches auch die Orden, Pretiosen, Diamantringe und Dosen aufzählen zu können, welche er von fürstlichen Personen wegen seiner literarischen Verdienste erhalten hatte. Hierauf beruht wahrscheinlich das Sprichwort: man soll das Eine thun und darum das Andere nicht lassen. Dies geht auch sehr wohl bei dem Liberalismus jener alten Herren, da derselbe auf breitester absolutistischer Grundlage construirt ist.

Erlebtes und Erstrebtes.

Von Castelli.

Es sei hier für die gute Laune ein kleiner Extract von den humoristischen Einzelheiten zusammengezogen, die Castelli seinen Memoiren eingewebt hat.

Der Autor durchlebte auch die Jahre des französischen Krieges, die leider mit den kommenden Kriegsjahren unserer Zukunft viel traurige Aehnlichkeit haben dürften. Ein Opfer der deutschen Vaterlandsliebe, die man schützen sollte, wurde er dabei von seinem Kaiser gänzlich verlassen. Wird es heutigen Dichtern mit heutigen Fürsten wieder so gehen? Ein Narr, wer auf Antwort wartet, und ein Feigling, wer seine Haut nicht patriotisch zu Markte trägt.

Doch hören wir die tragikomische Situation Castelli's. Auch mich ergriff, so erzählt er, der allgemeine Enthusiasmus, welcher jeden, der sein Vaterland liebte, mit Allgewalt erfaßte, als der Krieg mit Frankreich ausbrach, und da ich mit dem Schwerte für dasselbe nicht kämpfen konnte, so that ich mit der Feder, was in meinen Kräften lag.

Ich verfaßte Aufrufe, Wehrmannslieder und Kriegsgesänge, wie diese in meinen Werken enthalten sind. Ich erlangte einen ziemlichen Grad von Popularität, besonders ging ein Kriegslied für die österreichische Armee in 1000 Abschriften von Hand zu Hand. Ich reichte das Lied bei der Censur ein und bat um die Erlaubniß zum Druck. Als ich nach einigen Tagen mein Gedicht wieder abholte, fand ich den Beschluß darauf: „Kann

gedruckt werden, sobald der erste Schuß geschehen ist." Zwei Tage darauf kam mir ein gedrucktes Exemplar desselben Gedichtes zur Hand. Man hatte einem Fabrikanten, welcher auch eine Abschrift meines Liedes der Censur eingereicht, die Erlaubniß zum Drucke ertheilt, welche man mir, dem Verfasser, verweigerte!

Nicht lange nachher ließ Erzherzog Carl mein Kriegslied in 300,000 Exemplaren bei der Armee vertheilen; da es sich in Folge dessen bei österreichischen Gefangenen vorfand, so wurde ich deshalb von Napoleon nebst einigen anderen Poeten proscribirt. Man sollte mich, wo man mich fände, dem Kriegsgericht übergeben. (Napoleon I. übte stets eine ganz gemeine Verfolgungssucht gegen Privatleute, die als ehrenwerthe Feinde handelten. Er verlangte, daß Jeder ihm zu Liebe sein Vaterland verriethe, wahrlich, jeder Zoll ein kleinlicher Tyrann!)

Ich war damals ein armer ständischer Accessist mit 300 Fl. Gehalt und hatte keine Mittel zur Flucht. Ich wußte mir nicht Rath; da faßte ich den Entschluß, mich an den Kaiser Franz zu wenden und ihn zu bitten, daß er mich einem der vielen Transporte, welche mit Kunstschätzen und wichtigen Staatsurkunden fast täglich nach Ungarn abgesandt wurden, als Begleiter beigebe.

Das Antlitz des Kaisers drückte deutlich den Kummer über das Schicksal seines Vaterlandes aus, und daraus schöpfte ich Hoffnung. Er fragte: „Wer sind Sie und was wollen Sie?"

„Ein armer landständischer Accessist, der noch nicht einmal jährlich seine vollen 300 Fl. bezieht."

„Das ist in der Ordnung, da kann ich nicht helfen."

„Ich bitte auch um eine ganz andere Hülfe, Majestät. Ich bin leider von dem französischen Machthaber proscribirt, ich muß also die Flucht ergreifen.“

„Natürlich.“

„Da nun dieses aber nicht möglich wird, indem ich die Mittel hierzu nicht besitze, so wage ich die Bitte, Ew. Majestät wollen gnädigst geruhen, mich bei irgend einer Absendung als Begleiter zu verwenden.“

„Sie sind also proscribirt worden, sagen Sie, und warum?“

Ich reichte demüthig das Blatt des Moniteur hin. Der Kaiser las, schüttelte den Kopf, zog die Stirne kraus und stieß dann, indem er mir das Zeitungsblatt zurückgab, barsch die Worte heraus: „Ein Kriegslied haben Sie gemacht? Wer hat Ihnen denn das befohlen?“

Ich stand wie niedergedonnert, verbeugte mich stumm und ging. Dessenungeachtet habe ich seit jener Zeit Vieles unbefohlen gethan.

Die Landstände hatten mit ihrem armen Accessisten mehr Mitleid als der Kaiser. Da auch sie Amtliches in Sicherheit zu bringen hatten, so bestimmten sie auch mich zur Begleitung desselben. Dann wurden wir sammt unserm Transport auf einem Kehlheimer Schiffe eingemiethet, welches am nächsten Tage nach Ungarn absegeln sollte. So ging es nach Pesth.

Die Schlacht zu Raab wurde jedoch zu Oesterreichs Nachtheil geschlagen, und wir erhielten Befehl, uns mit unsern anvertrauten Gütern tiefer nach Ungarn hineinzuziehen. Wir segelten also von Pesth mit unserm Kehlheimer Schiffe wieder ab. Eines Abends, als wir gelandet hatten, hörten wir ganz

in der Nähe des Ufers Musik. Ich stieg mit noch ein paar Reisegefährten aus und wir folgten den Tönen. Plötzlich zeigte sich uns ein bisher nie erblicktes Schauspiel. Auf einer Ebene hatte sich eine große Karawane von Zigeunern gelagert. Es waren ihrer wohl über hundert, Männer, Weiber und Kinder. Sechs Zelte waren aufgeschlagen und zwei Wagen, mit Habseligkeiten bepackt, standen dabei. Man kann sich keinen Begriff machen von der Rührigkeit und Lebhaftigkeit, welche hier herrschte. Das Ganze glich einem Ameisenhaufen, der sich fort und fort unter einander bewegt. Die dunkelbraunen, bei Manchen sogar an's Schwarze streifenden Gesichter mit den feurig blitzenden Augen und den schmutzigen Hemden; die ganz nackten Kinder, die häßlichen alten Weiber und die eben auch nicht appetitlichen jungen Mädchen; ein Feuer in der Mitte, wobei in einem großen Kessel Kartoffeln gebraten wurden und dazu die Töne zweier Violinen mit Begleitung eines Hackbretes, — alles dieses zusammen bildete eine sehr interessante Nomadengruppe. Wir zögerten aus Scheu, näher zu treten, doch kaum hatten uns einige erblickt, so liefen sie zu uns und baten um ein Almosen. Wir gaben und traten näher. Ein Mann, der an einem Zelte etwas höher saß als die Uebrigen und eine rothe Mütze trug, schien mir der Oberste dieser Rotte zu sein. Ich trat zu ihm und grüßte. Er rauchte aus einer kurzen Pfeife und nickte nur mit dem Kopfe. Ich fragte ihn, ob er deutsch verstehe; er antwortete nur: „So viel als muß.“ Ich gab ihm einen neuen Zwanziger, er küßte ihn, rückte seine rothe Mütze und sagte etwas in seiner Sprache, das ich nicht verstand. Als wir uns dann zum Weggehen anschickten und er wohl bemerkt haben mochte,

daß ich ein Zigeunermädchen, welches etwas weniger häßlich war als die andern, öfters angesehen hatte, sagt er zu mir: „Kaluma ist mein, ich Dir gieb Kaluma, wenn Du ihr giebst auch so schön Geld." Als ich ihm jedoch dankte, beschenkte er mich dagegen mit einer alten Wurzel gegen Zahnschmerz. Ich habe sie später mit gutem Erfolg versucht. Die Spielleute begleiteten uns noch bis zum Ufer. (Diese Schilderung ist reine ungeschminkte Wirklichkeit; sie zeigt die Zigeuner nicht romantisch reizend, wie sie die Poeten schildern, sondern schmutzig, niedrig, ohne natürliches Ehrgefühl.)

Ich finde es hier am Orte, eine interessante Schiffersage mitzutheilen.

Eines Tages hatte am jenseitigen Ufer des Donauarmes, an welchem unser Schiff stand, ein Schiff mit Tabak an einer dichten Au gelandet und da der Abend sehr angenehm war, so beschloß ich, mich zu diesem hinüberfahren zu lassen. Es wäre ein Seelenvergnügen gewesen, so auf der Spiegelfläche dahin zu gleiten, aber — ach! — die Gelsen! (Mücken.) Sie waren heute unverschämter als jemals. Ich wehte mit dem Sacktuche, ich rauchte, — nein, ich qualmte Tabak, vergebens! Hände und Gesicht waren schon voll Beulen. Ich beklagte mich gegen meinen Schiffer, der ungeachtet seiner braunen, unempfindsamen Haut doch auch schon mit einem Terremtete sich ein paarmal das Gesicht gewischt hatte, und dieser antwortete mir verdrießlich: „Ja, Uram, heute regiert der Gelsenkönig wieder."

Gelsenkönig! hm! sonderbar! dachte ich — eine Gelsenmajestät! Und ich fragte meinen Schiffer, wie er das meine.

„Will ich gern verzählen, wie mir hat mein Vater verzählt,"

antwortete der Mann, „und wie ich kann Deutsch verzählen, wann Uram nur auch capiren.“ Und er erzählte:

„Vor vielen Jahren, weiß ich nit wann, hat mein Vater auch nit gewußt — hat Baja und Alles was is viel Ort um Baja gehört einem reichen Magyar-Fürsten, — ich weiß nit recht, was er hat Namen gehabt, hat mein Vater auch nit gewußt. Der reiche Magyar hat gehabt Mann auf sein Schluß, der hat Alles machen für ihn; hat einnehmen Geld, hat ausgeben Geld, hat aussäen Haber und Korn und Kukoruz und Tabak, und hat einbracht in Scheuern wieder Alles, wann is gewesen zeitig und gut. Terremtete! hat Fürst gar nichts gemacht und hat Mann Alles gehabt über sich, weiß nit wie man solchen Mann heißt, hat mein Vater auch nit gewußt. Herr hat ihm vertraut Alles, denn hat ihn gehabt lieb und gern. Aber — eh batta’ — Mann war Spitzbui, war schlechte Kerl, hat viel gesteckt in sein Sack, was hätt’ stecken sollen in Herrn Sack, hat ausgeben wenig, hat aufschrieben viel, hat einnehmen viel, hat aufschrieben wenig. Herr hat gehabt nit Gedanken von Idee, und Mann is wurn reich, reich, aber schon wie reich! Auf anmal is Herr kummen drüber und drunter, hat visitirt Kisten und Kasten von sein Diener und hat funden Gold und Silber und Edelgestan und Alles, Alles, Alles. Da is fuchtig wurn, hat in sein Gall befuhlen, soll man ihn wegnehmen Klader, soll man ihn binden nackend in Au durt an Bam. Is su gethan, und is mutternackend bunden an Bam, und san kummen die Gelsen auf sein Leib und haben stuchen, aber su stuchen, daß man hat schreien hören bis in Schluß Baja. Da hat Herr sich gesetzt in Schinakel und is

fahren in Au, um zu schauen schlechte Spitzbui wie ihn beißen Gelsen. Wie is kummen in Au, hat nicht geschaut Nackenden, sondern Alles schwarz, nix als Gelsen. Da hat Mitleid gehabt Herr und hat nummen sein Tüchelschnupf und hat jagen Gelsen furt vom Leib. Arme Mann aber hat schreit: Um Willen Gottes! laß mir die Gelsen sitzen auf mich, die san schon full von mein Blut, und thun jetzt nit mehr so viel Schmerz, wenn Du aber jagst furt, so kummen wieder andere Gelsen, hungrige, die saufen wiederum neu Blut und thun wieder neu Wehthat. — Da hat Magyar-Fürst nachdenken und wieder sagen: Wann Du jagst mir diese, so kummen wieder hungrige, die wieder saufen Blut, und auf einmal hat befuhlen, bindet lus Kerl und bringt wieder in Schluß, will ihn wieder haben zu Dienst, denn er hat vull schon sein Sack, nimm ich andere, so füllt andere wieder sein Sack und stiehlt mich noch mehr; und so is gethan, Mann hat denkt an Gelsen, is wurn brave Kerl, hat nit mehr stuhlen und hat lebt bis — bis is sturben, weiß ich nit wann, Vater hat auch nit wußt."

So hatte mein Schiffer erzählt. Ich habe in seinem eignen Dialekte nacherzählt, so gut ich konnte, weil ich darin eine ganz eigene Färbung der Sage fand. Wenn ich darin etwas verfehlte, so mag es mir derjenige verzeihen, welcher dieser Mundart mächtiger ist. Ich fragte meinen Führer nur noch: „Aber lieber Freund, wie hängt denn diese Geschichte mit einem Gelsenkönig zusammen?"

„Recht gut," antwortete er; „wie is sturben der Mann, hat müssen büßen sein Spitzbubereien nach Tudt, weil er hier nit hat abbüßen genug, und is wurn König von Gelsen, und

muß saugen noch immer Blut, wie er aussaugen bei Leben sein Herrn, bis — bis — waß ich nit wie lang. Vater hat auch nit wußt.“ —

Ich weiß mich auf dieser Fahrt noch eines kleinen komischen Ereignisses in dem Orte zu erinnern.

Ich ließ mich dort rasiren. Ein kleiner Kerl kam und packte mit vielen Bücklingen und Versicherungen, daß ich gewiß mit seiner Kunst zufrieden sein werde, wohl 20 verschiedene Dinge auf dem Tische aus: Messer, Scheere, Haarzange, Seife, Schleifstein, Abziehriemen, Haarpuder, Puderquaste, Barttücher, Oel und — ein kleines Aepfelchen.

Der Knirps war einer der höflichsten Menschen, welche mir im Leben vorgekommen sind. Sein drittes Wort war das Wort Gnaden, sowohl objectiv als subjectiv genommen. So sprach er denn, als er einen Stuhl zurecht gestellt hatte, in seinem Dialekte: „Haben Gnade sich niederlassen,“ und als ich saß, band er mir ein schneeweißes Tuch um, dann machte er die Seife an, goß etwas Anisöl hinein, seifte mich ein und fragte mich selbstzufrieden: „Stinkt gut, Gnaden, nicht wahr?“ Dann zog er sein Messer auf dem Lederriemen ab und versicherte mich, er habe schon oft die Gnade gehabt, gnädige Herren zu bedienen, und nannte mir auch ein Dutzend her, von denen ich aber keinen kannte. Indessen war die Seife halb eingetrocknet und er seifte zum zweiten Male, mit der vermuthlich für mich sehr schmeichelhaft sein sollenden Bemerkung: „Gnadn müssen sehr hitziger Herr sein, weil Seif so schnell eintrocknet,“ dann reichte er mir das Aepfelchen und bat: „Gnaden haben Gnad und nehmen Apfel in Maul, damit ausfüllt Wangen.“ Ich that

es, da der Apfel sehr appetitlich aussah, und nun rasirte er mich über den Apfel, ich muß sagen vortrefflich, wusch und trocknete mich dann ab und puderte mir das Kinn mit Haarpuder.

Als ich aufstand und ihm meine Zufriedenheit mit einem Gulden-Bankozettel zu erkennen gab, bat er mich noch um den Apfel. Ich aber hatte das kleine Aepfelchen, welches einen sehr guten Geruch hatte, zerbissen und gegessen. Da sagte er mir, es habe zwar nichts zu bedeuten, allein er habe schon mehrere Kunden mit diesem Aepfelchen rasirt und wisse nicht, woher er wieder ein so kleines bekommen sollte. —

In einem interessanten Resumé über die Wiener Theater giebt Castelli auch eine ergötzliche Schilderung von einer Komödiantenvermiethungsanstalt, die wahrscheinlich eins der Vorbilder zu unsern jetzigen abscheulichen Theatercommissionsbureaux gewesen ist. Zu jener Zeit, sagt er, hatten in Wien die Komödianten auch eine Art von Innungshaus oder Herberge, wenn man es so nennen will, und dies war das sogenannte Komödienbierhaus. Es war im Komödiengäßchen gegenüber vom Ausgange der Bühne des Kärntnerthortheaters, und die noch jetzt an derselben Stelle befindliche Bierschenke führt auch noch immer diesen Namen.

Wirst du, mein lieber Leser, ein Stündchen in dieser Restauration verweilen, so wirst du erfahren, was wir zu sehen und zu hören bekommen. Du wirst Manches für übertrieben halten, aber ich betheure dir, es war genau so, wie ich dir erzähle.

Wir treten ein. An jedem der drei Tische sitzt eine Person;

die erste ist ein Jüngling von beiläufig 22 Jahren, groß, hager, seine Augen haben blaue Ränder, aber sie sind feurig, sein Haar ist etwas unordentlich; er trägt einen knapp anliegenden, etwas abgeschabten blauen Frack, Beinkleider von gelbem Nanking, eine Weste, die einst weiß war, und um den Hals ein geblumtes Leinentuch nachlässig geschlungen. Seine Kopfbedeckung besteht aus einer ledernen Kappe, welche neben ihm auf der Bank liegt. Er hat ein leeres Seidelglas vor sich stehen, da er das Bier schon ausgetrunken hat, und liest in einem Buche, enthaltend Schiller's „Räuber."

Der zweite Gast ist ein kleiner dicker Knirps mit kurzen Füßen, langen Armen und einem kleinen Schmeerbäuchlein; er schielt etwas und auf seiner Nase hat vermuthlich der Wein einige Ansätze von Kupferfarbe hervorgebracht. Er discurirt sehr eifrig mit einem Kellner, von welchem er eben sechs Würsteln mit Kreen begehrt.

Die dritte Person ist ein schon sehr bejahrter, im Gesicht und in seiner Kleidung erbärmlich aussehender Mann; er sitzt ganz an der Ecke des Tisches, als ob er sich nicht getraute, sich besser hineinzusetzen, weil er auch nichts vor sich liegen hat, als noch ein kleines Stückchen Brod, womit er die Brosamen vom Tische sorgfältig auftupft.

Jetzt tritt noch eine vierte Person ein, es ist ein großer, robuster, bengelhafter Mann mit einem Kahlkopf, welcher mit einer sehr tiefen Stimme Bier begehrt und sich dann setzt.

Kurz nachher wird die Thür mit großem Geräusch geöffnet und ein stattlicher Mann mit einer Perrücke, in grauem Ueberrock, kurzen Beinkleidern und Schnürstiefelchen, welche nur so

weit reichen, daß man auch die stattlichen Waden sieht, tritt ein; er trägt einen Ring mit glänzenden Steinen, welche man für Rauten halten könnte, wenn man nicht wüßte, daß sie von Glas sind, an dem Zeigefinger seiner rechten Hand; auch hat er Uhrkette und einen Stockknopf, welche von Gold — weit entfernt sind. Der Wirth macht ihm eine tiefe Verbeugung und wischt sogar mit seinem Vortuche den Tisch ab, an den er sich setzt.

Der Mann ist Director einer ambulanten Truppe und spricht: „Herr Wirth! ich brauche einen Liebhaber, ist Einer da?"

Wirth (auf den jungen Mann deutend): Dort sitzt so was.

Jüngling (steht auf und tritt vor): Ich bin zu Ihren Diensten.

Director (nachdem er ihn lange stillschweigend gemessen): Nun, das Wachsthum ist nicht übel, da läßt sich was reden. Was spielt denn der Herr?

Jüngling: Feste Liebhaber.

Director: Wo waren wir denn zuletzt engagirt?

Jüngling: Zu Bruck an der Leytha.

Director: Schlechte Wirthschaft dort! Bei mir gehts genauer zu. Wie lange ist der Herr schon beim Theater?

Jüngling: Drei Jahre.

Director: Wer waren wir denn früher?

Jüngling: Buchdrucker.

Director: Hat der Herr einen schwarzen Frack?

Jüngling: Ja, einen schwarzen, diesen blauen und auch einen Ueberrock.

Director: Das läßt sich hören. Kann der Herr die sieben Actionen des Königs?

Jüngling: Ich verstehe Sie nicht.

Director: Man wird mich gleich verstehen. Zeig' mir der Herr, wie wird Er gehen, wenn Er einen König spielt?

Jüngling (schreitet pathetisch auf und nieder).

Director: Nicht übel! Wie grüßt der König?

Jüngling (nickt herablassend mit dem Kopfe).

Director: Bravo! Ich sehe, das geht schon. Wenn der Herr also bei mir engagirt sein will, so muß ich ihm Folgendes sagen: Er kriegt bei mir Mittagsmahl, Suppe, Rindfleisch und Zuspeis, zwei Gulden alle Wochen Gage, und in jedem Ort, wo wir spielen, wird auf Seinen Namen eine Vorstellung gegeben, wo Er das davon bekommt, was die Leute über den gewöhnlichen Eintrittspreis herschenken. Nur muß der Herr auch die Zettel schreiben und austragen, und versteht sich Alles spielen, was Ihm zugetheilt wird. Ist dem Herrn das recht?

Jüngling: Es muß mir wohl recht sein, damit ich Verdienst bekomme. Wo spielen Sie denn jetzt, Herr Director?

Director: In Wilhelmsburg, es ist recht schön dort und hat viele Kunstkenner; der Herr ist engagirt, die Hand darauf. Heute Abends komme der Herr um sechs Uhr zum blauen Bock zu Mariahilf, da fahren wir mit einander mit einem Kälberwagen nach Sanct Pölten, und von dort gehen wir zu Fuß nach Wilhelmsburg.

Jüngling: Ich möchte Sie noch um einen kleinen Vorschuß bitten.

Director: Da hat der Herr einen Gulden, und Sie, Herr

Wirth, geben Sie dem Mann noch eine Halbe Bier, ein Brot und ein Rostbratl. (Er steht auf.) Ich will gleich bezahlen.

Der Schielende tritt zu ihm, schneidet ein paar komische Gesichter und fragt: Brauchen Sie keinen Komiker?

Director: Komiker bin ich selbst.

Der Erbärmliche nähert sich unterthänig und fragt mit heiserer Stimme: Haben Euer Gnaden keinen Souffleur nöthig?

Director: Souffliren thut mein Weib. (Droht dem Jüngling mit dem Finger.) Aber gewiß um sechs Uhr beim blauen Bock sich einfinden. (Er geht fort.)

Später kommt noch ein Impressario, der einen Baßsänger für seine Provinzbühne sucht. Der große Mann stellt sich ihm vor. Der Director fragt ihn, ob er das tiefe „Doch" singen könne, und da er ihm die Töne aus der Zauberflöte auf die Worte:

Zur Liebe kann ich Dich nicht zwingen,
Doch geb' ich Dir die Freiheit nicht!

recht tief herabbrüllt, so wird er auf ähnliche Art engagirt, wie der vorige.

So stand es einst in Wien mit dem Schauspielerhandwerk!

Charlotte v. Schiller und ihre Fragmente.

Dieses die nachgelassenen Papiere von Schiller's Gattin zusammenfassende Werk bietet an Thatsachen, an Berichtigungen und detaillirenden Ergänzungen wenig dar, was das materielle literaturgeschichtliche Wissen bereichern könnte. Es sind stille Aufzeichnungen einer vereinsamten, dem segenvollen Abglanz ihrer Erinnerungen lebenden Frau; zum Theil Briefe an die Freunde und Antworten derselben, zum Theil aber auch kleine Aufsätze, ja sogar Gedichte.

Also auch die Schiller gehörte heimlich dem Chor der weiblichen Literaten an, und erst nach langen Jahren mußte diese schmerzlich enttäuschende Entdeckung an's Licht treten! werden Sie als wahrer Freund echter Weiblichkeit, der das Ideal derselben nicht im öffentlichen Wirken sucht, mit einer gewissen Wehmuth ausrufen. So lange Charlotte von Lengefeld lebte, und auch noch nach ihrem Tode wußte man kaum, daß sie je etwas schrieb; ihr Mann und seine Genossen haben nie davon eine laute Notiz genommen. Man hielt sie für nichts weiter, als für das Beste, was ein Weib sein kann: für die treue, pflegende Gattin, für die zärtlich aufopfernde Mutter, für den stillen, häuslichen Genius im Kreise der Familie, und nun ist

sie etwas Anderes, eine latente Poetin, eine sentimentale Zwitternatur, die mit ästhetischen, außerhalb ihres Horizontes liegenden Problemen verkehrt und heimlich, bei verschlossenen Thüren, die Musen bei sich zum Kaffee bittet!

Aber diese jähe Wendung scheint ärger als sie ist, und die Verehrer aufrichtiger Weiblichkeit, die in ihrer bescheidenen Natur durch den Zauber geistig empfangender Zurückgezogenheit gebunden ist, werden in den Arbeiten der Schiller einen brauchbaren Maßstab erblicken, um damit die Art und Weise der modernen weiblichen Autoren vergleichend zu messen.

Wenn man diese Letzteren nur flüchtig betrachtet, — ein genaueres Verweilen wäre in seiner Unerquicklichkeit zu peinlich — so kann man sich einer beklemmenden Bangigkeit nicht erwehren, denn man wird gequält vom Gefühl der Unnatur, der Verschrobenheit und des Ekels vor beiden.

Allen, welche es mit unserer neueren Literatur und ihrer Gesammtentfaltung ehrlich meinen, auch den besseren Schriftstellerinnen muß es an's Herz gehen, wie so viele ihrer Schwestern alle Gediegenheit bei Seite setzen, um nur in kurzer Zeit möglichst viele und outrirte Bücher in die Oeffentlichkeit zu bringen. Sie haben dabei wohl im geselligen Leben, nicht aber in der Kritik auf Galanterie zu rechnen, denn die Kritik ist nicht Dienerin der Höflichkeit, sondern der Wahrheit.

Kein Nerv in einem hohlen Zahn ist so unverwüstlich, als jene Editionswuth, und nichts ist so geschnörkelt, als die verzierte Ausdrucksweise des Stils, welcher wir dabei begegnen. Die bedeutendsten Todten der Weltgeschichte, Männer wie Luther, Hutten, Byron, werden ohne Weiteres wieder auf-

erweckt, um sie als Statisten in den Romandarstellungen zu brauchen, gerade als wenn Fürsten berühmte Capacitäten an ihren Hof ziehen und mit ihnen ihre Appartements geistig meubliren. Handelt es sich um die Schilderung von Frauen und jungen Mädchen, so tritt die Thatsache oft ungemein beleidigend hervor, daß es kein männlicher Autor wagen würde, diese so unweiblich, so sinnlich, so eingeweiht und ausstudirt zu charakterisiren, als sie von ihrem eigenen zarten Geschlecht gemalt werden. Kleine Mädchen und Kinder mißglücken gewöhnlich noch mehr; es sind altkluge Zierpüppchen, oder sie haben eine didaktische Naivetät, das heißt, wir sehen Eulenspiegels rundes Quadrat mit drei Ecken von einer weißen Farbe, welche schwarz ist, auf rothem Grund von grüner Couleur.

Unsere männlichen Schriftsteller versündigen sich schon so vielfach an den Forderungen der Vollendung, da sie mit einer Schnelligkeit arbeiten, die von der industriellen, das Köpfchen so sehr erfüllenden Eitelkeit der Dampfkraft getrieben wird. Was ist aber dieses „fa presto“ gegen die kaninchenhafte Bücherproduction so vieler Frauen und Jungfrauen, ich möchte sagen zahlloser, die unter Compromittirung ihres wirklichen Namens, so wie unter pseudonymen und anonymen Proteusgestalten die Literatur übervölkern!

Kenntnisse und Erfahrungen, die zum Bücherschreiben und ganz besonders in dem von ihnen hauptsächlich verunglimpften Fache des Romans dringend nöthig sind, haben sie gewöhnlich gar keine und ersetzen dieselben durch diejenige Keckheit, welche in der Regel mit der Talentlosigkeit verbunden ist. Von Natur im Praktischen und Regsamen dem Manne so sehr überlegen,

als sie ihm an Gründlichkeit nachstehen, haben sie die in ihrer nackten Glattheit vergnügt sich prostituirende Routine des Dilettantismus auf die Höhe der Situation gehoben, und mit diesem leichtfertigen Handwerkszeug ausgerüstet und ungestört von den grammatikalischen Fehlern und Geschmacklosigkeiten ihres Stils greifen sie jeden Vorfall des alltäglichen Lebens oder jede pikante Sonderbarkeit in Natur und Geschichte auf, um darüber ein Buch oder eine Lebenserinnerung zu schreiben. Sie verwechseln ihr eignes Interesse für ihre Person mit dem, was die Welt für sie haben — könnte, und wenn sie der Schwachheit schöner Gefühle anheimfallen, eine interessante Bekanntschaft machen oder sich im Badewasser irgend eines Modeorts saisongemäß abspülen, so erzählen sie von sich und ihrem Dichten und Trachten, als ob ganz Deutschland davon wissen müßte.

Fast durchgehend ist es koketter Usus, über die gelehrtesten Fragen der Philosophie, Politik und Weltgeschichte ein vorlautes Wort beizusteuern und jeden Einfall mit einer Manierirtheit, mit einer Verwickelung und Phrasenhaftigkeit vorzutragen, die ordentlich etwas Verschlagenes, in ihrem Nonsens Vollendetes hat. Den sinnlichsten Schilderungen aus der heißblütigen Schule des Lebens gehen gar Viele kühn entgegen. Sie bedenken nicht, was es für einen gefühlbeschämenden Eindruck macht, eine weibliche Phantasie dergleichen, wenn auch an und für sich ganz menschliche und für den poetischen Männervortrag passende Scenen schildern zu hören. Es ist theuer erkauft um diesen hohen Preis, nicht als ein schüchternes, blödes Täubchen zu erscheinen. Die Emancipation des freien Denkens zerstört den reizenden Schleier der Charitinnen, der nur aus dem Duft der keuschen Anmuth gewoben ist.

Niemand wird es einfallen zu sagen, daß durch solch kühnes Vorgehen die innere Sittlichkeit factisch zerstört oder ihr ein testimonium paupertatis ausgestellt wird. Sie kann dabei zurückgezogen im Gemüth wie die scheue Marmotte in ihrer Höhle leben. Auch wäre es eine unberechtigte Verirrung, den Frauen das Recht für die Literatur absprechen zu wollen. Mit poetischer Weltempfindung und productivem Talent ausnahmsweise gleich dem Manne begabt steht dem Weibe das Reich der Geister offen. Aber es kann von den Frauen wie von allen Männern verlangt werden, daß sie sich je nach Kräften beschäftigen und, in natürlichen Grenzen der Bescheidenheit bleibend, nicht der Sucht nach Dingen fröhnen, die nicht durch ihre wirkliche Kraft zu erringen, sondern nur durch ihre Modeanmaßung zu verunglimpfen sind.

Hier liegt der durch das lebendige Beispiel so schön sprechende Fingerzeig, den Charlotte von Schiller ihrem schriftstellernden und dilettantirenden Geschlecht als Segen hinterlassen hat.

Aus ihren Aufsätzen, Briefen und Urtheilen sieht man, wie weit es eine mit Verstand und Herz begabte Frau in der Intelligenz und Aussprache derselben bringen kann, wenn sie mit Gründlichkeit tüchtige Werke liest, mit Fleiß den Gesprächen reifer Männer zuhört und in der Schule der zwanglosen, naiven Einfachheit des Fühlens und Denkens ihren Ausdruck in Wort und Schrift einem ungekünstelten, von jeder Effecthascherei und Manier entfernten Charakter giebt. Auf diesem Wege theilt sie es mit dem wahren Genius, wie ein Kind offen, gerade und voll Simplicität zu schreiben und sich die höchste, Alles durchleuchtende Weihe des inneren Sinns: Natürlichkeit und Wahrheit, zu erhalten.

Dies ist der gesunde, frische, klare, innige Typus, den die Schriftstücke der Schiller an sich tragen. Er steht als demüthigendes Idyll der Vernunft so recht mitten in der Corruption der romantischen Unvernunft unserer Frauen-Literatur.

Die Fragmente von Schiller's Frau wurden von ihrer Tochter, der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm gesammelt und durch Ludwig Urlichs edirt. Es sei nur eine kurze Probe von der reinen Herzensaussprache einer liebenden Gattin hier festgehalten.

Aus dem Tagebuche Charlotte von Schiller's.

Es war nicht dein Wille, Lenker der Schicksale, schrieb Charlotte am 16. December 1806, daß ich den Abend meines Lebens von der Liebe beleuchtet erblicken sollte! Als ich zur Trauung in die stille Dorfkirche hineintrat, schwammen leichte Abendwolken an dem blauen Himmel, und die Abendsonne übergoß sie mit röthlichem Glanze. An Schiller's Hand trat ich in die schmucklose Kirche und legte das Gelübde ab, ihm treu zu bleiben bis in den Tod. Ach es war nicht das Bild meines Lebens, der Wink der Natur, denn ich leite ihn nicht an der Hand bis ins Abendroth des Lebens. Einsam ohne ihn stütze

ich mich noch auf das Band, woran das Schicksal mich festhielt. Meine Kinder werden mich lieben, mir wohlthun, aber der Segen der Liebe wird mich nicht mehr über die Wellen des Lebens empor tragen, und ich wandere einsam dem letzten Ruheplatze entgegen, denn das, was mich belebte, kann nur ich fühlen. Diese einzige hohe Natur fühlte nur ich so rein und klar und deswegen versteht auch meine Liebe kein anderes Wesen. Das Leben konnte durch die irdischen Ansichten Andern anders dünken; mir ward immer das Glück, daß mich das Gefühl für ihn, mit ihm zu leben, aus allem Kummer wieder erhob, und ich konnte ganz rein fühlen, daß seine Liebe mir Alles war.

Ich träumte einst in den ersten Zeiten meiner Bekanntschaft mit ihm, ich säße in einer Hütte auf einer hölzernen Bank, vor mir eine Thür, durch die ich auf eine himmlische Gegend hinunter sah, und an seinem Herzen über Welt und Zeit erhaben. So war dieser Traum eine Deutung meines Lebens; ich konnte über alle Bedürfnisse hinwegblicken in den Stunden, wo sein Geist zu mir sprach, und fühlte in den ersten Jahren unserer Verbindung wie in den letzten das gleiche Glück. Mit mehr Bewußtsein meiner selbst in späteren, denn ich hatte mich durch ihn gebildet, empfänglicher gefunden und genoß reiner den Anblick seines Geistes. Zuweilen begegnete es mir, daß er Dinge sagte, die ich eben gedacht hatte oder sagen wollte, und ich fand froh diese Uebereinstimmung, weil sie mir zeigte, wie ich mir durch das Leben mit ihm, durch das Verfolgen seines Geistes seine Ideen angeeignet hatte.

Es kann sobald keine solche Natur wieder existiren wie diese,

vielleicht nie wieder; denn gerade diese Bedingungen, die erfordert wurden zu seiner Bildung, sind so schwer zu wiederholen. Das einfache, kindliche Leben seiner Jugend, unter Menschen, die ihn nicht zu fassen vermochten, die ihn also durch nichts hinderten, aber ihm auch in nichts zuvorkamen, gab ihm die erste Kraft, die auch die despotischen Verhältnisse der Militärakademie nicht unterdrücken konnten, vielmehr nur hemmten.

Weil er von der Wirklichkeit eingeengt wurde, ging die Kraft seines Wesens ganz in seine Phantasie über, und er träumte sich Freiheit, da er in engen Mauern schmachtete.

Diese Absonderung von seiner Familie, die nur in der Realität lebte, gab auch ihm die feste Anhänglichkeit an sie, denn er dachte ihrer in seiner eingeschränkten Lage mit heißer Sehnsucht. Er wiederholte sich in der Phantasie die häuslichen Freuden, dachte sich gern die Mutter, wie sie allen Verrichtungen des Hauswesens sich unterzog. So wenig sein Geist in diesem Cirkel hätte Fortschritte machen können, so sehnte er sich doch oft hin und hing mehr an der Mutter, als am Vater, weil sie ihm gleicher war in ihrem Streben und Wirken und Neigungen. Er stand unbewußt, welcher Geist ihn beseelte, unter denen, die ihn umgaben, und deswegen erschien er so groß und mächtig, wie eine höhere Gewalt.

So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Ein solches Wesen, von allem Gemeinen fern und entfremdet, giebt es wohl nicht mehr. Mit aller Einfachheit, Anspruchslosigkeit seiner Erscheinung übte er immer eine Gewalt auf die aus, die ihn umgaben. Man mochte den hohen Geist

zu fassen vermögen oder nicht, man fühlte seine Hoheit und eine gewisse Scheu, etwas Unedles in seiner Nähe zu dulden.

Seine Freunde fühlten allen Reichthum seines Wesens, und weil er selbst sie begeisterte, so glaubten sie auch ohne ihn etwas zu sein. Körner's biegsamer Geist, der alle schönen Formen aufzufassen vermochte, aber nicht wieder darstellen konnte, wurde auch durch Schiller belebt und lernte auf dieser Stufe stehen, durch seinen Geist getragen; ohne Schiller wäre er gewiß alles Gute geworden, was er durch sein Gemüth schon sein mußte, aber diese Art geistiger Bildung hätte Körner ohne Schiller gewiß nicht erlangt. Goethe verstand ihn allein in den hohen Momenten unter seinen Freunden: davon war ich Zeuge. Wie glänzende Meteore gingen diese beiden Erscheinungen oft an einander vorüber, und einer faßte die Flamme des andern auf, ohne sich zu zerstören. Schiller's Geist stieg immer aus der tiefsten Tiefe wieder mit Kraft aufwärts zum reinen Element, und in dieser Art wird kein solcher Mensch wieder erscheinen, den eine göttliche Kraft so belebte als ihn.

Goethe und Schiller werden in einem ganzen Zeitraum vielleicht allein stehen bleiben und der Welt zeigen, was Menschen vermögen, die mit aller Kraft ihres Geistes nach Vollendung hinstreben. Goethe sucht seinen Geist auszusprechen in den großen Ansichten der Natur. In seinen Naturbeobachtungen strebt sein Gemüth nach den höchsten reinsten Zwecken, und er sucht die große Harmonie des Unendlichen mit den menschlichen Ansichten zu verbinden. Groß und still, wie er die Naturphänomene schildert, geht auch sein Geist durch das Weltall, und immer neue Ansichten erwachen in ihm. Er will den

Moment, der ihm wird, schöpferisch gestalten und so wiedergeben. So fühlt man seinen Geist, wenn er sich ausspricht.

..... Es ist eben so unmöglich Schiller's Bild zu entwerfen, als wie einen Naturgegenstand, als das Meer und den Rheinfall zu malen. — Groß und schön wie ein höheres Wesen stand er da; sein Herz, seine Liebe umfing die Welt, die er erblickte; aber die Welt kam seinem Geist nicht nahe. Sie erschien ihm nur in dem Spiegel seiner reinen Seele wieder. Er war einfach und liebenswürdig in seiner Erscheinung, klug und bedeutend immer; kein fades Wort sprach sein Mund aus. Seine Unterhaltung war immer tief; er erschuf Alles in seinem Gemüth mit größerem Reichthum, als es Andern erscheinen kann. Jedes Gespräch war beinahe eine neue Schöpfung seines Geistes. Man wurde emporgetragen über die Welt und die Dinge und kam sich selbst auf einem höhern Standpunkt stehend vor. Er war duldsam gegen jede Geistesverirrung; nur Leerheit und nichtige Anmaßung war ihm zuwider; jeder falsche Anspruch war ihm zur Last; deswegen mag ihn mancher Mensch anders gefunden haben, als er ihn erwartete, weil er diesen Naturen unzugangbar war. Reine, vorurtheilsfreie Naturen, die das, was sie fühlten, rein aussprachen, die mit Wahrheit und Innigkeit ihren Zweck verfolgten, diese ehrte er, sie mochten noch so entfernt ihm sein, und suchte mit Liebe und Theilnahme ihnen behülflich zu werden. Es war als sei er allmächtig, und man fühlte, sobald er mit dem Kummer des Gemüths bekannt sei, so könnte sein kräftiger Geist auch Hülfe schaffen. Man hätte ihm Alles frei gestehen können, selbst ein Verbrechen.

Reisen in die Felsengebirge Nordamerika's.

Von Balduin Möllhausen, eingeführt von Alex. v. Humboldt.

Gestatten Sie mir, daß ich in unserer jetzigen Literatur, besonders in der der Reisen und des historischen Romans, ein vorzügliches Gewicht auf den Unterschied lege, ob man ein Buch der Lüge oder ein Buch der Wahrheit vor sich hat.

Bei den ungeheuren romantischen Uebertreibungen, die heute im Schwunge sind, ist das letztere eine moralische Erquickung, ein kühlendes Gebirgsbad, welches die Phantasiekraft stärkt, indem es ihre Nerven beruhigt.

Wir haben nun hier ein Werk vor uns, das eine solche Erquickung gewährt, und ich rechne den Verfasser zu den tüchtigeren Darstellern, weil er nie auf Effect, sondern immer nur auf ein treues Bild der Wirklichkeit ausgeht.*) Es bedarf

*) Leider waren die späteren Editionen Möllhausens kein Fortschritt auf diesem guten soliden Wege. Der Verfasser verlor sich bei ihnen zum Theil in jener industriösen Romantik, die nur auf Nervenanspannung durch

dazu dessen nicht, was er nicht besitzt: eines farbenglänzenden Vortrags, denn auch eine gewisse Bleistiftzeichnung vermag den poetischen Dufthauch einer entzückenden Landschaft wiederzugeben. Außerdem hat es der Verfasser hier nur mit einfachen Aufgaben zu thun.

Lassen Sie mich immer wieder auf das zurückkommmen, was ich mehr und mehr im Allgemeinbewußtsein der Oeffentlichkeit befestigen möchte: daß nämlich unser Zeitalter keine Literaturepoche der Production ist. Im Gegentheil, es ist, im Großen und Ganzen betrachtet, antiproductiv und die harmlos unbefangene Schöpfungskraft zerstreuend, indem es den Unterbau, den zeugenden und nährenden Lebensboden für eine demnächst folgende, freischaffende Productionsperiode construirt. Wir müssen daher in Kunst und Wissenschaft und vorwaltend in der Literatur unsere Tage eine Zeit des Sammelns, des intelligenten Erkennens, des läuternden Kriteriums nennen. In jedem Fache dominirt eine derartige Thätigkeit, überall herrscht die Gährung neuer Anschauungen durch neue Materialien, und überall führt der Kampf der Idee den langsam vorbereiteten Sieg des Fortschritts herbei. Aber die modernen Gedanken zur Weltregeneration schweben nicht wie die idealistischen Geister einer abstracten Philosophie in der Luft; sie sind vielmehr das Reagens der Materie, sind die zum Worte gewordene Realität.

---

abenteuerliche Stofflichkeit ausgeht und Erfahrungen und Kenntnisse dazu benutzt, um in einer dem Leser fremden Welt desto ungenirter novellistische Erfindung pyramidal aufbauen zu können. Doch schmälern solche Verirrungen frühere Verdienste nicht, zu denen ich aufrichtig eine energische Umkehr wünsche.

Die Loosung heißt nicht: geistreiche Speculation und theoretische Hypothese, sondern: ruhige Beobachtung, nüchterne Forschung und ebenso nüchterner Beweis!

Dieser praktisch intellectuelle Sinn charakterisirt unsere Gegenwart, und sie trachtet danach, in allen Branchen die vorzüglichsten Fäden des Wissens zu sammeln, „um daraus am sausenden Webstuhl der Zeit der Gottheit lebendiges Kleid zu weben." Es wird erforscht, entdeckt und nach Möglichkeit aufgeräumt in allen Sphären, die noch dunkel waren. Diese Richtung unserer Tage muß anerkannt und unterstützt werden, denn sie ist der Lebensstrom, der uns trägt und zum Ziel allgemeiner Intelligenz führt.

Die deutschen Kritiker, auch die der Tagespresse, sollten daher auf nicht zu trockene, wirklich wissenschaftliche Werke einen besondern Nachdruck legen. Tüchtige Reiseschilderungen und lebendig geschriebene Aufklärungen über Länder- und Völkerkunde müssen uns willkommener sein, als mittelmäßige Romane, die einem müssigen und meist geschmacklosen, oft sogar wenig sittlichen Spiele der Phantasie fröhnen. Nicht von ungefähr habe ich hier ein literarisch-culturgeschichtliches Gewicht auf die Schriften über fremde Welttheile gelegt. Es zieht sich mehr und mehr durch Wissenschaft, Handel, Schifffahrt, Eisenbahnen und Gewerbswege aller Art ein verbindendes Netz über die Erde zusammen, und der europäische Geist hat bereits eine Schiffbrücke der Intelligenz nach Nordafrika, Kleinasien und Amerika hinübergeschlagen. Auch das Innere jener Welttheile und das ferne Australien wird der menschlichen Kenntniß und geistigen Urbarmachung erobert.

Einen ganz besondern Werth hat die neuere Beobachtung noch uncivilisirter Völker, die fast alle das Schicksal haben, von den Europäern verdrängt zu werden. Es ist jetzt die Zeit eingetreten, sie unentstellt von falschen Bespiegelungen des Vorurtheils kennen zu lernen. Blicken wir auf die barbarische, täglich ausgesprochene Ansicht der Amerikaner, daß alle indianischen Völkerstämme ausgerottet werden müßten, wenn die Cultur fortschreiten solle: so wird die moderne Zeit die Aufgabe zu lösen haben, diese an die Sittlichkeit und Philosophie der Menschheit gerichtete Frage mit Gerechtigkeit zu beantworten. Es muß erst bewiesen werden, ob jene Stämme culturfähig sind, oder ob es durchaus nicht der Fall. Auch ich gehöre zu denen, welche das Letztere nicht glauben und sich gern mit der pflichtschuldigen Hoffnung der Humanität an die gegentheiligen Ausnahmen halten, so lange es möglich ist.

Diese ernste Betrachtung über die fragliche Mission einer immer noch großen Volksrace ist es, welche heut bewußt und unbewußt so viele Ethnologen beschäftigt. Die vielen modernen sogenannten culturgeschichtlichen Romane, welche in Amerika spielen und die Urvölker schildern, tragen leider mehr zur Verwirrung, als zur Aufklärung über diesen Gegenstand von großer Wichtigkeit bei. Auch Reisebeschreibungen thun dies zuweilen.

Es sind das die Werke der Lüge und literarischen Sittenlosigkeit. Angenehm erfreuen dagegen gründliche und wahrhafte Darstellungen, wie sie Möllhausen giebt. Er begleitete jene Dampfschiff- und Gebirgsexpedition, welche die Amerikaner zur wichtigen Erforschung des Rio Colorado, der nördlich von den Missouriquellen entspringend aus in den Golf von Californien

sich ergießt, unter Lieutenant Ives ausrüsteten. Alexander v. Humboldt nahm innigen Antheil an der verdienstvollen Thätigkeit des deutschen Reisenden, dessen Werk Schritt für Schritt die mühevolle Fahrt im Kampfe mit den Stromschnellen, Sandbänken und endlich mit dem größten Feind, dem Mangel, in sehr plastischer Weise schildert.

Man lernt daraus ein großartiges und in jeder Hinsicht merkwürdiges Naturgebiet kennen, und wir finden in zahlreichen Photographien die fremden Indianerstämme jenes Flußgebiets gewissenhaft aufgenommen.

Bei dieser Gelegenheit kommt, durch Mittheilung eines Reisegefährten von Möllhausen, ein Fall zur Sprache, der einen partiellen Beweis für die Talentbegabung eines Indianers in europäischem Sinne darlegt. Ich will hier den Kern des Inhalts nacherzählen.

Als das Arkansasterritorium in die Union aufgenommen wurde, lebten im dortigen Gebiet bereits viele wohlhabende Ansiedler, die ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben trachteten. Ein solcher Mann war ein gewisser Jones. Im Walde hatte er eine Sägemühle angelegt und trieb noch sonst einträgliche Geschäfte. Die Chickasaw-Indianer, damals noch eine wilde Nation, bewohnten ebenfalls jene Gegend. Sie jagten, fischten und bekriegten ihre Feinde, aber thaten nichts gegen die Weißen. Jones, mehr aber noch seine Frau, genossen bei den Wilden ein gewisses Ansehen, und man ließ die letzteren ruhig die Farm betreten. Gegenseitiges Zutrauen wuchs mehr und mehr, und einzelne indianische Sprößlinge verkehrten friedlich mit den Kindern von Jones, dessen älteste Tochter so eben das zehnte

Jahr erreicht hatte. Unter den Indianerkindern zeichnete sich besonders ein schlanker Bursche von etwa fünfzehn Jahren aus, den man seiner außerordentlichen Gewandtheit wegen das „Wiesel" nannte. Er übernahm gleichsam die Rolle eines Beschützers für die weißen Kinder, und man fühlte sich durch seine Sorgfalt ordentlich beruhigt. In dem Grade nun Wiesel durch seine Anhänglichkeit und durch das Einbringen von Wild den jungen Mädchen gefällig wurde, bewiesen ihm diese und besonders die älteste ihre Zuneigung dadurch, daß sie ihn nicht nur gut englisch sprechen, sondern auch lesen lehrten, eine Arbeit, der sich der junge Indianer mit großer Ausdauer unterzog. Die Mädchen schmückten ihn mit bunten Bändern und Perlen, wofür er Blumen und die schönsten Vögel des Waldes zurückgab.

Diese völlige Umgestaltung eines der Ihrigen rief unter Wiesel's Verwandten Mißvergnügen hervor; da jedoch Niemand seinen starren Sinn zu brechen vermochte und der stets phantastisch gekleidete junge Mann eine Zierde des Stammes wurde, so ließ man ihn einstweilen gewähren.

Wiesel erreichte so sein siebzehntes Jahr und verstand eben so gut mit dem Bogen als mit der Büchse und Schreibfeder umzugehen. Da beabsichtigte die Nation der Chickasaw's plötzlich einen Kriegszug in das Gebiet eines feindlichen Stammes. Wiesel's Verwandten glaubten ihn dadurch wieder zum vollständigen Indianer umzuwandeln.

An allen Tänzen und Festlichkeiten, die zur Vorfeier eines Krieges ausgeführt wurden, mußte Wiesel sich betheiligen und der wilde Enthusiasmus und die Aussicht auf Kriegsruhm

verfehlten ihren Eindruck auf den jungen Burschen nicht, dessen Indianerblut auf's Wildeste zu kochen begann.

Gräßlich bemalte er seit langer Zeit wieder zum ersten Male sein Gesicht, sowie die Arme und die entblößte Brust, und so kriegstrunken geschmückt, eilte er zu seinen jungen Gespielinnen, um ihnen von kommenden großen Thaten wie von seiner Kraft und List zu prahlen. Erschrocken wichen die jungen Mädchen vor dem entstellten Wiesel zurück und als er sich stolz aufrichtete und mit indianischer Beredsamkeit darlegte, daß er ihnen jetzt statt der Blumen nur noch blutige Scalpe bringen würde, da riefen ihm die entweichenden Kinder weinend zu, daß sie nie wieder seine blutige Hand berühren würden.

Bitter enttäuscht schaute Wiesel auf seine trauernden Freundinnen, lange kämpfte er dann mit sich selbst und schritt dann schweigend zu dem nächsten Wasser, wo er sich von seinem Farbenschmuck rein wusch. Still kehrte er zu seinem Stamme zurück, doch als man ihn so ohne die übliche Bemalung erblickte, wurde er laut der Feigheit angeklagt und von allen Seiten beschimpft. Die Medicinmänner sprachen von Verzauberung und suchten diese durch Dampfbäder und andere Kuren zu bannen, doch fruchtlos, und endlich erklärte Wiesel, er wolle den Erfolg des Fastens versuchen.

Aber noch an demselben Abend erschien er ohne Waffen in dem Hause von Jones, wo er mit aller Freundlichkeit empfangen wurde. Ohne Rückhalt theilte er dem Ansiedler Alles mit und bat zugleich um dessen Beihülfe, da er gesonnen sei, diese Gegend und seinen Stamm zu verlassen und ein weißer Mann zu werden. Jones war entzückt, denn er hatte schon längst

gewünscht, einmal die Bildungsfähigkeit der Urbewohner zu prüfen.

Schon am andern Tage wanderte Wiesel unter dem Namen Jonson, mit den besten Empfehlungen ausgerüstet, nach Philadelphia.

Acht Jahre vergingen, während Wiesel beständig in brieflichem Verkehr mit Jones blieb. Endlich wies er die ihm gesandten Geldsummen ganz zurück. Eines Abends nun erschien auf der Farm ein fein gekleideter, im besten Sinne gebildeter Herr, in dessen dunkeln Zügen freilich die Abkunft des Indianers zu erkennen war. „Herr Doctor Jonson," sprach Herr Jones, als er denselben seiner Familie vorstellte. „Wiesel!" schallte es freudig zurück, und es verging nur kurze Zeit, bis der zum Europäer gewordene Wilde die erwähnte Tochter des Farmers überglücklich heirathete.

Dieses Beispiel ist allerdings nicht für alle Fälle sprechend, doch es beweist, daß, wenn die gehörigen Triebfedern vorhanden sind, sich auch die verachtete indianische Race der Weltcultur bemächtigen kann und nachträglich recht wohl eine befähigte und interessante Nation bilden könnte, die im Keime zu unterdrücken und zu vernichten die christliche Moral keine stichhaltigen Motive finden wird.

Indianersage vom Manitufelsen.

Von Balduin Möllhausen.

Am Missouri, etwas südlich von der Mündung des Kansas-Flusses wird auf eine kurze Strecke das linke Ufer von steil anstrebenden Felsen gebildet. Dieselben erscheinen als eine mächtige Felsenlage, die aus dem Boden emporgetrieben wurde; der Fluß rauscht am Fuße derselben hin, und laut antwortet das Echo, wenn die riesenhaften Missouridampfer dort geräuschvoll vorbeischnauben.

Jener Punkt ist bei Europäern und Indianern als der Manitufelsen bekannt. Wenn Erstere dort auf ihren Dampfbooten vorüberziehen, dann freuen sie sich der schönen Scenerie; Indianer aber, die im schwanken Canoe leise unter jenen Abhängen hingleiten, halten dort wohl mit Rudern inne, blicken zu dem Felsen hinauf, denken längst vergangener Zeiten, und erzählen ihren Söhnen, was sie einst vom eigenen Vater erfuhren.

Vor vielen, vielen Wintern, zur Zeit, als die Weißen die Indianer noch nicht aus ihren Jagdgründen verdrängt hatten, als noch keine große steinerne Wigwams sich auf den Gräbern weißer Krieger und Häuptlinge erhoben und die rothen Kinder des Manitu, des „großen Geistes," noch zahlreicher waren als die Blätter an den Bäumen, da lebte in der Nähe des jetzigen Manitufelsen ein junger Krieger vom Stamme der Missouris mit seiner jungen Squaw (Frau). Er zählte noch

nicht viele Winter, doch saß er mit im Rathe der weisen Männer und rauchte mit ihnen den Kalumet. Er war ein großer Jäger, denn die Schnelligkeit seiner Schenkel übertraf die der Antilope, und mittelst seines Bogens von Elkhorn vermochte er den befiederten Pfeil mitten durch den Leib des laufenden Büffel zu schießen. Er war ein großer Krieger, denn seinen Tomahawk zierte stets das Blut seiner erschlagenen Feinde. Seine Stimme erschallte am lautesten im Kampf, wenn das sausende Kriegsbeil sich tief in feindliche Schädel grub, oder wenn sein blitzendes Messer feindliche Herzen traf, und am lautesten tönte sein Gesang, wenn die Zahl der siegreichen Krieger den festlichen Tanz um die rauchenden Scalpe der gefallenen Feinde aufführte, deren Körper bestimmt waren, von den Wölfen gefressen zu werden. Die Squaw (Frau) des jungen Otoekriegers war eine Häuptlingstochter vom Stamme der Omahas. Sie hatte Augen, noch schwärzer wie die Nacht; geschmeidig wie der Bogen eines Kindes und treu wie der Stamm eines Nußbaums folgte sie ihrem Gebieter auf allen seinen Jagdzügen. Sie gerbte die Häute des erlegten Wildes weicher als das feinste Blatt einer Prairieblume und aus denselben verfertigte sie Mokassins für die Füße ihres Herrn. Mit reichem Schmuck versah sie sein Jagdhemde und seine Leggins, und auf den Näthen befestigte sie künstlich schmale Streifen von Scalplocken, die er ihr von den Kriegszügen heimbrachte. Dafür liebte aber auch der junge Krieger seine Squaw, und Ueberfluß herrschte stets in seinem Wigwam. Er gab ihr zur Bekleidung die reichsten Otter- und Biberfelle und zu ihrem Lager die Haut eines weißen Büffels. Große Haufen gedörrten

Fleisches fanden sich in seinem Zelte und Fische und Wild schaffte er mit jedem kommenden Tage.

Eines Abends, als der Otoekrieger ermüdet von der Jagd vor seinem Wigwam lag, zu Ehren des großen guten Geistes süßen Schumach rauchte und seine Squaw ihm die Mokassins von den Füßen löste, erblickte er einen fremden Krieger, der von Abend kommend gerade auf ihn zuschritt. Der Fremde war bestaubt, wie von einer weiten Reise, und Hunger und Durst lag auf seinen Zügen. Nie ging ein Fremder ungesättigt aus des Otoe Zelt, und auch diesem reichte er, obschon er ihn als einen wilden Pawnee-Krieger erkannt hatte, die brennende Pfeife zum Willkomm. Der Fremde ergriff den dargebotenen Kalumet, ließ sich neben dem Otoe auf das weiche Gras nieder und ohne nutzlose Worte zu verlieren, sog er in langen Zügen den süßen Rauch ein. „Mein Bruder ist weit gewandert," begann der Otoe, „seine Mokassins sind zerrissen und Staub liegt in seinen Augenwinkeln." Der Pawnee neigte zustimmend sein Haupt, wies mit der Hand gegen Sonnenuntergang und antwortete: „Dreimal hat mein Bruder geschlafen, seit ich mein Wigwam verließ."

„Ich sehe kein Fleisch im Gürtel meines Bruders," fuhr der Otoe fort, „mein Bruder ist auf kein Wild gestoßen und ist hungrig, er soll essen in meinem Wigwam." Doch als er sich nun nach seiner Squaw, seiner Prairieblume, umschaute, war dieselbe im Innern der Hütte verschwunden. Er rief ihr zu, und bald darauf trat sie vor ihren Gebieter hin und reichte ihm Speisen für ihn und für den Fremden, ohne die Augen aufzuschlagen. Der Pawnee aber betrachtete sie mit finstern

Blicken, er hatte die junge Frau schon früher gesehen und ihrem Vater, dem großen Omahahäuptling vier der besten Pferde für sein Kind geboten, doch das Kind hatte sich geweigert, dem fremden Krieger zu folgen, denn es hatte schon den schnellfüßigen Otoe gesehen. Jetzt kannte das junge Weib den Fremden nicht wieder, doch furchtsam bebte sie unter seinen Blicken, wie ein Frühlingsblatt unter den Strahlen der Sonne vor dem Gewitter. Die beiden Krieger aßen lange und viel, sie verzehrten die Hälfte eines jungen Hirsches und von neuem rauchten sie die Pfeife des Friedens. Felle von schwarzen Bären breitete darauf der Otoe für seinen Gast am Boden aus, er warf ihm eine Büffelhaut hin, sich damit zu bedecken, und bald schliefen die beiden Krieger, aber die junge Squaw wachte.

Als der Tag anbrach, zog der fremde Krieger seines Weges, der Otoe gab ihm das Geleit und kehrte Abends beutebeladen zu seiner Prairieblume heim. Doch nicht wie sonst eilte ihm dieselbe entgegen, um die Last von seinen Schultern zu nehmen, sondern er fand sie in einer Decke verhüllt sitzen und mit leiser Stimme den Todtengesang singen.

„Warum singt meine Prairieblume den Gesang der Sterbenden?“ begann der Krieger. „Vierzehn Winter sind erst über ihr Haupt dahingezogen und viele Winter wird es dauern, ehe die erste Schneeflocke in ihrem schwarzen Haar haften bleibt. Ein großer Krieger ist ihr Herr und Beschützer, ein großer Krieger jagt und fischt für sie und umgiebt sie mit Reichthum! Warum beugt sich die Mutter vieler großer zukünftiger Krieger wie ein geknicktes Schilf und singt Worte der Sterbenden?“

„Ich bin die Dienerin eines großen Kriegers, aber werde nie die Mutter von Häuptlingen," klagte die junge Squaw. „Andere Squaw werden die Mokassins von den Füßen meines Herrn streifen, und ich werde hingehen und ihn in den ewigen Jagdgefilden erwarten." — Da schwirrte ein Pfeil aus dem nahen Gebüsch und tief grub sich die steinerne Spitze durch das strahlende Auge in das Gehirn der jungen Squaw.

Lautlos stürzte sie zusammen; der Otoe sprang auf, er erkannte den Pfeil des fremden Kriegers, der mit ihm geraucht, in seinem Wigwam geschlafen und an seiner Seite gegessen hatte. Der Wolf war verschwunden, aber vor ihm lag die Beute des Wolfes, die schöne Prairieblume war todt, ihr Sterbegesang war verklungen, der große gute Geist hatte ihr einen Traum gegeben und durch den Traum war sie auf ihr Ende vorbereitet.

Der Otoe zog den Pfeil aus der Wunde, hüllte seine verwelkte Blüthe in die weiße Büffelhaut und setzte sich klagend an ihre Seite. Brust, Gesicht und Haar bedeckte er sich mit genäßter Asche und drei Tage und drei Nächte saß er ohne Trank und Speise und sang Lieder der Rache. Am vierten Tage grub er eine tiefe Höhle und dahinein legte er seine Freude und Alles, was ihr gehörte. Er gab ihr auch Speisen mit und zwar gedörrtes und frisches Fleisch, auch vergaß er nicht die Geräthschaften, die sie gebrauchte, um in den friedlichen Jagdgründen Mokassins und Leggins für ihn zu verfertigen und mit reichen Zierrathen zu versehen. Aber auch die Gastfreundschaft warf er zu der jungen Squaw in's Grab und als er dasselbe mit Erde, Steinen und Zweigen bedeckt hatte,

da war er nur noch im Besitz von indianischer Wuth und indianischer Rache. Er entfernte die Asche von seinem Haupt und von seinem Körper und statt dessen umgab er sich mit schönen Farben auf eine Weise, daß seine Feinde vor ihm zittern und zu Weibern werden mußten. Bewaffnet mit Bogen, Tomahawk und Messer verließ er darauf seinen Wigwam, um nicht eher zu ruhen, zu essen und zu trinken, als bis er den Skalp des verrätherischen Pawneewolfes an seinem Gürtel befestigt haben würde.

Er zog gegen Sonnenuntergang, er zog viele Tage und viele Nächte. Seine Füße bluteten, sein Magen trocknete zusammen, doch seine Wuth blieb dieselbe und wie ein blutgieriger Luchs spähete er mit seinen Blicken in die Ferne. Endlich kreuzte er die Spuren seines Feindes, doch sein Feind war nicht mehr allein, eine zweite Spur begleitete den kaum sichtbaren Abdruck seines Mokassins. Wie der hungrige Puma nicht von der Fährte des Hirsches weicht, so folgte der Otoekrieger der Spur seines Feindes. Er wanderte Tag und Nacht und endlich erblickte er die beiden Pawnee's, die berathend am Rande eines Waldes standen. Unhörbar wie die Schlange im feuchten Grase wand er sich durch Busch und Holz hindurch, näher rückte er seinen Feinden, jetzt zog er die Sehne mit dem scharfen Pfeil an's Ohr, die Adlerfedern am Schaft sausten und die Waffe fuhr dem Krieger durch's Herz. Doch nicht den Mörder hatte er getroffen, denn in dem Augenblicke, als die Sehne den Pfeil entsendete, war der Gefährte des Mörders vor denselben hingetreten und daher als erstes Opfer gefallen. Kaum merkte der wilde Pawnee, daß ihm die Rache des Otoekriegers drohe,

als er mit der Schnelligkeit des Windes davoneilte. Doch der Otoe folgte ihm nach im wilden Lauf, durch den dichten Wald und über die grüne Prairie. Der Raum zwischen ihnen verkleinerte sich indessen nicht, denn des Otoe's Kräfte waren geschwunden vom langen Fasten, und Stunde auf Stunde verrann, ohne daß der Pawnee in seiner Schnelligkeit nachgelassen hätte. Die Sonne versank in die Ebene, die beiden Krieger aber stürmten weiter, immer dem Missouri zu. Die Sonne ging wieder auf, und unermüdlich verfolgte der Otoe seinen Feind, ohne Unterlaß eilte dieser dem Strome zu, dessen jenseitiges Ufer er zu erreichen strebte. Die Sonne stand über ihren Häuptern, als der Pawnee hinab in den Missouri setzte und leicht wie ein Salm das gelbe Wasser durchschnitt. Auch der Otoe sprang in den Fluß, doch seine Kräfte waren erschöpft, und immer weiter entfernte sich von ihm der schwimmende Pawnee. Da bat der Otoe, in höchster Angst, daß ihm das Opfer entschlüpfen könnte, seinen Manitu um die Zurückhaltung des Mörders, der die Gastfreundschaft auf so verrätherische Weise vergolten hatte und nun wie ein Weib vor der Rache floh. Die Ohren des großen guten Geistes waren offen und sie vernahmen jedes Wort des Otoe, denn als der Pawnee im Begriff stand, an's Ufer zu springen, öffnete sich der Boden vor ihm mit furchtbarem Krachen und aus demselben hervor drang eine Felsenmauer, die sich höher und höher hob und weithin dem Pawnee den Weg an's Ufer versperrte. Der junge Otoekrieger aber fürchtete sich nicht vor dem Zorn des Manitu, er schwamm zu dem verrätherischen Pawnee hin, mit dem Tomahawk zerschmetterte er sein Gehirn und mit dem scharfen

Messer trennte er die Kopfhaut von dem gespaltenen Schädel. Den Krieger ließ er den Fischen zur Speise, den Scalp aber nahm er mit heim, befestigte ihn an einer roth gefärbten Stange, stellte diese auf das Grab seines ermordeten Weibes und sang dann Lieder der Klage und der befriedigten Rache. Der Otoekrieger ging in hohem Alter als großer Krieger zu den ewigen Jagdgefilden ein. Er fand dort seine ungealterte Squaw auf ihn harrend. Ueber das Grab derselben wuchs der frische grüne Rasen hin, die Felsen aber blieben unverrückt stehen als ein Zeichen der Liebe des Manitu zu seinen rothen Kindern.

So lautet diese Sage, die mit Pietät der Sohn dem Vater nacherzählt. Selten findet man etwas so Charakteristisches, das, wenn auch in gebildeter, unbedingt sehr romantisch ausschmückender Uebertragung, doch im Ganzen treffend in der indianischen Rede und Anschauungsweise mitgetheilt ist. Es liegt in dieser Erzählung zugleich viel Racenzeichnung und ein Beispiel von den Leidenschaften, der Kraft und Ausdauer in den Elementarempfindungen von Muth, Haß, Liebe und Rache. Daneben ist die Neigung der Liebenden selbst mit den zartesten, innigsten Gefühlen dargestellt und giebt diesem Genrebild des Urwaldes den schönen Anflug europäischer Herzlichkeit und poetischer Gemüthswelt.

Fürst Metternich.

Von Schmidt-Weißenfels.

Sie können keinen richtigeren Maßstab für den Werth der Zeiten finden, als das Wesen und verschiedenartige Gedeihen der Diplomatie. In den Tagen, als die Reifröcke, Puderperrücken und bunten Tressenkleider in Blüthe waren, mußte der edle Geschmack am meisten zurückgedrängt sein. Auf dem Platze, wo Krautköpfe stehen, pflanzt und verehrt man nicht zu gleicher Zeit Palmen; ebenso gehören Menschen, die den Servilismus und die Bigotterie anbeten oder gelten lassen, schwerlich zu den Bewunderern des Börne, Lichtenberg oder Spinoza.

Die Epochen der Geschichte, in denen die größten und zahlreichsten Diplomaten emporwucherten und der Welt als Friedensvermittler, Congressisten und Staatenbeglücker nöthig schienen, zeigen sich zugleich als Epochen der Zerrüttung aller Volksgesundheit und kräftigen Nationalität. Man hatte das Selbstbewußtsein derselben zum Gefühl der Abhängigkeit degradirt und die Diplomatie par excellence agirte in Wahrheit als Advocat der Tyrannei, indem sie zum Schein als Fürsprecher des

Bürgerwohls auftrat. Die Zahl der Vormünder bewies und beweist noch immer die Zahl der Unmündigen.

Dabei war der reale Nutzen der bedeutendsten dieser Männer gleich Null, ihre Ernte glänzend und golden, ihre Mühe gering, ihr Erfolg verderblich und die Wahl ihrer Mittel jesuitisch.

Es wäre sehr voreilig und komisch, wenn Jemand diese Zeit der Diplomatie als einen überwundenen und hinter uns liegenden Standpunkt bejubeln wollte. Wir sind noch nicht so weit und werden kaum je dahin kommen.

Die höchste Glanzperiode der Diplomaten ging indessen vorüber, denn sie ist mit Oeffentlichkeit und mit einem allgemeinen Erwachen des historischen Urtheils unverträglich. Wo Oeffentlichkeit, Schreibe- und Redefreiheit und Austausch der höchsten Ideen zum Gemeingut geworden sind, kann ein geheimnißvolles Geflüster eigentlich nur noch ein geduldetes Curiosum sein. Ebenso ist auf Congressen das Aufgeben und Errathen von ganz einfachen Staatsräthseln, die jeder mittelmäßige Zeitungsschreiber im Halbschlummer aufzulösen vermag, da das Resultat in der Luft liegt, blos noch ein überliefertes Masken- und Pagodenspiel, jedoch keine anregende Arbeit mehr. Aber was thut es? So viel dieser Arbeit an Tüchtigkeit gebricht, so viel und mehr wird ihr an hoher glänzender Belohnung ersetzt und dadurch das Mißverhältniß wieder ausgeglichen. Sind auch die Arrangements und Verträge jetzt stets vor den Diplomatenverhandlungen abgeschlossen, so wird es doch immer solche formelle Acte geben, auf denen feierliche Figuranten mit weißen Halsbinden und Ordenssternen, mit vollen Börsen und leeren Köpfen die Contracte über aufgehobene Rechte, verkaufte

Provinzen oder wohlerwogene Volksbeschränkungen weihevoll unterschreiben.

Die Zeit gleich nach dem dreißigjährigen Kriege, die Wortgefechte und Federkämpfe um den Osnabrücker Frieden haben Deutschland eigentlich seinen Diplomatenglanz gegeben und derselbe hat sich bis zum Jahre 1848 immer erhalten und gesteigert. Als damals in der Mitte des 17. Jahrhunderts die Wuth der Soldateska zum Besten herrschsüchtiger Machthaber und zur Ehre Gottes unser unglückliches deutsches Vaterland verwüstet, seine Fluren brach gelegt, seine Dörfer eingeäschert, die Städte geplündert, den Handel vernichtet und den dritten Theil der Gesammtbevölkerung ermordet hatte, war der übrig gebliebene Rest entnervt und stumpf. Man war des Krieges und Streites, überhaupt aller Opposition und Kraftanstrengung so müde und sog die Segnungen des Friedens mit so verzücktem Wohlgefallen ein, daß man sich gern dabei von den angestammten Regierungen und ihrem bureaukratischen Regiment auf alle Weise väterlich behandeln und nach Belieben gängeln und maßregeln ließ. Es schien nothwendig, nach allen Seiten hin zu bessern, zu warnen, zu strafen, zu ordnen und zu registriren, und so kam die Polizeigewalt und das papierne Regiment in Schwung und mit ihr erstand die Nahrung und der Segen für die Diplomatie.

Mehr als ein Jahrhundert mußte vergehen, ehe sich die gesunde Kraft der Nation wieder stärken konnte. In dieser ganzen Zeit waren Bureaukratismus und Diplomatie thätig, die Völker beherrschen zu lernen, und jene beiden Gewalten

erreichten es sogar, mit den Fürsten, ihren Brodherren, nach Laune zu schalten.

Beim ganzen Verlauf der deutschen Reichs-Entwickelung, und man könnte leider auch sagen Verwickelung, entstand keinerlei Bewegung, welche das Gedeihen der Diplomatie gestört hätte, wenigstens nicht im Großen und Ganzen, wenn auch einzelne thatkräftige, rasch handelnde Fürsten, wie Karl XII., Friedrich II., Kaiser Joseph und endlich die französische Revolution mit ihrer Verzweiflung des kürzesten Processes, die diplomatischen Umtriebe ein wenig bei Seite schoben.

Um so kräftiger erstanden sie kurz darauf wieder und es gab wohl in ganz Europa niemals eine glücklichere Periode für dieselbe, als die zwischen der französischen Revolution und der politischen Erhebung von 1848. In ihrer Technik durch die Schule der Geschichte auf die raffinirteste Höhe gebracht, fand die Diplomatenkunst in der labyrinthischen Complication und Verrottung der Verhältnisse das eigentliche Terrain und die nothwendigen Becher mit doppeltem Boden für die Kunst ihrer ägyptischen Magie.

Der hervorragendste Zauberer von diesem Gewerbe war bekanntlich Clemens von Metternich.

Er hatte das Glück emporzukommen, als Napoleons Auftreten das diplomatische Bedürfniß anregte. Der Webstuhl der Politik wurde in Gang gesetzt und die Cabinete warfen sich gegenseitig den Aufzug und Einschlag fleißig zu, um, wenn auch nicht gegen den fremden Eroberer ein Fangnetz, so doch ihrer eignen Furcht ein paar feste, undurchdringliche Pantalons zu weben.

Metternich war für seine Lebensaufgabe wie geschaffen. Da er aus einer alten gräflichen Familie stammte, so beruhigte das bei seinem raschen Avancement die gewöhnlichen Vorurtheile und die Zunfteifersucht der Aristokratie und gab den Höfen die allerhöchste und höchste Möglichkeit, sich in einer legèren Tournüre mit ihm zu thun zu machen.

Die Damenwelt ging darin gern voraus, denn der bald Gefürstete war schön und groß gewachsen, ein vollendeter Cavalier, der Geist und Grazie mit pikanter Extravaganz, Charakterlosigkeit mit Verschwendung und Frivolität mit Satyre gegen Sitte und Kirche verband, — Fertigkeiten, die weder in Paris, noch in den exclusiven Kreisen des frommen Wiens ohne Reiz blieben.

Auch als dieser begünstigte Roué sich vermählte, traf er, wie man sagt, mit seiner Gattin, der Enkelin des alten Kaunitz, der Fürstin Eleonore, das Abkommen, beide Theile sollten in allen ihren Beziehungen ganz ungebunden sein, ohne sich darüber irgend einen Vorwurf machen zu dürfen. Gewiß machte der große Weltmann diesem Princip alle Ehre. Jedenfalls kann man sagen, Metternich lebte so, wie es dem jungen Diplomaten Nutzen gewährte, denn die Frauen waren eine Staffel zum Ersteigen seines Ruhmes, eine Quelle der wichtigsten Neuigkeiten und ein Hülfsmittel zu weittragender politischer Kabale.

Zur strengen Arbeit zu nobel geboren und zur Faulheit zu gehaltvoll, immer elegant, verbindlich, angenehm, vieldeutsam, lächelnd, indifferent und stets auf Alles gefaßt, brachte ihm sein Glücksstern beim Spiel der Karten und der Minne mehr politische Beute entgegen, als andere Diplomaten mit der größten

Rastlosigkeit zu erjagen vermochten. Gerade aber deshalb, weil ihm nie etwas innig am Herzen lag, weil er nie etwas leidenschaftlich betrieb, war ihm das Gelingen so günstig.

Er erschien bei den Unterhandlungen, in welchen er Napoleon und Talleyrand überlistete, nicht erregter, als beim Wiener Congreß und den Carlsbader Beschlüssen. Und selbst als endlich während seines Greisenalters der verhängnißvolle Märzsturm an die Fenster seines Palastes schlug und die dämonische Geistererscheinung der Demokratie, an deren Möglichkeit er in Oesterreich nie geglaubt hatte, mit Fleisch und Bein in sein Zimmer trat und seine Abdankung verlangte, besaß er noch Haltung und Tact der Blasirtheit genug, um der neueren Zeit mit einer nichtssagenden Reverenz seine Stellung zu Füßen zu legen. — Hiermit starb sein öffentlicher Charakter und einen andern hatte er nie besessen. Sein Körper aber lebte noch eilf Jahre, bis 1859 der zweite leibliche Tod eintrat.

Wenn man oft gesagt hat, daß keine seiner Thaten und Hinterlassenschaften ihn überlebt habe, daß er noch selbst Alles sterben und verwehen sah, was er schuf; daß man vergeblich in der Geschichte nach seinen Monumenten forschen müsse, ja, daß unsere nächsten Nachkommen schon kaum wissen werden, was sie mit dem Namen Metternich für einen Begriff verknüpfen sollen, so ist dies ein doppelter Hohn, gegen die Wirklichkeit und gegen den gesunden Menschenverstand.

Die Werke keines großen Talentes zerplatzen wie Seifenblasen, ohne eine Spur zu hinterlassen, mögen sie sich auch noch so sehr überlebt haben. Wenn auch der neue Zeitgeist die Burgen zerstört, so lassen sie Ruinen und endlich einen Schutt-

haufen zurück, und ist nun auch das Zwing-Uri fort, so muß jener Schutt doch erst langsam abgetragen werden, ehe das Land darunter wieder urbar wird, grünt und Früchte trägt.

Das Leben Metternich's stellt in der Geschichte eine Tragödie dar, in welcher der Hauptheld gesund und vergnügt bleibt, während viele der Nebenpersonen und meistens die Comparsen und Statisten als unschuldige Opfer die Zeche bezahlen. Das Stück ist aber lang und hat gegenwärtig immer noch den sechsten Act, der wie ein Birch-Pfeiffer'sches Nachspiel sich episch gleich einer chronischen Krankheit allmälig verliert.

Aus all diesen Gründen wird Metternich stets eine höchst interessante Person für die Psychologie in der Weltgeschichte bleiben, denn es ist dämonisch fesselnd, den außergewöhnlichen Mann kennen zu lernen, welcher mit spielender Hand das Glücksrad der Völkergeschicke drehte, und mit seiner Zauberruthe von Bayonnetten das Herzblut von Millionen in die „Milch frommer Denkungsart" verwandelte.

Schmidt-Weißenfels hat diesen seltenen Mann mit Umsicht und historischer Kenntniß dargestellt. Vor Allem ist das zweibändige Werk schon als Quelle reichen und merkwürdigen Materials den Lesern empfehlenswerth. Auch läßt sich ein freisinniger Standpunkt darin so wenig verkennen, als das Meiden der niedrigen Scandalosa aus des Fürsten Privatleben.

Mit lebendiger, sinnlich frischer Vergegenwärtigung der Thatsachen und mit derjenigen für Aufklärung und Freiheit einem Deutschen zukommenden Begeisterung, wie man sie bei diesem Gegenstande erwarten sollte, ist derselbe aber nicht behandelt. Das mangelhaft stylisirte Ganze scheint mehr ein durch

Arbeit und technischen Fleiß, als durch Wärme und Interesse für die Sache entstandenes Product zu sein. Sehr gut und fein detaillirt dargestellt sind dagegen der Pessimismus und die feige Aengstlichkeit Metternich's; seine Furcht vor der Preßfreiheit und seine verrätherische Vernichtung derselben; ebenso die Anmaßung und Entsittlichung der Polizei durch sein geheimes Spionirsystem.

Für Lustspieldichter bietet die Historie von Metternich und seiner Zeit vielen Stoff, der allerdings weniger in den wirklichen an sich beklagenswerthen Begebenheiten, als in dem Geist der Personen und Verhältnisse liegt und zu dem Handlung und Composition gar leicht erfunden werden können.

Jeder Laie aber, der nur mit einiger Fähigkeit zum Denken begabt ist und es nicht vorzieht, lieber unnatürliche und erlogene Romane, als lehrreiche Thatsachen der Geschichte zu lesen, wird staunen müssen, wie viel systematische Entgeistigung Länder und Völker ertragen können, ehe sie der Zerrüttung verfallen. Der Weltgeist, der gütige, schwebt über dem sturmgepeitschten Wogenschlage der Nationen und athmet ihnen Duldungskraft und neues Leben ein.

Zur Charakteristik Metternich's.

Von Schmidt-Weißenfels.

Die Politik als Unterhaltung, als eine Art ästhetische Kunst zu betreiben, das war Metternich's eigentliches Wesen und entsprach auch dem Geschmack eines lebelustigen Adels, der romantisch

gebildeten geistvollen Frauen, der Zeit selber, die einem Romane glich. So war es natürlich, daß auch die großen Dinge, die geschahen, und die wichtigen, die man erwartete, den Hauptstoff der Unterhaltung abgaben. Der Fürst selber, welcher, von Natur gesprächig, in Folge seiner Triumphe und Sicherheit sich angewöhnt hatte, von seinem „System" zu sprechen und gern seine Theorien im schillernden Glanze einer meisterhaften und pikanten Conversationssprache entwickelte, bezeichnete schon damals in Salongesprächen wie in vertraulichen Unterredungen den Standpunkt, den er den Hauptfragen gegenüber einnehmen werde. Was die Hauptangelegenheit des Wiener Congresses 1815 bilden mußte, die deutsche Verfassung, so behandelte er sie schon hier mit einer gewissen vornehmen Nonchalance, in sofern, als er das Bedürfniß einer solchen gar nicht einräumen wollte und offen gestand, daß nach „Regelung der interessanteren Territorial- und auswärtigen Fragen" die deutsche von selbst ihre Lösung finden würde. Was noch viel dazu beitrug, den Fürsten mit einer Scheu und Widerwärtigkeit gegen die Sache zu erfüllen, die am vornehmsten sein mußte und alle Gemüther in Aufregung erhielt, war die stürmische Frage der deutschen Presse, besonders von Görres im „Rheinischen Merkur," und die laut ausposaunten Hoffnungen und Wünsche, denen man sich in allen Kreisen hingab und welche fast sämmtlich einen sanguinischen und liberalen Charakter hatten, den der Fürst anfangs nicht verstand, der ihn später jedoch mit einer gewissen Furcht erfüllte. Er sah, was ihm neu und gegen alle herkömmliche Weise war: das Volk als einen selbstverlangenden Factor, als eine sich im Rechte des Mitregierens dünkende Macht

auftreten und solch einer Erscheinung gegenüber mangelte es ihm noch an der gewohnten Sicherheit, die er freilich fand, als er sich eine Formel dafür gemacht hatte, das Regieren für etwas dem Volke Unverständliches, nie Begreifliches hinstellte und von der zum willenlosen politischen Leben verurtheilten Nation eine Classe eximirter Menschen, wie Fürsten und Minister trennte, welche in der Weihe ihres Standes einzig und allein, und möglichst den Hoffnungen der „sich als Nation hinstellenden Partei" entgegengesetzt, die gültige und praktische Weise des Regierens von selber finde. So begreift sich auch das damals von ihm gesprochene, auf die Art der Lösung der der deutschen Verfassungsfrage sich beziehende Wort: Entend-on parler de la gent libérale, nous ne sommes pas assez ingénus pour avoir la prétention d'en être aimés.

Der Congreß, welcher eigentlich im August beginnen sollte, war aus mancherlei Ursachen erst bis zum October, dann noch bis zum ersten November verschoben worden. Trotzdem strömten aber schon seit Anfang September die Fürsten und Staatsmänner, Gesandte, Deputationen, Petenten, Fremde und Abenteurer aller Art nach Wien, und die ersten Verhandlungen über Form und Gang der Sache nahmen gegen Ende des September ihren Anfang.

In vorläufigen vertraulichen Conferenzen wurde der Fürst Metternich zum Präsidenten, Gentz zum Protokollführer des Congresses erwählt.

Nach diesen Vorarbeiten eröffnete sich jene vielbeschriebene glänzende Aera von Festen, welche die Zeit bis zum Beginn der Verhandlungen rauschend ausfüllten und noch durch dieselben

sich als ununterbrochene Kette hinzogen. Ein reiches, buntes Fremdenleben erhöhte den Reiz der Genüsse, welche die Kaiserstadt an und für sich in üppiger Fülle bot. Europa hatte den Glanz seiner Throne und Höfe, das Machtansehen seiner Staaten, die Spitze seiner politischen wie militärischen Verherrlichung, die höchste Bildung seiner Geselligkeit, ja die reichsten Blüthen aller Vornehmheit, Schönheit, der Kunst und des Geschmacks hierher geliefert, in dem Glück und Stolz des Sieges, in der Frische der Hoffnungen, des Eifers und Wahnes, in der vollen Spannung allgemeinster wie persönlicher Erwartungen. Die Aufmerksamkeit des kaiserlichen Wirthes arrangirte eine betäubende Menge herrlicher, oft noch nie gesehener Festlichkeiten, Illuminationen, Bälle, Concerte, Paraden, Jagden und Schlittenfahrten, denen sich die glänzenden und überraschenden Soiréen der österreichischen Aristokratie und der vornehmen fremden Gäste anreihten. Alles, was zu ordnen war, zu regeln, zu berathen, schien unter dieser Glanzesfülle begraben; die Absicht, die aus den Fugen gekommene Welt wieder einzurenken, über die berauschende Pracht der Herrlichkeit und des sinnlichsten Genußlebens vergessen zu sein, zur Freude Derer, die sich um ihrer Frivolität willen nicht gern mit dem Ernst der zu schlichtenden Dinge beschäftigten; aber auch zum Verdruß Solcher, welche mit redlichen und besten Absichten die Verhältnisse ordnen wollten.

Für diesen gesellschaftlichen, salonartigen Charakter des Congresses war der Fürst von Metternich ein ausgezeichneter Präsident. Ihm standen alle jene Talente und Vorzüge, welche hier ihre Triumphe feierten, in seltenster Vollkommenheit zu

Gebote und sie fielen um so mehr in's Gewicht, je mehr sich die Machtstellung und überwiegende Beeinflussung des österreichischen Ministers auf den Gang der Congreßberathungen herausstellte. Seine Soiréen und Maskenbälle in dem Gartenhause seiner Villa am Rennwege galten als die glänzendsten Feste unter all diesen glänzenden Vergnügungen; seine Verschwendung dabei war ungeheuer, aber sie wurde für die Vornehmsten, Schönsten und Geistvollsten aufgeboten. Als Wirth bewunderten ihn Alle als den „perfecten Cavalier", und wenn das Entzücken über seine Liebenswürdigkeit und Feinheit endlich zu ermatten schien, so rief es die stolze Schönheit und unvergleichliche Anmuth seiner Tochter wieder neu in's Leben. Der Fürst paßte für diesen Congreß, der förmlich sein eignes Wesen repräsentirte und den Boudoirs der Damen die Geschäfte der Politik überließ. Und dies für seinen Zweck auszunutzen, darin war Metternich Meister. Man nannte ihn scherzweise le ministre papillon; die einflußreichsten Frauen, die Herzogin von Sagan, welche hier in's bayrische Lager übergegangen war, die Gräfin von Talleyrand, die Fürstin von Taxis, die schönen Zichy, Lady Castlereagh, die Gräfin Bernstorf, die von Dresden her noch geliebte Bagration, fast alle auf ihre Anbeter und höchsten Geliebten einflußreichen Damen standen mit dem Fürsten in Verbindung und halfen ihm bei seinen Intriguen. Denn das war des Fürsten Schwäche; er konnte Manches offen und schneller, auch besser erreichen, aber er zog es vor, den Hofmann auch beim Staatsmann zur Geltung zu bringen; seine Intriguen entsprangen keinerlei Bosheit oder Jagoleidenschaft, sie waren nur seine beliebten Mittel, Politik zu machen und

politische Erfolge zu erzielen. Das Wort Napoleon's über Metternich, qu'il prend l'intrigue pour la politique war in dieser Hinsicht richtig. Diese Künste im Verkehr mit Frauen auf die höheren Geschäfte zu übertragen, gefiel freilich Denen, die mit dem staatsmännischen Handeln andere Begriffe verbanden, wenig, und selbst der sonst nachsichtige Nostiz verdammte bitter diese trügerische Oberfläche des Congresses, nach deren Durchbruch man nur auf „heillose Ränke" stoße ....

.... Wie sehr man sich vorher stolzen Erwartungen hingegeben und eine Neugestaltung Deutschlands ersehnt hatte, um so bitterer war die Enttäuschung, um so größer der Unmuth in allen Kreisen der Nation, als der Congreß endlich mit der Bundesacte hervortrat. Nicht einen Augenblick ward die ungeheure Unvollkommenheit und Schwerfälligkeit der neuen Verfassung verkannt, die in Nichts den gerechten und billigen Erwartungen Rechnung trug. Selbst die Schöpfer der neuen Ordnung konnten ihr Werk nicht loben, noch vertheidigen, sondern gestanden unumwunden dessen Mangelhaftigkeit ein. Gentz, Metternich's Gehülfe und seine gewandte Feder, wußte im „Oesterreichischen Beobachter" nichts Besseres zur Vertheidigung des Congresses zu sagen, als daß die Umstände Schuld daran gewesen, wenn so Unvollkommenes erzielt worden sei. Görres dagegen sprach sich als eine Stimme des Volkes und mit seiner gewohnten Bissigkeit über die neue deutsche Bundesverfassung aus und in seinen Worten lag wohl eine treffende Wahrheit. „Man kann nicht verkennen," schrieb er im „Rheinischen

Merkur," „daß in diesem Verfassungsentwurf auf eine sehr glückliche Art die französische Constitution vom Jahre III. mit der türkischen Verfassung verbunden ist und zwar so, daß Fürsten unter einander den Republikanismus sich gefallen lassen, ihren Völkern aber den Sultanismus herzlich gern gönnen." Die grausame Art, wie damals die deutsche Nation getäuscht wurde, sollte die Ursache unsäglicher Uebel und Peinlichkeiten werden; denn von der Zeit an standen sich Regierungen und Völker in Deutschland wie Feinde gegenüber und sahen ihren vornehmsten Zweck in einem unheilvollen Kampf und unversöhnlichem Groll. Die Gelegenheiten, die sich später noch boten, diesen unnatürlichen und gefährlichen Riß wieder auszufüllen und die Throne mit der Nation zu verbinden, ließ der Fürst von Metternich geflissentlich vorübergehen, weil er die Erhaltung des Bestehenden, war es auch schlecht und verderblich, als starres Princip hinstellte; weil er sein eignes Werk nicht zu verleugnen und um eines Verlangens der Nation wegen nicht zu opfern vermochte; weil er endlich eigensinnig auf die „prétention" verzichtete, seine Politik von der „gent libérale" geliebt zu sehen . . . .

Wenn irgend Jemand Ursache hatte, mit dem Ausgange des großen Befreiungskampfes und dem Flickwerk des Congresses zufrieden zu sein, so war es der Fürst von Metternich. Ihm war es gelungen, von Beginn der europäischen Coalition gegen Napoleon an, alle Hauptangelegenheiten nach seinem Sinn und in seinem Interesse zum Austrag gebracht zu haben; seine Stimme war im europäischen Areopag als die gewichtigste erschienen; der Kreis, den seine Politik allmälig geschlagen, zog

sich weit über die bloß österreichischen Interessen hinaus. Der stolzeste Ehrgeiz konnte sich begnügen und nach so immensen Erfolgen war alles Andere leichtes Spiel; denn wer sich einmal an die Spitze der diplomatischen Welt emporgebracht, dem konnte so leicht Niemand das Recht streitig machen, auch die großen politischen Angelegenheiten überwiegend zu beeinflussen.

In diesem Gefühl des Triumphes genoß der Fürst mehrere Monate hindurch das Pariser Leben; er erholte sich, nachdem Alles zu Ende war und kein Sturm mehr drohte, von den großen Arbeiten und Erfolgen der zwei verflossenen Jahre in den Armen der Sinnlichkeit und des Salonlebens und zehrte behäbig von dem ersten Ruhme und den großen, ihm von den fremden Fürsten verliehenen Auszeichnungen und Belohnungen an Orden, Geld, Titeln und Gütern, die in Verbindung mit dem vom eigenen Herrn Gegebenen sich noch mehrere Jahre lang fortsetzten und die zerrütteten Vermögensverhältnisse der Metternich-schen Familie wieder glänzend emporbrachten. Ihm ward sein Theil an den französischen Entschädigungsmillionen, die Oesterreich nahm; der König von Neapel, nachdem durch Metternich's Hülfe Mürat's Reich gestürzt worden, hatte ihn zum Herzog von Portella erhoben, womit eine Dotation von 60,000 Francs jährlich verbunden ward; die Verbündeten schenkten ihm die reiche ehemalige Benedictinerpropstei Johannisberg im Rheingau und der Kaiser von Rußland suchte noch besonders dem Manne sich verbindlich zu machen, der meist alle Politik gegen ihn gerichtet hatte. Ehe er nach Petersburg zurückkehrte, ersuchte er Metternich um eine freundschaftliche nichtpolitische Privatcorrespondenz, zu deren Kosten der Fürst alljährlich 50,000 Ducaten

annehmen möge. Metternich befragte den Kaiser darum, der ihm die Erlaubniß dazu auch gewährte, „denn er halte ihn für einen ehrlichen Mann." Diese Revenue bezog der österreichische Minister bis zu Alexander's Tode, und Nicolaus, nachdem er sie ihm anfänglich aus Groll über Oesterreichs orientalische Politik entzogen hatte, erhöhte sie auf 75,000 Ducaten.

Zustände in Amerika.

Von A. v. Baudissin.

Leider nicht zu den seltenen, aber zu den betrübenden Erscheinungen dürfen Sie es rechnen, daß oft gerade das beste Werk eines Autors weniger glücklich als manche seiner geringeren Editionen in der Oeffentlichkeit sich Bahn bricht.

Freilich ist in Deutschland die Verbreitung eines literarischen Werkes sehr vom Zufall abhängig, denn wo so viele tausend Bücher von privilegirten und unprivilegirten Stümpern geschrieben werden, und ein zahlreicher Bücherkauf selbst beim begüterten Publicum nicht Sitte ist, sondern durch eine geistige Abfütterung von Seite der Leihbibliotheken vertreten wird, muß es lange dauern, ehe sich ein gutes Werk durch den Ballast so vieler miserabeln durcharbeitet, um so mehr, da gerade diese mit einer besondern Marktschreierei und feilen Nachhülfe eben so talentloser Kritiker auf die Beine gebracht werden. Die Mittelmäßigkeit fühlt immer den mildthätigen collegialischen Trieb, ihres Gleichen nicht sitzen zu lassen.

Seitdem Baudissin das oben genannte treffliche Buch herausgegeben hat, blieb er freilich nicht auf dem Standpunkte eines

so soliden Arbeiters stehen. Er trat vielmehr unter die modernen Vielschreiber ein. Wenn nun auch sein Talent zur fesselnden klaren Darstellung durch einen Fonds von guten Einfällen und durch den Reichthum allmälig eingesammelter Kenntnisse und Erfahrungen ihm das Abwärtsschreiten verlangsamt; wenn ihm auch als Nachklang erster gesammelter Kraft noch manche hübsche Einzelnheiten gelangen, so würde er doch umkehren müssen, um die schönen literarischen Hoffnungen zu erfüllen, die er mit Recht erweckt und später mit Unrecht getäuscht hat. Das Verfertigen großer sogenannter historischer Romane und das breitschweifige Ausleeren der Erinnerungsmappe in allen möglichen populären Wochenschriften, mit und ohne effecthaschende Holzschnitte, führt leider die bedeutendsten Talente zur industriösen Oberflächlichkeit.

Desto erfreulicher ist der Werth seiner „Zustände in Amerika", bei deren Lectüre sich angenehme Unterhaltung mit sittlichem Nutzen für den Leser, ja überhaupt für die moderne Culturwissenschaft verbinden.

Um einen solchen Nutzen handelt es sich bei diesem Buche. Es bringt nämlich, wovon wir nur zu sehr entwöhnt sind, die Zustände wie sie sind; mögen sie immerhin manchen Augen nackt erscheinen, so darf nicht vergessen werden, daß die Göttin der Wahrheit ohne Gewand dargestellt wurde und doch noch nie der Moral ein Aergerniß gab, wohl aber der diplomatischen Prüderie, die Alles bis zur Unkenntlichkeit verschleiern und fälschen möchte.

Die Zustände in Amerika können weder einem wahrhaft gebildeten Menschen, noch gar irgend einem Lande in Europa

gleichgültig sein. Sobald man im angeerbten Indifferentismus so thut, als sei es doch der Fall, so ist diese Theilnahmlosigkeit zum mindesten eine Dummheit, wenn nicht eine Unsittlichkeit. Wenn man eine gewaltige Menschenmasse, die zu einer Nation, zu einem Staat zu werden im Begriff war, im Gährungsproceß der Auflösung findet; wenn man sieht, wie alle Knospen zertreten oder vergiftet, alle moralischen Bande zerrissen, alle menschlichen Rechtsgefühle mit Füßen getreten und selbst der letzte formelle Anstand und der in der diplomatischen Politik übliche Schatten eines Gewissens gemobt, gefedert und gelyncht wird, so muß man erschrecken über die Möglichkeiten der modernen, von Aufklärung und Civilisation strotzenden Gegenwart. Ehe sich theoretisch oder praktisch Mittel zur Aenderung dieser erschütternden Erscheinung erkennen lassen, sollte vor Allem Jeder den Drang nach Licht, nach Wahrheit, nach ungeschminkter Darstellung der Verhältnisse haben, und Schriften, welche jenen Drang befriedigen helfen, gewähren schon viel.

Hoffentlich mehren sie sich recht bald, damit man in allen europäischen Staaten einen vorurtheilslosen Einblick in das private und öffentliche Treiben Amerika's erhalte. Die politischen Streitigkeiten selbst sind kein Geheimniß, wohl aber ist es der Verkehr des Lebens, wie er nach Hinwegräumung des letzten Scheines von Ordnung auftritt.

Der Verfasser hat zehn Jahre lang in Amerika gelebt und dort selbst eine Zeitung herausgegeben. So lange er aber drüben war, wagte er nicht, wie er in der Vorrede sagt, die Wahrheit über amerikanische Zustände drucken zu lassen, weil der Gebrauch der Preßfreiheit in jenem Lande gar leicht mit dem Tode bestraft

werden kann. Nachdem er die gesegneten Gefilde einer solchen öffentlichen Sicherheit nun für immer verlassen hat, hielt er es für Pflicht, zu sagen, was er gesehen, erlebt und erfahren, und er verbürgt sich mit seinem Namen für die Echtheit der geschilderten Beispiele, die er im Wesentlichsten ohne Ausnahme Thatsachen nennt.

Um nicht in den Ton einer ermüdenden und wegen der Schrecklichkeit und Widerwärtigkeit des Stoffes angreifenden Abhandlung zu verfallen, um aber auch zur Vermeidung dieser Monotonie keinen eigentlichen Roman ersinnen zu müssen, hat der Autor einen so einfachen als klugen Ausweg gewählt. Er erzählt als ein Dritter seine eignen Begegnungen und läßt seinen Helden zur Milderung und Versöhnung des Grassen eine humoristische Person sein, deren Lebenscarrière die Eindrücke und Erfahrungen an einander reihet.

So fehlt es dem Leser niemals an Abwechslung und Unterhaltung, und er wird durch keinerlei romantische Phantasiestücke von der Wirklichkeit abgezogen. Und doch würde man sehr in der Annahme irren, der Verfasser biete hier nur eine politische Schrift dar, die es lediglich mit dem jetzigen amerikanischen Kriege zu thun hat. Im Gegentheil geht sein Buch schon der Zeit seiner Entstehung nach nur auf die Vorbereitungen zum Kriege ein. In dieser Beziehung lernen wir hundert interessante Facta aus dem innern Treiben, aus dem häuslichen und gesellschaftlichen Verkehr der Amerikaner kennen, und das Leben in den Südstaaten wird uns in fesselnder Weise erschlossen.

Auch das Damenpublikum wird bei diesem Buche seine Befriedigung finden, indem es Sitten und Gebräuche wahrnimmt,

die in den vielen halsbrecherischen Lügenromanen nicht geschildert werden und den Reisenden in Amerika meist unbekannt bleiben.

Die Amerikaner selbst sind in solchem Grade von der Vollkommenheit ihrer Zustände erfüllt, daß von ihnen kein partheiloses Urtheil zu erwarten steht, daher es fast gar keine unbefangenen Schriften von Amerikanern über Amerika giebt. Wohl aber erzählt zur Ehre des menschlichen Geistes und der männlichen Rechtlichkeit der Autor auch von Amerikanern, die mit tiefer Trauer und Verzweiflung über die Versunkenheit ihrer Volksmassen erfüllt und unbefangen genug geblieben sind, um sich sowohl durch Reisen in Europa, als durch tüchtige Lectüre zu bilden. Es sind nicht die leiblichen Erben, sondern die geistigen Manen des großen Washington und Franklin; sie schauen mit bangem Prophetenblick in die Zukunft und denken mit Begeisterung an das zurück, was erhabener Geist und große Gesinnung ihrer Nationalitätsbegründer zu schaffen beabsichtigten.

Möge die Lauterkeit dieser Elemente zusammenhalten und sich durch edles Beispiel mehren.

Zum Schlusse muß ich noch das literarische Verdienst Baudissin's berühren. Wenn es für den Leser dankenswerth ist, daß die Natur dem Verfasser einen gesunden Humor verliehen hat, der nur höchst selten nach dem Vorbilde des Englischen einen abmattenden Anflug von Gequältheit annimmt, sich gewöhnlich aber frisch und durch treffende Ironie elastisch erhält: so muß es für den Autor verdienstlich genannt werden, daß er durch Kürze seiner Schilderung und durch Tüchtigkeit seines Styls spannt und sowohl den geistigen Genuß, als die Anforderungen des Geschmacks befriedigt.

Man beklagt nur eins bei dem Werke: daß es nicht durch eine doppelte Länge die unterhaltenden Belehrungen vermehrt, welche über ein so von schlechten Reisebeschreibungen verdunkeltes Thema dringend zu wünschen sind.

Auf dem Mississippi.

Von A. von Baudissin.

Der Verfasser, welcher sich in die humoristische Figur eines Herrn Peter Tütt aus Kurhessen maskirt hat, um objectiver zu erzählen, reist mit seiner Frau Eva, seinem Freunde Scott und einem Advocaten Schmid auf dem Mississippi von St. Louis nach Memphis und macht unterwegs Erlebnisse mit, die echt amerikanisch und ansprechend erzählt sind.

Der Steamer Carrier, U. S. Mail and Packetboat, war eins der größten und besteingerichteten Dampfschiffe auf dem Mississippi. Er bestand aus fünf Etagen: dem Packraum, dem Deck, den Cajüten, dem Hurricanedeck und dem Lootsenhause.

Auf dem Deck stand die Maschine mit den Kesseln, über den Dampfkesseln waren die Cajüten, was mir gleich ungemein gut gefiel, weil bei einer etwaigen Explosion die Passagiere mit Sicherheit darauf rechnen konnten, schnell von allen irdischen Sorgen erlöst zu werden. Nach der Quantität von Holz, die zu beiden Seiten des Kessels aufgespeichert war, zu schließen, stand uns ein Intermezzo bevor.

Wir betraten die Cajüte und waren nicht wenig überrascht, auch hier ein Barroom mit halben und ganzen Citronen, Karten, Stückchen Kreide, Cigarrenkisten und einem Barkeeper zu finden. Dem Counter gegenüber war die Office, wo ein Clerk den Passagieren die Nummern zu ihren Schlafgemächern nebst der Warnung übergab, sich vor Dieben in Acht zu nehmen. Ein Aufwärter brachte uns nach Nummer achtzehn — einem kleinen Canarienvogelheckbauer mit zwei schmalen Betten und zwei großen Muskitonetzen. In einem Winkel stand ein Waschtisch mit Mississippiwasser und zwei Handtüchern, die ich ihrer Form wegen für Taschentücher hielt; sie waren acht Zoll lang und acht Zoll breit — enthielten also vierundsechzig Quadratzoll Grundfläche.

Nachdem wir dieses Heiligthum besehen, gingen wir in die große Cajüte zurück. Es war ein mehrere hundert Fuß langer Raum, der durch einen Vorhang und eine Thür in zwei Theile getheilt wurde. In dem vordern Raum hielten sich die Ladies auf; beim Schnapscounter saßen die Herren, in der Mitte der Cajüte wurde ein ungeheurer Tisch gedeckt.

Wir gingen in den „Ladiesroom". Eine Eleganz, ein Ueberfluß von Teppichen, Vorhängen, Fauteuils, goldenen Rahmen — — und Bibeln blendete meine Augen. Sechzehn bis achtzehn Ladies hatten bereits Platz genommen. Einige ließen sich von Sclavinnen mit Pfauenfedern Kühlung zufächeln; andere säugten auf gewisse Manier ihre Kinder, andere lasen in der Holy Bible — aber alle waren stumm. Bei unserm Eintritt blickten sie alle sechzehn oder achtzehn auf; sie prüften Eva's Toilette von Kopf bis zu Füßen, warfen sich sechzehn oder

achtzehn Blicke zu, verzogen sechzehn oder achtzehn Mundwinkel und stillten, fächelten, schaukelten und beteten weiter.

Ein Piano stand im Ladiesroom. „Kannst Du spielen?“ fragte ich meine Frau. „Drei Stücke“, antwortete sie: „Herr Klink war sonst ein braver Mann, von Amt ein Stadtsoldate,“ „Lieber Mond, du gehst so stille“ und „O, du lieber Augustin.“

„Kannst Du auch singen?“

„Ja, den Augustin kann ich, glaube ich. Wie ist es doch? Hut ist weg, Stock ist weg — o — — — du lieber Augustin, Alles ist weg!“

„Spiele,“ sagte ich — „spiele und singe.“

Eva setzte sich an's Piano. „Es ist so verstimmt,“ flüsterte sie, „daß man nicht darauf spielen kann. Es sind lauter halbe Töne.“

„Macht nichts. Ich bitte Dich, spiele.“

Eva spielte. Es war gräulich, sündhaft. Sie sang, die Schelmin, und legte einen Schmelz in den alten abgedroschenen Augustin, der wirklich rührend war.

Die Ladies legten die Bibeln weg, sahen sich verwundert an, standen auf, faßten sich unter den Arm und schlossen einen Kreis um Eva.

„Delightful,“ flüsterte eine Dame in rothem Krepp — „exceedingly delightful.“

„Splendid,“ nickte eine andere in weißem Mousselin.

„Dear me, how sweet“ flüsterte eine kleine corpulente Lady in rosenrothem Taffet.

„I never heard the like,“ sagte eine veilchenblaue Atlasdame.

Alle achtzehn Damen waren entzückt. Eva sang und trillerte: „Hut ist weg, Stock ist weg, o — o — o — du lieber Augustin — Alles ist weg.“ Zehn oder funfzehn Mal hatte sie dieses Nationallied der Deutschen gesungen, länger hielt sie es nicht aus. Sie sprang auf, faßte mich unter den Arm, biß sich auf die Zunge und schritt wie die Königin von Golconda durch den Ladiesroom.

Eine Dame redete sie an und bat sie „to give a tone“ — „Ich bin eine Deutsche,“ antwortete Eva. „Verstehen Sie Deutsch?“

Die Dame lächelte verlegen.

„Parlez vous français?“

Noch mehr Verlegenheit.

„Italiano?“

Neues Kopfschütteln.

„Espagnole? Tedesco? Popolsky?

Die Lady taumelte zurück. Eva mußte ihr wie ein Beelzebub erscheinen.

„Do you speak English, Sir?“ fragte die halb betäubte Dame mich.

„Rozomym Czechky?“ antwortete ich — und da ich sie einer Ohnmacht nahe sah, ging ich mit Eva auf das Hurricanedeck.

„Wir haben es wohl ein wenig zu arg getrieben,“ sagte ich zu Eva, die noch immer in Ekstase war und Bruchstücke aus dem lieben Augustin summte.

„Ach was!“ antwortete sie, „mit denen kann man gar nicht zu arg verfahren. Ich habe Achtung vor Damen, weil

ich mir einbilde, selbst eine respectable Frau zu sein; aber diese amerikanische Affenkomödie mit Holy Bible, Sclavinnen, Pfauenschwänzen und so weiter geht denn doch über das Bohnenlied. — Sitzen sie da stocksteif aufgedonnert wie die Pfingstochsen und lesen in der Bibel, während sie mich in den Abgrund der Hölle verwünschen, weil ich eine Deutsche bin, und fallen gleich darauf in Ohnmacht vor Entzücken über die Musik, mit der man in Deutschland alle Ratten und Mäuse auf eine halbe Meile im Umkreise vertreiben könnte."

„Ich verstehe von Musik nichts; war das Instrument wirklich so falsch gestimmt?"

„Lauter halbe Töne, Peter, mich hätte der Nervenschlag gerührt, wenn ich noch einen einzigen Tact gegriffen hätte."

Wir waren übrigens auf dem Deck in keiner angenehmen Situation. Die Sonne war im Untergehen und eine Wolke von Muskitos umschwärmte uns. So lange wir auf- und abgingen und mit den Taschentüchern fächelten, hatten wir Ruhe, so wie wir uns aber setzten, wurden wir im Gesicht und auf den Händen gebissen und gestochen.

Hinabgehen mochten wir wegen der Ladies nicht, oben bleiben mochten wir wegen der Muskitos nicht und in's Heckbauer zog es uns auch nicht.

„Hätte ich nur einen Strickstrumpf," sagte Eva. „Ich würde mich mitten in den Ladiesroom setzen und stricken, als wenn ich einen Ducaten für jede Masche bekäme. So ganz ohne Beschäftigung halte ich es nicht aus."

„In Deutschland spielt man Schach, wenn Einem die Zeit lang wird, oder man liest eine Novelle, spricht, singt oder treibt

irgend etwas, sich die Zeit zu vertreiben – kann man denn hier gar nichts anfangen? Weißt Du was, Eva? Laß uns in's Theater gehn! Es ist nicht weit von hier, unsere Koje haben wir genommen, wir kehren um elf Uhr zurück und legen uns dann ruhig schlafen."

„Peter, Du wirst wirklich von Tag zu Tag gescheidter. Einen besseren Vorschlag hätte ich Dir nicht machen können. Aber in's Englische Theater gehen wir; ich habe die Räuber von Schiller angezeigt gesehen, das wird der Mühe werth sein."

Wir eilten die Treppe hinab, stiegen an's Land und fuhren in's Theater.

Ein Theaterzettel von circa fünfzehn Fuß Länge und sieben Fuß Breite war auf eine Art von Schilderhaus geklebt. Die Räuber von Schiller wurden aufgeführt, wie Eva richtig angezeigt gesehen hatte.

Mr. Cocktail spielte den Franz. Sein Name war mit drei Fuß hohen Buchstaben in rother Tinte gedruckt; er wurde the first Tragedian of the age genannt, the wonder of the world, the proud of the Universe.

Neben ihm paradirte in gelber Tinte und zwei Fuß hohen Buchstaben Mr. Tallow, the favorite Tragedian of London, Paris and Moscow, from the Imperial Royal Theatre of his Majesty the Emperor of Russia.

Amalie wurde von Mrs. Snuffbox gegeben; sie erschien in grünen Buchstaben von anderthalb Fuß Höhe. Sie war the trilling and charming American wonder; the delight of two hemispheres.

„Wenn ich den Zettel meinem Vater schickte," sagte ich zu

Eva, „was würde die Folge davon sein? Würden sie in Kurhessen glauben, daß hier solche Zettel gedruckt werden? Oder würden sie annehmen, ich sei übergeschnappt?“

„Man würde Dich in contumaciam in's Irrenhaus verurtheilen, lieber Peter. Schreibe nicht einmal, daß Du den Zettel gesehen hast. Dein Vater möchte Dich für einen Windbeutel halten, und das würde mich sehr kränken. Laß uns hineingehen und Platz nehmen.“

Wir kauften uns zwei Sperrsitze, ließen uns an unsere Plätze führen und hatten uns kaum gesetzt, als der Vorhang aufging.

Ja, wer beschriebe diese Aufführung? Der alte Moor heulte wie ein hungriger Kettenhund, Amalie rollte die Augen und declamirte, daß ich das Aergste zu fürchten begann; Franz spielte wie ein Puter und kollerte sehr natürlich, das Schrecklichste aber war Carl und Spiegelberg. Die Räuber nannten Carl „de Moor“ (Muhr) und den Spiegelberg nannten sie Speigelberg. „I know you, Speigelberg,“ wirkte betäubend auf mich. Und wie die Kerle alle aussahen! Die Leipziger Studenten trugen schwarze seidene Strümpfe, feuerrothe Puffröcke, Revolver und Glacéhandschuhe. Keiner von ihnen war unter achtundvierzig Jahren. Sie liefen auf einem Brüsseler Teppich herum und übertrieben im Declamiren wahrhaft scheußlich. Hätte Hamlet diese Bande angetroffen, er würde sie sicherlich nicht engagirt haben, seinem Stiefvater die Mausfalle vorzutragen.

Ich fühle und weiß es sehr wohl, daß ein Erzähler nicht übertreiben darf, und oft schon habe ich mir Zwang angelegt,

wenn ich meine Erinnerungen aus Amerika niederschrieb, weil ich fürchtete, der deutsche Leser würde sagen: „Tütt, Tütt, übertreibe nicht.“ So geht es mir jetzt wieder. Ich sehe da einen fetten Assessor, der Gerstäcker und Ruppius auswendig weiß und alle drei Monate von seinem Vetter in Chicago einen Brief bekommt, über meine Schilderung die Nase rümpfen. Was soll ich mit dem Assessor anfangen? Glauben schenkt er mir nicht, denn in den Regulatoren steht nichts von solchen Dingen, wie Tütt beschreibt, und der Ruppius ist auch ein ganz anderer Kerl und steckt voll Poesie und schöner Schilderungen, während der langweilige, arrogante Tütt da Dinge erzählt, die man glauben kann oder auch nicht glauben kann.

Sind Sie fertig, Herr Assessor? Reisen Sie mal her, wenn es Ihnen gefällig ist, sehen Sie sich den de Moor und Speigelberger an — aber von Anfang bis Ende, und wenn Sie am folgenden Tage eine Lebensversicherungsgesellschaft finden, die Sie aufnimmt, dann will ich Ihre Reisekosten vergüten.

Ich habe das Stück mit angesehen, von Anfang bis zu Ende, ich habe das Brüllen von Carl, das Kollern von Franz, das Heulen des alten Moor, das Winseln von Amalie und so weiter ausgehalten; ich habe die Amerikanerinnen beobachtet, wie sie während der Aufführung und in den Zwischenacten stumm und steif dasaßen, wie Pagoden; ich habe beobachtet, wie zwei Börsenspeculanten sechsprocentige Staatspapiere gegen Weizen vertauschten, während Carl mit Amalie in der Bildergallerie spricht; ich habe Babies schreien hören, während Moor im Keller Schwarzbrot ißt — ich habe das ganze Stück mit

Zugabe angesehen und angehört. Aber jetzt bleibt mir, bitte, mit den Räubern vom Leibe. Wollt Ihr?

Als die Krebse in den Topf geworfen und über Feuer gesetzt wurden, sagte ein alter Krebs: „es wird Sommer.“ „Ja,“ sagten die andern und wußten, warum sie sich todt schwitzten. Also sie wußten den Grund. Nun habe ich aber dieselben Rechte, die ein Krebs hat, und möchte demzufolge wissen, warum die amerikanischen Schauspieler so brüllen, mit den Armen um sich schlagen, sich so costümiren und überhaupt nicht wie andere Schauspieler auftreten! Wünscht das Publikum diese crassen Uebertreibungen? dann gute Nacht, Publikum. Ist hier Alles Show, Alles Schein, Alles Humbug — das Theater sowohl wie die Constitution — die Theaterzettel wie die Unabhängigkeitserklärung?

Wir gingen nach dem Theater auf das Schiff zurück und brachten eine furchtbare Nacht wegen der Muskito's zu.

Am andern Tage stellte mir mein Freund Scott und Schmid, der treffliche Advocat, einen Amerikaner, Herrn Dirtfinger, vor, den gebildetsten Mann, welchen ich in den Vereinigten Staaten kennen gelernt habe. Er behauptete, daß sein Vaterland am Vorabend der Auflösung und des Verderbens stehe und dieser beginnende Krieg mit einem vollständigen Ruin des Südens und mit einem vorwaltenden Bankerott des Nordens enden müsse. Außerdem wird der Süden Monarchie werden und der Norden sich in beliebige Freistaaten trennen.

Wir hatten während unseres Gespräches gar nicht bemerkt, daß ein zweites Dampfschiff dicht hinter uns herfuhr, und daß wir schneller stromabwärts eilten als vorher. Die lebhaften

Ausrufungen unserer Mitreisenden machten uns zuerst darauf aufmerksam, daß wir im Begriff seien, eine „Race“ (Wettlauf) zu machen, und da ich die Bedeutung dieses Unternehmens nicht kannte, überließ ich mich dem aufregenden Gefühle, welches die Brust des Menschen so leicht beseelt, wenn er zwei ebenbürtige Wettkämpfer entbrannt sieht.

Da man vom Hurricanedeck das andere Schiff, welches James Lucas hieß, besser übersehen konnte, drängten sich die Passagiere die enge Treppe hinauf, und bald standen mehrere hundert Männer und Frauen in einem dichten Knäuel und riefen mit dem Capitain um die Wette den Heizern zu, den James Lucas nicht vorbei zu lassen. Eva, meine Frau, und Schmid, Scott und Dirtfinger, meine Freunde, standen dicht neben mir.

Dirtfinger war der Erste, der mich auf die Gefahr des Wettlaufs aufmerksam machte. „Sehen Sie,“ sagte er, „die Herren und Damen wissen sehr wohl, daß wir jeden Augenblick in Gefahr sind, in die Luft zu fliegen, und dennoch rufen sie, die bisher steif wie Marmorstatuen dasaßen, den Heizern zu, Theer und Fett unter den Dampfkessel zu werfen. Im Zerstören — und sei es ihres eigenen Lebens, ihres Vermögens — sind die amerikanischen Damen wahrlich groß.“

„Glauben Sie denn wirklich, daß wir in Gefahr sind?“ fragte ich, indem ich meinen Arm um Eva schlang. „Wenn das wäre, so will ich den Capitain zwingen, den unsinnigen Wettlauf aufzugeben.“

„Thun Sie das nicht,“ sagte Dirtfinger, „er würde Ihnen eine Kugel durch den Kopf jagen, oder wenn er es nicht thäte,

würden funfzig dieser Gentlemen sich ein Vergnügen daraus machen, den damned Dutchman über Bord zu werfen. Alles, was Sie thun können, ist, ruhig stehen zu bleiben, Ihre Frau nicht loszulassen und nicht eher in's Wasser zu springen, als durchaus nothwendig ist. Ich werde bei Ihnen bleiben. Helfen Sie mir, wie ich Ihnen helfen werde, wenn wir eine Katastrophe erleben sollten."

Eva schmiegte sich ängstlich an mich; sie zitterte. „Sei ruhig, gute Eva, es wird Alles gut werden."

„Ich bin ruhig," antwortete sie.

Scott rauchte gemüthlich seine Cigarre, Schmid wischte sich den Schweiß vom Gesicht, — die übrigen Passagiere wetteten unter einander auf die beiden Schiffe, die Damen winkten mit den Tüchern und schienen von einem kriegerischen Geiste beseelt.

Das furchtbare Heizen unter dem Kessel hatte indessen fortgedauert; die Flamme schlug aus den Schornsteinen, die Räder peitschten den Strom, wir flogen den Fluß hinab. Ich konnte gerade auf die Feuerthür des James Lucas sehen. Die Heizer warfen Schinken, Speckseiten, Fetttonnen in's Feuer und grölten ihr wildes, entsetzliches Hujujui. „Five dollars to each of you, boys, if we catch her," rief der Capitain des James Lucas. „Ten dollars, boys, if you let her behind," brüllte unser Capitain; „Hujujui," grölten die Heizer. Neue Fettmassen wurden in's Feuer geworfen. Wir verloren sichtlich, — James Lucas kam uns von Minute zu Minute näher. Er holte uns ein und fuhr unmittelbar neben uns. Man konnte bequem von einem Boote auf das andere springen. Die Schiffe

zitterten bei der rasenden Geschwindigkeit der Räder, die Kamine glühten.

Da erfolgte ein Stoß. Der Lucas war auf eine Sandbank gefahren. Daß das Schiff nicht in der Mitte abbrach, war ein Wunder. „Hurrah!" riefen die Passagiere des Carrier, aber in der nächsten Secunde saßen auch wir fest.

Wer Hände hatte, der ergriff eine Stange, um das Boot loszuschieben; die Räder peitschten rückwärts; wir waren flott, aber auch der James Lucas war flott.

Die Wettfahrt ging mit neuer Wuth vor sich. Die Ufer flogen an uns vorüber; Häuser, die meilenweit vor uns zu liegen schienen, waren im Augenblick ebenso weit hinter uns.

Eine gute Stunde mochten wir so gefahren sein, keines der Schiffe wollte nachgeben, keines gewann einen Vorsprung. Der Lucas hatte früher angefangen zu „heizen" als wir, daher seine größere anfängliche Geschwindigkeit.

Plötzlich erfolgte ein Knall. Unser Kessel war geplatzt. Das halbe Vorderdeck, das Lootsenhaus und fast das ganze Hurricanedeck flogen in die Luft. Eva stieß einen leisen wimmernden Schrei aus und schlang beide Arme um mich.

Dirtfinger und Scott waren verschwunden; Schmid lag vor meinen Füßen. Er erhob sich wieder und blickte wie betäubt um sich. Das Schiff drehte sich, da blies uns ein feuriger Dampf entgegen, es stand in hellen Flammen. Ein Schrei des Entsetzens erfüllte die Luft; brennende Weiber stürzten sich in den Fluß. Männer und Kinder, Neger und Weiße beteten auf den Knieen und drängten sich gegenseitig in den Mississippi. Die Hitze war unerträglich; der Rauch drohte uns zu ersticken.

„Können Sie schwimmen?“ fragte ich Schmid. „Ja,“ antwortete er. „Dann nehmen Sie die lange Bootstange und springen Sie zuerst. Ich folge mit Eva nach; sie muß gerettet werden.“ Schmid drückte mir die Hand und sprang hinab. Er kam nicht wieder zum Vorschein. Ich faßte Eva um den Leib, drückte einen Kuß auf ihren Mund und warf mich mit ihr in's Wasser. Sie hielt mich fest umschlungen und als wir auftauchten, ergriff ich ein Stück von einem Balken an dem ein kleiner Knabe hing. Wir erreichten das Ufer und warfen uns weinend auf die Erde. —

Ludwig Schröder.

Ein Künstlerbild von L. Brunier.

Unter den zahlreichen biographischen Werken, die jetzt von allen Seiten über das Leben berühmter Männer auftauchen, sind nur wenige, welche sich dem allgemeinen Interesse empfehlen lassen. Sie werden in der Regel finden, daß diese Arbeiten sich in oft weitab führenden Specialien verlieren oder mit zu wenig plastisch frischer, den Leser anregender Darstellungsgabe geschrieben sind. Dennoch erfüllen sie, bis die neuere Literatur sich in dieser Bahn mehr vervollkommnet, den Zweck, wissenswürdige Daten mehr und mehr zu verbreiten, und behalten in sofern, als sie auf Wahrheit und nicht wesentlich auf hohler Erfindung beruhen, immer noch mehr Werth, als die meisten biographischen Romane, unter denen so mancher tendenziöse Wurf, wie „William Shakespeare," „Alex. von Humboldt", „der große Kurfürst" 2c. die Wahrheit gefälscht hat.

Zu jenen nur halb gelungenen und nur halb dem eigentlichen Zweck entsprechenden Biographien müssen Sie auch das Leben des Schauspielers Schröder rechnen.

Der Verfasser Brunier hat ganz Recht, wenn er die bisher erschienenen Schriften über diesen verdienstvollen Mann nicht

mehr völlig zeitgemäß und genügend findet. Jedoch betrat er selbst einen Weg, mit dem man sich schwerlich einverstanden erklären kann.

Friedrich Ludwig Schröder, der Freund und Mitstrebende des unsterblichen Dichters und Kritikers Lessing, steht als einer der fruchtbarsten und in seinem Wirken segensreichsten Künstler in den Annalen der deutschen Theatergeschichte verzeichnet. Unsere Bühne und Schauspielkunst hat Bedeutungsvolles in Fülle durch seine rastlose Kraft und Einsicht, durch seine hohe Begeisterung und seine Sicherheit des urtheilenden Blickes empfangen. Wir zehren in gewissem Sinne an den überlieferten Früchten immer noch fort. Schröder gehörte zu den gesunden, vorurtheilslosen Erkennern Shakespeare's, und was er schuf oder wenigstens zu festen Formen begründen half, war jene Schule classischer Darstellungskunst, aus welcher, wesentlich bis zu den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, eine Reihenfolge erhabener Künstler beiderlei Geschlechts hervorging. Er war keiner von Denen, die sich gegen die Rathschläge der dramaturgischen Aesthetik abschlossen und sich heute noch mit viel mehr Anmaßung und Indifferentismus des äußerlich excellirenden Virtuosenthums abschließen; vielmehr fand ein richtig motivirtes Wort stets Zugang zu seiner offenen, in der Kunst immer kindlich gebliebenen Seele, und diese Hingabe an die Sache, dieses freiwillige Zurücktretenlassen der Person, gab dem gemeinsamen Streben zwischen Darstellungskunst und Kritik jene großen harmonischen Erfolge wahrer Blüthe des Bühnenlebens. So zugänglich verhielt sich Schröder als ausführender Künstler und ebenso als leitender Director, und hieraus erklärt sich

der gute Geist der Corporation, den seine männlich ehrenwerthe Haltung, sein immer vorwärts strebender Kunstsinn begünstigten. Er hatte dabei mit einer dem heutigen Tage sehr ähnlichen, wenn auch noch nicht so verzweifelt wohlorganisirten Eitelkeit von Seiten seiner Mitwirkenden und Untergebenen zu kämpfen; aber er siegte durch das, was ein Kernpunkt in allem Wollen und besonders auch in dem der Kunst bleiben wird: durch sittliche Würde und zu Grundsätzen erhobene Ueberzeugung. Unseren modernen Bühnen fehlt es sowohl an einem so aufopferungsfähigen, für alles Schöne und sittlich Große begeisterten Director, als es unseren Schauspielern an Bescheidenheit und wahrem Streben gebricht, um den Geist der gebildeten Kritik auf sich wirken zu lassen. Und dennoch giebt es in jeder Epoche, auch in der unsrigen, kritische Stimmen, die von den Besten der Nation gehört zu werden verdienen. Die Arroganz unserer heutigen Schauspieler aber, die im zuchtlosen, zur Kunstentsittlichung führenden Treiben unserer modernen Theater zu jener üppigen Reife gediehen ist, mit welcher die Natur nur das Unkraut zu segnen pflegt, — diese Arroganz erklärt sich für fehlerlos. Statt die maßvolle, durch Geschmack geläuterte Darstellungskunst als höchstes Ziel zu verfolgen, steuert sie mit aufgeblasenem Segel dem hohlen Virtuosenthum zu: Naturalismus wird zum Ideal, Effecthascherei zur Wahrheit gestempelt. In der That eine Neuerung, die alle Tüchtigen beängstigen muß. —

Schröder's Lebenslauf war kein so abenteuerlich bewegter, als der mancher anderer Künstler neben und nach ihm; doch es fehlte in demselben nicht an interessanten Momenten und wirk-

lich inhaltsvollen Wendungen. Der Antheil der Leser läßt sich immer da am wärmsten und bleibend fesselndsten gestalten, wo man es zugleich auch mit einem Mann im vollsten Sinne des Wortes zu thun hat. Einen solchen fand die Betrachtung hier vor, und der ethische Halt und Unterbau war ein sicheres Podium für die darauf vorzustellenden Wandlungen und Gestaltungen. So kam es darauf an, ein lebensvolles Bild zu entfalten, bei dessen Gemälde zwar auf alle wichtigen, die Sphäre des Helden berührenden Momente der Kunst und ihrer Geschichte Rücksicht zu nehmen war, dessen organische Gesammtheit aber nicht durch zu sehr hervortretende Einschiebsel und erläuternde Abschweifungen der Zerrissenheit anheimfallen durfte.

Hierin liegt für gute Biographen und alle, die es erst werden wollen, eine Hauptschwierigkeit. Dem Maler gleich, der den Hintergrund seiner Schöpfungen nicht in denselben Farben und markirten Contouren wie den Vordergrund hält, müssen sie die literarische Kunst verstehen, alles Beiwerk, wenn auch noch so wichtig, als eine nebensächliche Illustration, als ein Seitenlicht, einen Schlagschatten, eine Gruppe oder Gedankenarabeske des Hintergrundes so darzustellen, daß die eigentliche Titelfigur und ihre handelnde Rolle dadurch zwar vielfach accentuirt und erklärt, aber doch nie von der Aufmerksamkeit des Publikums entblößt wird. Ein Biograph muß seinen Helden immer mit dem Interesse des Lesers verknüpft erhalten, das heißt im Element des Lebens lassen, denn wenn er ihn gleich einem Fisch eine Zeit lang auf das Trockene legt, um desto bequemer die anderen Fischlein und Molche im Bassin fangen, vorzeigen und mit derselben Wichtigkeit behandeln zu können, so erkaltet das

Interesse oder stirbt ganz, und was er wieder in's Wasser setzt, ist ein Fisch, der in den Augen des Lesers oft nur auf dem Rücken weiter schwimmt.

Es liegt in dem vielseitigen Material, daß es die Literatur in diesem Unterordnen des Nebensächlichen viel weniger leicht hat, als der Maler in seiner geistig und gegenständlich einfacheren Welt.

Dieses Aufrechthalten einer organischen Lebenskraft von freier Strömung werden Sie in Brunier's Arbeit vermissen. Er gefällt sich in häufigem Abspringen von der maßgebenden Sache und dabei mehr Studien als Geschmack und Geistesschärfe verrathend, geht er auf sehr entfernt liegende Zustände ein und verweilt oft bei Fragen, die durch eine längst vorhandene Beantwortung keine mehr sind. Es hört aber auf, eine Vertheidigung oder nützliche Beschäftigung zu sein, wenn man fortfährt, auch den todten Wolf noch zu schlagen. Die populär-philosophischen und literaturgeschichtlichen Erörterungen, die der Verfasser nicht selten an seinen Gegenstand knüpft, und zwar sehr gesucht knüpft, sind häufig nicht blos weitab führend, sondern sehr schwächlich in ihren Argumentationen und zeigen hin und wieder starke Begriffsverwechselungen.

Dennoch kann es nicht fehlen, daß dies Buch zum Theil manches beachtenswerthe Alte wieder auffrischt, zum Theil Neues von Interesse zu Tage fördert. Auch der anekdotenhafte Genre findet sich hin und wieder vertreten, da hierfür das Bühnenleben nicht arm an drastischen Momenten ist. Solche Züge gehören nur selten zu den wichtigeren, doch liefern sie oft ein Detail zur Literaturgeschichte und ich will hier zum

Beweis wie anders geartet ehemals der Theaterenthusiasmus war, nur einen Fall anführen. Demoiselle Werthen, die spätere Madame Hartwig in Dresden, war im Jahre 1792 bei einem großen Theile des Schweriner Publikums der verzogene Liebling. Nun ward diese junge Schauspielerin plötzlich von der Blatternkrankheit ergriffen, die, wie man weiß, im achtzehnten Jahrhundert so verheerend wirkte, denn auch die schöne, berühmte Charlotte Ackermann hatte dadurch an ihrem Teint eingebüßt. Die Nachricht vom Leiden des Fräulein Werthen erfüllte die vielen Verehrer derselben mit dem höchsten Schrecken. Zum Glück nahm die Krankheit keinen tödtlichen Ausgang, sondern wandte sich nach kurzer Gefahr zur Besserung. Jetzt sollte die Genesende, um womöglich ihre frische Haut wieder zu bekommen, häufig Bäder von frischer Milch nehmen. Damit nun die frische Milch rechtzeitig an jedem Morgen in die Badewanne gelange, hatten sich die die Künstlerin anbetenden Herren beim ersten Morgengrauen von ihrem Hause in der Apothekerstraße bis nach Ostdorf, einem über zwanzig Minuten von der Stadt entfernt liegenden Vergnügungsorte, aufgestellt. Die Enthusiasten reichten sich so in langer Kette die von Ostdorf bezogene Milch in zierlichen Eimern einer dem andern zu. Es ist nur zu wünschen, daß sie in Bezug auf die Hautpflege mit dem Erfolg ihrer Bemühungen zufrieden gewesen sind. Man läßt zwar auch in der Gegenwart die gesunde Vernunft und die verständige Haltung ein Rad schlagen, wenn es darauf ankommt, einer Kunsterscheinung Tempel der Verehrung zu bauen; doch sind die Ueberstürzungen anderer Natur und der idyllisch wandernde Milcheimer behält durch die Naivetät

dämonartiger Anbetung, die das Nützliche mit dem Schönen, Ritterlichen zu verbinden versteht, einen charakteristischen Beigeschmack.

Charlotte Ackermann's Tod.

Von Brunier.

Ueber den Tod der Charlotte Ackermann giebt der Verfasser in sofern ein lesenswerthes Resumé, als aus dieser trüben Episode durch die Bemühungen der Romanschriftsteller mancher Zug der Wirklichkeit verwischt oder übermalt ist. Charlotte, die vielleicht genialste und größte Künstlerin, welche Deutschland hervorgebracht hat, war bekanntlich Schröder's Stiefschwester und wirkte unter seiner Direction. Dorothea Ackermann war eine zweite weniger begabte Stiefschwester.

Schröder hatte bei seiner vielleicht zu großen Aengstlichkeit, daß der Ruf seiner Schwestern Gefahr laufen könne, häufig häusliche Scenen mit ihnen, da er oft in Dingen etwas fand, die sie in ihrer arglosen Jugend als ganz harmlos betrachteten und bei denen auch die Welt nichts Uebles dachte. So wollte er seinen Schwestern durchaus nicht gestatten, daß sie ritten, obgleich sowohl Dorothea wie Charlotte dies sehr liebten und namentlich Charlotte bei ihrem leidenschaftlichen und leicht aufwallenden Naturell sich nicht dazu verstehen wollte, auf eine

Bewegung zu verzichten, die ihr so angenehm war und die sie zugleich für so gesund hielt.

Während des Aufenthalts der Ackermann'schen Gesellschaft in Schleswig war Schröder mit seinen beiden Stiefschwestern, sowie mehreren andern Bühnenmitgliedern, zu denen er wegen ihres anständigen Benehmens in freundschaftlichen Beziehungen stand, vor das Thor hinaus spaziert. Es war am zwölften März 1775. Die Sonne schien mild und freundlich, so daß man schon den Odem des kommenden Frühlings empfand. Schröder, nachdem er sich an der schönen Luft erquickt hatte, ging mit seinen Bekannten in ein an der Landstraße befindliches Wirthshaus und setzte sich zum Kartenspiel nieder. Charlotte zog es nebst den weiblichen Mitgliedern der Gesellschaft vor, draußen zu bleiben und in ein nahe gelegenes Dorf zu wandern. Auf dem Wege dahin begegneten sie einem Bauern, dessen Pferd ein ungewöhnlich feines und zierliches Aussehen hatte. Sogleich erwachte ihre große Reitlust, und sie ersuchte den Besitzer des Pferdes, ihr dasselbe für eine anständige Entschädigung auf einige Stunden zu überlassen. Der Bauer, den das ihm gebotene Geld lockte, schlug zu und stellte das Roß zu ihrer Verfügung. Vergeblich waren die Bitten ihrer Schwester und ihrer Begleiterinnen, sich doch nicht einem Pferde anzuvertrauen, das anscheinend noch sehr jung und schwer zu lenken sei. Charlotte lachte der sorglichen Angst und schwang sich leicht wie ein Vogel auf den Rücken des muthigen Rosses, das wohl noch nie eine so schöne Last getragen hatte. Es griff gleich mächtig aus und Charlotte war bald den Blicken ihrer Begleiterinnen entschwunden. Als das Pferd sich dem heimischen Dorfe näherte

und an der schwachen Lenkung merkte, daß seinem Ungestüm kein Widerstand entgegengesetzt werden könne, stürmte es von der geraden Straße ab und seinem Stalle zu. Im vollsten Galopp kam es vor der Stallthür an, die geschlossen war und gegen die es mit seiner Reiterin anprallte, so daß diese besinnungslos zur Erde stürzte.

Als die Begleiterinnen Charlottens in dem Dorfe ankamen, lag Charlotte, wie es schien, leblos auf dem Boden, und die sie umgebenden Bauern und Bäuerinnen starrten sie neugierig an, ohne recht zu wissen was sie thun sollten. Nachdem die Unglückliche nach Schleswig gefahren war und mehrere Wochen im Bette zugebracht hatte, schien es indeß, als ob sie, wieder nach Hamburg zurückgekehrt, alle bösen Folgen verwunden habe.

Doch hatte von der gewaltigen Erschütterung ihr Nervensystem mehr gelitten, als äußerlich zu Tage trat. Ihr Spieleifer und die großen Einnahmen, die ihr jedesmaliges Auftreten zu Wege brachte, ließen sie aber häufig auf der Bühne erscheinen. Zu wiederholten Malen hatte sie in letzter Zeit Verdrießlichkeiten mit ihrem Stiefbruder gehabt, der bei seiner großen Decenz stets an ihrem Anzuge etwas auszusetzen fand. Am 3. Mai war sie zum Ballet „der Böttcher" in einer eben so glänzenden als extravaganten Toilette erschienen. Schröder sah sich deshalb veranlaßt, ihr den ernstesten Verweis zu ertheilen. Er sprach am Schlusse einer eindringlichen Ermahnung, zu der er als älterer Bruder immerhin berechtigt war, die Erwartung aus, daß dergleichen nicht wieder vorkommen werde. Am 8. Mai war das Ballet auf's Neue angesetzt. Als Charlotte aus ihrem Ankleidezimmer trat, trug sie ein noch

auffallenderes Costüm als zuerst. Schröder's leidenschaftliche Natur gerieth bei diesem Anblick ganz außer sich. Viele sprechen von einem Vergessen bis zu einer Thätlichkeit. Ließ er sich nun auch von seinem cholerischen Temperament nicht bis zu diesem Grade hinreißen, so überschüttete er doch seine Schwester mit Vorwürfen und erklärte ihr in den verletzendsten Ausdrücken, daß er, wenn sie sich nicht bessere, eine so schamlose Person auf seiner Bühne nicht brauchen könne.

Charlotte, deren sittlichem Wandel man nichts weiter als Jugendübermuth nachsagen konnte und die in jungfräulicher Reinheit aus diesem Leben geschieden ist, mußte trotz ihrer heftigen Gemüthsaufregung ihre anstrengende Rolle im Ballet durchführen. Die Zuschauer, nicht ahnend, daß, während ihr Mund so reizend lächelte und sie auf zierlichen Füßen gleich einer Elfe dahinschwebte, sie vor Zorn und Verzweiflung hätte laut aufschreien mögen, verschwendeten an ihren Liebling alle nur möglichen Beifallsbezeigungen. Die arme Charlotte hatte aber heute zum ersten Male keine Freude daran. Gleich nachdem der Vorhang gefallen war, eilte sie in ihr kleines Ankleidezimmer und riegelte hinter sich zu, weil es sie drängte, nach der furchtbaren Gemüthsaufregung mit sich und ihren Gedanken endlich allein zu sein. Der Vorwurf der Schamlosigkeit von Seiten eines Bruders, den sie ebenso verehrte wie liebte, lag wie eine Centnerlast auf ihrer Brust. Ihr ward es zu enge in dem kleinen Raum, und, ihre große Erhitzung durch den Tanz vergessend, stieß sie das Fenster auf und gab ihre glühenden Wangen und ihren ungestüm wogenden Busen der kühlen Nachtluft preis. Doch diese Unvorsichtigkeit, sich in solchem

Zustande mit bloßen Schultern aus dem Fenster zu legen und ihre zarte Gestalt von dem Nachtwinde durchwehen zu lassen, zu dem sie noch ein Glas eiskalten Wassers hinunterstürzte, hatten die traurigsten Folgen. Sie ward kurz darauf von einem schlagartigen Anfall betroffen und trotz aller Mühen des Arztes starb sie in ihrem achtzehnten Jahre.

Ihre erhabenen vielseitigsten Talente rechtfertigten es, daß der Name Charlotte Ackermann förmlich mit der Muse der deutschen Schauspielkunst identisch geworden ist.

Culturbilder aus Hellas und Rom.

Von Hermann Göll.

Gewiß wird es Ihnen nicht aus dem Gedächtniß entschwunden sein, daß ich in Bezug auf Culturfragen mit Bitterkeit oft darüber geklagt habe, wie groß unser literarischer Mangel an solchen populär-gehaltenen Forschungen ist, welche sich hinsichtlich der mittelalterlichen oder antiken Zeiten über die speciellen Lebenszustände, Sitten, Gebräuche, Trachten, Handwerke, Staatseinrichtungen — und was in bunter Reihe der realistischen Dinge mehr sind — recht anschaulich verbreiten. Während in anderen literarischen Gebieten selbst so viel leeres Stroh zum Aergerniß der Oeffentlichkeit und aller guten Geister auf der Tenne armseliger Speculation noch einmal gedroschen wird, da es freilich Manchen immerhin ein Geschäft zu sein scheint, bloße Spreu zu verkaufen, die oft das Publikum nicht vom Weizen unterscheiden kann, — während dieser Thätigkeit so vieler industriöser Flachköpfe, hat man in den Aehren der alten Schriftsteller das Korn meistens unangerührt gelassen. Unsere beklagenswerthe Jugend muß an den Gymnasien und Universitäten das Getreide gleich mit Halmen und Hülsen so zu verschlingen und zu verdauen suchen, wie es in jedem Semester von den Herren Professoren eingeheimst wird. Nur hin und wieder dachte man

daran, den Gehalt herauszuziehen und ihn schmackhaft und nahrhaft zu Brot zu verbacken.

Die culturgeschichtliche Ernte aus den alten Schriftstellern ist uns zwar auf eine beklagenswerthe und niemals zu ersetzende Weise so schwierig und gar dürftig gemacht worden, daß man daran verzweifeln könnte, gewisse Punkte aufzuhellen, gewisse Fragen zu erheben, und doch gehören gerade oft diese Fragen zu den alleralltäglichsten. Bei dem Brande der alexandrinschen Bibliothek und bei manchen anderen Acten der Zerstörung sind leider so viel staatsökonomische, historische, naturkundliche und, wenn man den Ausdruck gestatten darf, antik-socialistische Werke ganz oder theilweise zu Grunde gegangen, daß wir die darin enthaltenen Materialien nicht mehr aus den anderen übrig gebliebenen Fragmenten zu ergänzen im Stande sind. Uebrigens bin ich, beiläufig bemerkt, der Ueberzeugung, daß sich bei gründlicher Durchsuchung von Klöstern, Privatbibliotheken und fürstlichen Rumpelkammern im Morgenlande mancher Schatz finden wird, den wir noch nicht besitzen, und der in den ersten Jahrhunderten des orientalischen Kaiserthums dorthin zerstreut wurde. Auch die Ansicht, man würde bei einer Aufdeckung der im neunten Jahrhundert verschütteten römischen Mansion Maja (Dorf Obermais bei Meran) wahrscheinlich den Tacitus und andere Autoren finden und zwar wegen kürzerer Dauer des Begrabenseins besser erhalten, als die von heißer Asche fast ganz vernichteten pompejanischen Papyrus, — auch diese Ansicht habe ich schon anderen Orts näher zu begründen versucht.*) Ziemlich

*) Siehe „Alpenbilder" von Otto Banck. Band I. Artikel Meran. (Leipzig, bei Schlicke.)

vergeblich sind dagegen, wie schon angedeutet, die einstigen Hoffnungen auf die Ausgrabungen Pompeji's gewesen, und es ist zu fürchten, daß es hinsichtlich Herculanums ebenso geht, wenn man wirklich den neuen Plan noch ausführen sollte, mit Milliarden von Meiselschlägen jene feste Basaltlava hinwegzuschaffen, welche in die alte Stadt eingeflossen und darin erhärtet ist, wie die Bronze in der Thonform des Gießers.

Aus dem vorliegenden Werke Göll's ersehen Sie jedoch, daß auch ohne all' die wünschenswerthen neuen Entdeckungen von Schriftstücken das vorhandene Material der alten Prosaiker, Dichter und auch ganz besonders das der Künstler und Handwerker für den fleißigen Compilator von Geist und Umsicht eine sehr ergiebige Ausbeute zu liefern vermag. — Der Verfasser hat für alle Theile des Publikums ein Werk dargeboten, das jeder Gebildete auf das Wärmste willkommen heißen muß. Er erörtert darin die wesentlichsten Specialpunkte römischer wie griechischer Culturzustände. Seine Darstellungen haben den großen Vorzug, daß sie nicht das Stigma jener krankhaften Schwindelei an sich tragen, welche heutigen Tages Alles zu modernisiren, pikant zu machen und mit einer Sauce einzukochen sucht, die dem ursprünglichen Gericht allen eignen Geschmack raubt und das beste Kraftstück, den echten homerischen Naturbraten des am Spieße bereiteten ganzen Thieres zu einem elenden süß-sauren Ragout zerhackt und für die degradirten Geschmacksnerven mit serviler Koketterie anrichtet. Hermann Göll stellt einfach gesund und nach den Quellen dar.

Erfreulich wird dabei das sehr geringe Anführen von Citaten, deren Fülle einem Werke zwar den Anschein von

Gelehrsamkeit, in Wirklichkeit aber etwas ungenießbar Trockenes geben.

Unter den vielen culturgeschichtlichen Schilderungen dürfte für die reiselustige moderne Zeit die nachfolgende Charakterskizze über den Geschäfts- und Vergnügungsreisenden des Alterthums von hervorragendem Interesse sein.

Wie reiste man im Alterthume?

Von Hermann Göll.

Die vielfachen Erleichterungsmittel des Verkehrs, besonders die Eisenbahnen, haben in unserer Zeit die Reiselust in solchem Grade gesteigert, die Zahl der Touristen so bedeutend vermehrt, daß unbestritten niemals früher die Menschheit eine solche Beweglichkeit und Rührigkeit im Reisen gezeigt hat. Wir bemitleiden schon unsere Großväter und Väter, die ihre Sehnsucht nach der Ferne so selten zu befriedigen im Stande waren, denen so viele herrliche Genüsse im Gebiet der Natur, Kunst und Menschenkenntniß versagt geblieben sind. Wir fragen aber auch billigerweise, wie weit andere Völker in früherer Zeit in diesem Punkte der Cultur vorgeschritten waren, und vergleichen besonders nicht ohne Interesse in dieser Beziehung die Sitten der Hellenen und Römer mit den unsrigen.

Zeus, der Vater der Götter und Menschen selbst, war im Alterthum der Beschützer der Herbergesuchenden, und wie im Mittelalter von den Klöstern im Namen der Religion den Pilgern und Reisenden Unterkommen und Verpflegung zu Theil wurde, so achtete sich der Hellene durch den Willen der Gottheit zu gastlicher Aufnahme der Reisenden verpflichtet, die bei dem damaligen Mangel aller öffentlichen Gasthäuser auch sonst übel genug daran gewesen wären.

Während im alten Hellas der gemeine Mann mit dem Knotenstock oder der Lanze in der Hand zu Fuß seine Straße zog, fuhren edelgeborne, besonders ältere Leute, in dem theils mit Pferden, theils mit Maulthieren bespannten zweisitzigen oder größeren Reisewagen. So kutschirten Telemach und Pisistratos ohne Diener und Wagenlenker von Pylos nach Sparta und wieder zurück. Auch Sophokles läßt den alten Laios zu Wagen, von mehreren Dienern begleitet, dem zu Fuß wandernden Oedipus begegnen. Von Reisen zu Pferde findet sich bei Homer noch keine Spur. —

In der historischen Zeit hörte zwar die schöne Sitte der Gastfreundschaft nicht auf, aber sie minderte sich doch mit dem Fortschreiten der Cultur und dem Zunehmen der Reisen und des Fremdenverkehrs. Dennoch kann man gerade nicht sagen, daß das Verhalten gegen die Fremden ein unfreundliches geworden sei.

Man hat sich früher mit der falschen Vorstellung getragen, daß die Einkehr in öffentlichen Gasthäusern entweder gar nicht oder doch nur in sehr beschränktem Maße und von Seiten der Unbemitteltsten stattgefunden hätte. Allein es läßt sich schon

im Voraus annehmen, daß die edle Sitte der Gastfreundschaft bei dem steigenden Verkehr der Staaten, bei der Zunahme der Reisen nicht Allen Unterkommen verschaffen konnte. Athen und das wegen seiner Gastlichkeit von Pindar gerühmte Korinth waren oft von Fremden überfüllt, die unmöglich alle bei Gastfreunden logiren konnten. Von den luxuriösen Byzantinern versichern mehrere Schriftsteller, daß sie gleich den Einwohnern unserer Meßstädte ihre eigenen Wohnungen an die Fremden vermiethet hätten. Aber es fanden sich auch sonst allenthalben an der Landstraße Gasthäuser, in denen Leute jeden Standes einzukehren pflegten. Plutarch warnt in seiner Schrift über Diätetik vor dem Betreten eines Gasthofes. Selbst wenn der Wirth öfter freundlich gegrüßt habe, pflege man nicht in einem schlechten Wirthshause einzukehren, wenn ein besseres daneben wäre. Ferner erzählt er, ein Lakonier habe sich in einem Wirthshaus ein Fischchen gekauft und es dem Wirth zum Herrichten übergeben. Als dieser aber Käse, Essig und Oel dazu verlangt, habe der Spartaner gesagt: „Wenn ich diese Zuthaten gehabt hätte, würde ich mir keinen Fisch gekauft haben." Diese Anekdote spricht zugleich für das Vorkommen sonderbarer Verhältnisse zwischen Wirth und Gästen. Es war das Gewerbe der Gastwirthe in Hellas ein sehr verachtetes, theils weil es überhaupt zu den auf Gelderwerb hinauslaufenden Beschäftigungen gehörte, theils weil es der Tugend der Hospitalität geradezu zu widersprechen schien, theils weil die Wirthe im Allgemeinen wegen Prellerei und Schlechtigkeit verrufen waren. „Alle Arten der Krämerei, des Seehandels und der Gastwirthschaft," heißt es daher bei Platon, „sind verlästert und gereichen zu schimpflicher Schande."

Was nun ferner die verschiedenen Arten betrifft, auf welchen die Reisenden in der historischen Zeit ihren Weg zurücklegten, so merkt man, nach den vorhandenen Andeutungen zu urtheilen, im Vergleich zu der Homerischen Zeit eine merkwürdige Abnahme im Gebrauch der Wagen. Ueber die Construction der im gewöhnlichen Leben gebräuchlichen Fuhrwerke sind nur sehr dürftige Nachrichten vorhanden. Am meisten zur Reise benutzt wurde wohl das auf Monumenten vorkommende zweirädrige Gefährt, dessen auf drei Seiten mit einer Lehne umgebener Sitz auf der Achse ruhte, während die Gabeldeichsel mit dem Joche den Pferden auf dem Rücken liegt. Erinnert schon diese Einrichtung an die im nördlichen Finnland und Schweden heute noch üblichen ureinfachen Cabriolets, so steigert sich noch die Aehnlichkeit, wenn man den Rosselenker nach Art der „Skjutsjungen" zu den Füßen der Reisenden sitzen oder hocken sieht. Oefter als des Fahrens bediente man sich zum Fortkommen des Reitens. Demosthenes miethete für macedonische Gesandte ein Maulthiergespann und begleitete sie selbst zu Pferde bis Theben. Die Maulthiere benutzte man ebenfalls zum Reiten und legte ihnen einen bequemen Sattel mit Rückenlehne auf; doch scheint der Gebrauch mehr den Damen und den verweichlichten Männern anheimgefallen zu sein. — Sonst wanderte man am gewöhnlichsten zu Fuße, und selbst eine öffentliche Gesandtschaft der Athener an Philipp scheint nicht anders gereist zu sein. Man erleichterte sich den Marsch, indem man einen oder mehrere Sclaven mitnahm, die das aus Lebensmitteln, Geschirr und besonders den Lagerdecken für die Nacht bestehende Gepäck in einem Reisesack nachtrugen.

Die griechischen Straßen waren bequem und wohlgebaut, und wenn gleich Strabon meint, daß die Griechen drei Dinge vernachlässigt hätten, die bei den Römern mit den größten Kosten und der mühseligsten Arbeit unternommen worden seien: den Bau der Cloaken, der Wasserleitungen und der Heerstraßen, so müssen wir bedenken, daß unsere besten Chausseen im Vergleich mit den herrlichen römischen Kunststraßen wohl bei Strabon nicht besser weggekommen sein würden! Die Wege standen unter Obhut des Hermes. Ueberall befanden sich die ihm geweihten Pfeiler und heiligen Steinhaufen, denen jeder Wanderer nach altem, frommem Brauch einen Stein zuwerfen sollte. Auf den Kreuzwegen dagegen stand die dreihauptige Gestalt der die Wege beschirmenden, aber auch oft die Reisenden durch Gespenster neckenden Zaubergöttin Hekate. Vor den Bildern beider Gottheiten legte man allerhand Speisen hin, die wohl der hungrige Wanderer ohne Versündigung genießen konnte. Auch gestattete man gewiß gern den Reisenden, im Vorübergehen von den Früchten der Obstbäume zu essen. Platon stützt sich sicher auf eine vorhandene Sitte, wenn er in seinen Gesetzen dem Fremden „nebst einem Begleiter desselben" erlaubt, Tafeltrauben, Feigen, Birnen, Aepfel und Granatäpfel ohne Entgelt zu brechen. Die Rücksicht auf das Gebot der Religion verschaffte dem irrenden Wanderer auch überall bereitwillige Zurechtweisung. In der späteren Zeit gab es auch Meilensteine und Wegweiser auf den hellenischen Straßen; ja (wer sollte es meinen?) selbst der Paßplackereien und Visitationen war der Reisende schon nicht ganz enthoben, wenn es auch im Allgemeinen wohl unrichtig ist, daß stets zu Reisen

in's Ausland Pässe ertheilt worden seien. War nämlich ein Staat im Kriegszustande, so mußten die Auspassirenden mit Legitimationszeichen, die das Staatssiegel trugen, versehen sein. Darum nimmt in den Gefangenen des Plautus der Aetolier Hegio für seinen Boten nach Elis, das mit Aetolien Krieg führte, vom Prätor einen Paß, und aus demselben Grunde wird im Wolkenkukuksheim des Aristophanes die Götterbotin Iris gefragt: „Du warst doch auf der Dohlenhauptwacht? Du ließest den Paß doch auf der Storchenpolizei visiren? Gab Dir kein Vogelofficier eine Marke?“ In Sparta freilich waren alle Reisen in's Ausland ohne specielle Erlaubniß der Ephoren streng untersagt. Auch Platon mißbilligte die in den anderen Staaten herrschende Freiheit, nach Belieben reisen zu dürfen, und verordnete in seinen Gesetzen, daß Niemand vor dem vierzigsten Jahre das Vaterland verlassen sollte! Sonst findet sich kein Beweis für besondere Controle und Hemmung der Reisenden unter den gewöhnlichen Verhältnissen, nur scheint die Neugierde nach fremden Sitten und Einrichtungen als ein Zeichen der Unzufriedenheit mit den heimischen Zuständen angesehen worden zu sein. An den Zollstellen wurde auch das Gepäck der Reisenden untersucht, denn es gab damals bereits steuerbare und verbotene Waaren. Plutarch sagt in Bezug darauf: „Die Zöllner fallen uns lästig, nicht wenn sie die einzuführenden Sachen sortiren, sondern wenn sie, nach dem Verborgenen spähend, im fremden Gepäck herumwühlen.“ Die Douaniers nahmen sich zuweilen sogar heraus, die Briefe zu öffnen, um Paschereien auf die Spur zu kommen! In Bezug auf den Zweck finden wir alle Arten der Reisen bei den Griechen vertreten; selbst die so

fashionabeln Badereisen fehlten wenigstens in späterer Zeit keineswegs. Aus einer Menge Bäder, die theils zum Vergnügen, theils ihrer Heilkraft wegen besucht wurden, nennen wir hier nur das euböische Aedepsos, über das Plutarch Folgendes schreibt: „Aedepsos auf Euböa, wo die heißen Quellen sind, ist ein Ort, der von Natur viel Vergnügen darbietet und mit Gebäuden und Wohnungen versehen ein gemeinschaftlicher Aufenthaltsort für ganz Hellas geworden zu sein scheint. Es wird viel Geflügel und Wild dort gefangen und ebenso liefert das Meer leckere Fische für die Tafel. Am meisten blüht der Ort im Spätfrühling, denn Viele leben dann dort in Geselligkeit und Ueberfluß zusammen.“ Auch Sulla erholte sich dort von seinen Strapazen, und Plutarch tadelt es, daß er nur mit Schauspielern Umgang gepflogen. — Und fragt man endlich nach den Kosten der Reisen in jener Zeit, so kann man freilich nur mit ein paar Notizen der Alten antworten. Zu Demosthenes' Zeit erhielt eine aus drei Männern bestehende Gesandtschaft für drei Monate 1000 Drachmen Reisegeld, der Mann also täglich ungefähr 28 Sgr. Auslösung. In den „Acharnern“ des Aristophanes erzählten die zum Großkönig geschickten Gesandten, daß sie täglich 2 Drachmen, also 15 Sgr. erhalten hätten; dies war aber auch hundert Jahre früher. Immerhin war also damals das Reisen theurer, als 180 Jahre nach Demosthenes in Italien, wo man nach Polybios dem Gastwirth für seinen sämmtlichen Bedarf 1/4 Obolos oder 2 bis 3 Pfennige zahlte.

Sehr weite Reisen haben bekanntlich unter den Griechen Solon, Pythagoras, Herodot, Lykurg, Platon und Polybios gemacht. Der skythische Prinz Anacharsis, der zu Solon's Zeit,

um seine Wißbegierde zu stillen, Griechenland bereiste, erregte ungefähr eben so großes Aufsehen wie heutzutage ein indischer Nabob. Noch sei endlich bemerkt, daß es Sitte war, dem von einer Reise zurückgekehrten Freunde ein Gastmahl zu veranstalten, so wie man auch oft die Abreisenden auf diese Art ehrte.

Bei den Römern wurde das Band der Gastfreundschaft nicht weniger heilig gehalten, als bei den Griechen. Auch sie hatten den Glauben an Gottheiten, die den Fremdling schützten und rächten, und unter denen Jupiter voran stand. Der Fremde genoß in Rom Sicherheit, wenn er auch sonst ebenso wenig wie in den griechischen Staaten einen Anspruch auf Staatsschutz hatte. Die dem Fremden angethane Verhöhnung galt als Verletzung der guten Sitte, und bei Plautus muß sich Jemand, der es gethan, gefallen lassen, daß man zu ihm sagt: „Du bist gewiß ein Sclave und ein nichtswürdiger und böser Mensch, da du einen Fremden und Ankömmling verspottest.“ Trotzdem scheute sich die Staatsgewalt ebenso wenig wie die spartanische, wenn es ihr gut dünkte, die Fremden aus Rom zu weisen. Als C. Gracchus den Vorschlag gemacht hatte, allen Italienern das Bürgerrecht zu geben, und nun von allen Seiten das Volk nach der Hauptstadt strömte, beredete der Senat den Consul Fannius dazu, alle Nichtbürger hinauszutreiben. Auch im Jahre 65 v. Chr. wurden nach dem Papischen Gesetze Alle verjagt, die ihr Bürgerrecht nicht beweisen konnten.

Wie die Griechen gaben auch die Römer, wenn sie sich auf der Reise befanden, der Einkehr beim Gastfreunde den Vorzug. Cäsar z. B. logirte in Mailand bei seinem Gastfreunde Valerius Leo, und war so artig gegen denselben, daß er sich nichts

merken ließ, als er Spargel mit ranzigem Oel essen mußte. Wenn Verres in Sicilien nach Therma kam, wohnte er bei Sthenius. Der Vertraute des Pompejus, P. Vedius, kehrte in Laodicea bei Pompejus Vindullus ein. Die Landhäuser, welche an der Heerstraße lagen, wurden natürlich besonders heimgesucht, und Columella giebt darum den Rath, die Villa ja nicht an die Straße zu bauen, „weil durch die Plünderungen der vorübergehenden Wanderer und durch die ewige Beherbergung der Einkehrenden das Vermögen geschwächt wird." Wem aber auf seiner Straße die Häuser gastfreier Bekannten fehlten, der mußte eben auch seine Zuflucht zu den öffentlichen Wirthshäusern nehmen, deren Vorhandensein nicht der Belege bedarf. Aber Leute von Stand betrachteten die Einkehr in einer solchen Herberge, des Mangels am Comfort und der gewöhnlich plebejischen Gesellschaft wegen, nur als eine gern gemiedene Nothwendigkeit. Nur ein Vitellius konnte Gefallen daran finden, in den Wirthshäusern und Ausspannorten mit Maulthiertreibern und Wanderern sich auf gleichen Fuß zu stellen.

Uebrigens scheint es, als ob die meisten Wirthshäuser und Schenken an den Straßen von den Besitzern der anliegenden Güter erbaut wurden, die dann ihre Fabrikate und Producte dort „verkrügten". Die Wirthe selbst waren oft nebenbei Kuppler und nicht höher geachtet als die griechischen; auch Wirthinnen trieben selbstständig das Gewerbe, wie die von Pseudovirgil besungenen Syrisca und die Plautinische Chrysis, „das alte Faß" genannt. Die verschiedene Weise, wie man sich sonach bei den Römern hinsichtlich der Einkehr behelfen mußte, veranschaulicht recht deutlich Plutarch im Leben des

jüngeren Cato in folgenden Worten: „Seine Reise (nach Asien) machte er auf diese Weise. Mit Tagesanbruch schickte er seinen Bäcker und seinen Koch nach dem Orte voraus, wo er einkehren wollte; diese begaben sich ruhig und bescheiden in die Stadt und wenn sich daselbst kein Freund seines Vaters oder ein Bekannter fand, so trafen sie im Wirthshause Anstalten zu seiner Aufnahme, ohne Jemand zu belästigen; war aber kein Wirthshaus vorhanden, so wandten sie sich an die Obrigkeit und nahmen gern das ihnen gegebene Unterkommen an. Da man ihnen aber nicht überall glaubte und sie vernachlässigte, weil sie vor den Behörden weder lärmten noch drohten, so wurden sie oft von Cato eingeholt, ehe sie etwas ausgerichtet hatten, und er selbst wurde über die Achsel angesehen und für einen niedrigen und furchtsamen Menschen gehalten, da er sich in solchen Fällen ruhig wartend auf sein Gepäck setzte. Manchmal ließ er aber auch die Oberen vor sich fordern und sagte ihnen: „Ihr Unhöflichen, ändert eure Unfreundlichkeit gegen die Fremden, und glaubt nicht, daß immer Leute wie ich kommen. Sucht vielmehr durch liebreiche Aufnahme ihre Gewalt zu besänftigen, da sie nur einen Vorwand brauchen, euch dasjenige mit Gewalt zu nehmen, was ihr ihnen nicht freiwillig gebt.“ Auch die von Horaz in Gesellschaft Mäcens nach Brundusium gemachte und launig beschriebene Reise trägt diesen gemischten Charakter. Die Fußreisen wurden bei dem steigenden Hange der späteren Römer zur Bequemlichkeit immer seltener, und wer es machen konnte, pflegte wenigstens zu reiten. „Wenn ich ein reicher und hochstrebender Mann wäre,“ schreibt Horaz, „so müßte ich mehrere Knechte und Pferde unterhalten,

Wagen anschaffen. Jetzt kann ich auf einem gestutzten Maulesel, dem der Quersack die Lenden wund drückt, der Reiter den Vorderbug, bis nach Tarent reiten." Auch der ältere Cato pflegte nach Seneca auf einem Gaule zu reiten und in einem Mantelsacke das Nöthigste bei sich zu führen. Wer sich nicht eigenes Geschirr halten konnte, benutzte gemiethete Wagen und Thiere, denn es gab allenthalben Vetturini (deren Stationen aber stets vor den Stadtthoren lagen, da das Fahren durch die Städte bei Tage verboten war), und man konnte durch Wechseln derselben sogar recht schnell vorwärts kommen. Als Caligula bei dem Verkauf der den geächteten und hingerichteten reichen Leuten gehörigen Güter und Mobilien in Gallien ein glänzendes Geschäft gemacht hatte, da Jedermann genöthigt war, um jeden Preis und weit über den Werth die Gegenstände zu erstehen, ließ er zu demselben Zwecke sich aus der Hauptstadt alles ältere Inventar des kaiserlichen Hofes nachkommen. Sueton bemerkt dabei, es seien zu diesem Transport auch die Miethwagen in der Nähe Roms gezwungen worden, und es hätten dann wegen Mangels an Fuhrwerk viele Processuaten zum bestellten Termine nicht in Rom erscheinen können. Auch von Cäsar erzählt Sueton, daß er vor dem entscheidenden Uebergang über den Rubicon von Ravenna aus Maulthiere benutzt habe, die er aus der nächsten Mühle miethete. Und wie sollte es möglich sein, daß derselbe „im Lohnwagen" täglich 100 römische = 20 deutsche Meilen machte und so in acht Tagen von Rom bis zur Rhone kam, ohne daß die Pferde gewechselt wurden? Hinsichtlich der Wagen trifft man bei den Römern bereits eine große Mannigfaltigkeit und ein Wechseln der Mode. Da giebt

es Wagen gallischen, belgischen und britischen Ursprungs, zweirädrige leichte Cabriolets, die besonders gern zur Reise verwendet und mit flinken Ponny's gallischer Race bespannt wurden, vierrädrige Planwagen, deren Zugthiere der Reisende selbst lenkte, Gepäckfuhrwerke und Staatscarossen, die mit Platten von getriebenem Silber und Gold geziert waren, und oft, wie Martial sagt, den Werth eines Landgutes hatten. Seit der Zeit der ersten Kaiser kam auch die Sänfte zur Reise in Gebrauch, die in Griechenland nur von Frauen und Kranken benutzt wurde. Sehr bequem war es allerdings, auf weicher Matratze ausgestreckt, durch Baldachin und Vorhänge gegen Regen, Sonnenschein und Staub geschützt, von sechs oder acht breitschulterigen Sclaven sich tragen zu lassen. Ja, Verres ließ sich seine Kissen mit Malteserrosen stopfen und reiste mit einem Rosenkranz auf dem Haupt, einem zweiten um den Hals, außerdem ein kleines Netz voll Rosen in der Hand haltend! Welcher Luxus überhaupt in der späteren Zeit auch auf der Reise entfaltet wurde, welcher Troß von Dienerschaft die Herren begleitete, davon giebt eine Stelle Seneca's eine ausreichende Vorstellung. „Jedermann reist nun so," schreibt er an Lucilius, „daß numidische Reiter voransprengen, eine Schaar von Läufern vor ihm her eilt. Man hält es für eine Schande, wenn nicht Leute dabei sind, welche die Begegnenden aus dem Wege treiben und durch eine große Staubwolke verkünden, daß ein anständiger Mann komme. Jedermann hat jetzt Maulthiere, die krystallene und ciselirte Gefäße von großem Werth tragen. Es ist eine Schande, wenn es scheint, als habe man Gepäck, das ohne Gefahr zusammengerüttelt werden könne.

Jedermanns Pagen fahren mit eingesalbten Gesichtern, damit nicht Sonne oder Kälte der zarten Haut schade. Es ist eine Schande, wenn sich Niemand unter den begleitenden Lieblingssclaven findet, dessen gesundes Antlitz ein Pflaster nöthig hat." Dagegen sagt der Philosoph von seiner eignen Reisebequemlichkeit: „Der Wagen, auf den ich gesetzt bin, ist ein bäuerlicher; den Maulthieren sieht man es an, daß sie nicht vom Spazierengehen leben; der Kutscher ist nicht des Sommers wegen ohne Schuhe. Kaum gewinne ich es über mich, dieses Fuhrwerk für das meinige gelten zu lassen." Aber auch die Reisemanie blasirter Noblesse, das Jagen nach dem Pittoresken, Romantischen und Gefährlichen, nur um den Kitzel der Abwechslung, des Contrastes zu genießen, findet in der damaligen Zeit würdige Vertreter, und man bedauert es fast, daß noch die stabilen Gestalten grämlicher Lords und prüder Lady's fehlen mußten. An einer andern Stelle Seneca's heißt es: „Es ist eine Eigenthümlichkeit des Kranken, nichts lange zu dulden und die Veränderung als Heilmittel zu brauchen; deshalb werden weite Reisen unternommen und die Küsten des Meeres durchstreift, und bald versucht sich der immer dem Gegenwärtigen feindliche Wankelmuth zu Meere, bald zu Lande. Jetzt wollen wir Campanien besuchen! — Schon habe ich die cultivirten, üppigen Gegenden zum Ueberdruß; die Wildniß möchte ich sehen; laßt uns das calabrische Waldgebirge durchstöbern! Irgend etwas Angenehmes wird sich doch in den Einöden finden lassen, wobei die verwöhnten Augen von der ewigen Rauhheit schauderhafter Gegenden sich erholen? Auf nach Tarent! Wir wollen seinen gepriesenen Hafen besuchen, den Winteraufenthalt im dortigen milderen

Klima nehmen und in den Wohnungen, die unseren Altvordern recht prächtig vorkamen. Nun wieder die Route nach der Hauptstadt gerichtet! Schon allzu lange haben meine Ohren des Lärms und Händeklatschens entbehrt; es macht auch wieder Freude sich an Menschenblut zu weiden!" Besonders in Aufnahme standen die Reisen in die verschiedenen Bäder, an denen Etrurien und Campanien so reich waren. Den Vorrang unter denselben behauptete bekanntlich das zwischen Cumä und Puteoli gelegene Bajä, welches durch seine gesunde und reizende Lage, durch die Heilkraft seiner Schwefelbäder, die Heiterkeit und Ungebundenheit der Lebensweise auch auf Vergnügungssüchtige und Wüstlinge große Anziehungskraft übte. —

Die Sicherheit der italienischen Straßen war schon im Alterthum nicht ausgezeichnet. Besonders wenn politische Unruhen oder Kriegstumult herrschte, schossen die Fra Diavolo's gleich Pilzen aus der Erde. Nach den Bürgerkriegen kostete es dem Kaiser Augustus große Mühe, der Wegelagerer Herr zu werden. Er ließ die Engpässe erweitern, um ihnen die Hinterhalte zu nehmen, und legte an den berüchtigtsten Orten Militärstationen an. Tiberius sah sich genöthigt, diese Maßregeln ebenfalls aufrecht zu erhalten. Die jetzt verrufensten Stellen waren es schon damals: die pontinischen Sümpfe und der gallinarische Wald (zwischen den Mündungen des Volturno und Literno in Campanien), und hatte man diese Theile der appischen Straße einmal rein gefegt, so strömten die Banditen in die Hauptstadt, nach Juvenal's Ausdruck „zu neuen Fütterungsplätzen." Unter Septimus Severus beherrschte der Räuberhauptmann Bullas, genannt Felix, die ganze appische Straße, plünderte aber, wie

manche seiner halbritterlichen Epigonen, die Reisenden nie vollständig aus, sondern begnügte sich stets mit einem Theil ihrer Habe. In desto besserem Zustande befanden sich aber die Landstraßen selbst, in deren Anlegung die Römer für alle Zeiten Musterhaftes geleistet haben. Die Rücksicht auf den Staat, welchem eine bequeme Verbindung der gewonnenen Provinzen mit dem Herzen des Reichs nothwendig war, führte zur Entwickelung der Wegebaukunst, und mit der staunenswerthen Energie, welche das Römervolk überhaupt kennzeichnet, suchte man alle natürlichen Bodenverhältnisse, denen man sich in andern Ländern gemüthlich anzubequemen pflegte, zu bewältigen. Wo sich Berge entgegenstellten, wurden sie durchbrochen, wo eine Senkung des Bodens die gleichmäßige Fortführung des Weges störte, wurde dieselbe durch feste Dämme ausgeglichen, wo tiefe Thalgründe und reißende Ströme die direct laufende Bahn durchschnitten, wurden sie mit kühnen Bogen überwölbt. Erhöhte Fußwege zogen sich an beiden Seiten der soliden Heerstraße hin, Auftrittsteine für die Reiter, Ruheplätze für die Wanderer, Meilensteine fehlten an den Hauptstraßen fast nirgends und herrliche Tempel, prächtige Familiengrabmäler, und hie und da stolze Triumphbögen bildeten gleichsam den Vordergrund des umgebenden Landschaftsgemäldes. Großes Verdienst in dieser Beziehung erwarb sich vorzüglich der jüngere Gracchus, der, wie Plutarch sagt, bei Anlegung öffentlicher Straßen nicht nur auf den Nutzen, sondern auch auf die Bequemlichkeit und Schönheit sein Augenmerk richtete.

Wie aber der Straßenbau durch politische Gründe gefördert wurde, so waren auch die unter Augustus entstehenden Post-

einrichtungen, die schon lange vorher im Orient, besonders im persischen Reiche bekannt gewesen waren, eine Folge des Centralisationssystems. Sueton berichtet, daß der erste Kaiser, nur um schneller und leichter erfahren zu können, was in den Provinzen vorfiele, auf den Militärstraßen zuerst in gleicher Entfernung rüstige Boten und dann Fuhrwerke aufgestellt habe. Später scheint vorzüglich Trajan die Postanstalt erweitert und verbessert zu haben. Damals waren schon überall in der Entfernung einer Tagereise Mansionen oder Stationen errichtet, mit Baulichkeiten zum Nachtlager für die Reisenden, mit Scheunen, Stallungen, Bädern, sowie mit besonderen, für die kaiserliche Familie bestimmten Räumen (palatia). Zwischen diesen Hauptrastorten lagen je fünf bis acht Mutationen oder Posthaltereien, wo blos Pferdewechsel stattfand. Auf jeder Mutation standen bis zu 40 Pferde, Maulesel und Ochsen. Der Courierdienst wurde zu Pferde geleistet, (unser Wort „Pferd" verdankt der lateinischen Bezeichnung des Postpferdes: veredus und paraveredus und diese wieder dem keltischen vehorrheda den Ursprung) und die Couriere, deren jede Station nicht mehr als täglich fünf bis sechs befördern durfte, führten die Depeschen in einem Felleisen bei sich, dessen Gewicht zuerst auf 30, dann auf 100 Pfund bestimmt ward, und ließen sich gewöhnlich von einem Postillon begleiten. Seit der Zeit der Antonine wurden auch Lasten bis zu 15 Centnern in größeren, mit Ochsen bespannten Wagen durch die kaiserliche Post befördert. Uns interessirt hier vorzugsweise das Expediren der Reisenden durch die Extrapost (denn von Diligencen, Eilwägen, Journalièren ist hier noch keine Rede). Das Maß und die

Tragkraft der Reisewagen war erstlich genau bestimmt, und die Stellmacher verfielen in hohe Strafe, wenn sie dieses Gesetz nicht einhielten. Vierrädrige Wagen sollten zehn Centner Last tragen und im Sommer mit acht, im Winter mit zehn Pferden oder Maulthieren bespannt werden; zweirädrige mit zwei Centner Last dreispännig fahren. Die Mitte zwischen beiden hielt ein leichter vierrädriger Wagen, der bis zu sechs Centnern halten sollte. Personen durften höchstens drei auf einem Wagen sitzen. Von der ersten Art wurde freilich täglich nur ein Wagen befördert, und es war dabei streng verpönt, weiter als 500 Schritte von der Heerstraße abzubiegen. Trotzdem wäre die ganze Einrichtung schon recht bequem und zweckmäßig zu nennen, wenn nicht das ganze Institut nur von Staatsbeamten hätte benutzt werden dürfen. Ausschließlich die Beamten für besondere Aufträge, die höheren Provinzialbehörden, die Richter, insbesondere Militärpersonen, hatten die Erlaubniß, die kaiserliche Post in Anspruch zu nehmen, sowie auf den Stationen Pflege, Beköstigung, Fourage, Wagen, Pferde und in besonderen Fällen auch bewaffnetes Geleite — und zwar alles unentgeltlich — zu verlangen. Wenn nicht der Charakter der Sendung unzweifelhaft officiell war, entnahm der Reisende ein Diplom zu seiner Legitimation, auf dem stets die Zahl der Pferde, die Art der Beköstigung und die Dauer der Gültigkeit des Passes genau verzeichnet stand. Privatpersonen konnten nur ganz ausnahmsweise eine solche Urkunde erhaschen. Trotz aller Strenge, mit der die Post beaufsichtigt wurde, gelang es dennoch vielen Leuten, die „postunfähig" waren, Postscheine zu erlangen, indem nicht nur die Statthalter und deren Untergebene vielen Mißbrauch

trieben und die Post geradezu ausbeuteten, sondern auch die vom Präfecten der Leibwache und dem Minister des kaiserlichen Hauses, als obersten Instanzen, abgesandten und besonders besoldeten geheimen Commissäre (curiosi), anstatt instructionsgemäß die Gouverneure, Postmeister und Reisenden zu controliren, mit den Statthaltern gemeinschaftliche Sache machten und ebenfalls Postscheine für Geld ausstellten. Das Schlimmste dabei war, daß nicht die kaiserliche Kasse, sondern die armen Provinzialen die Geplagten und Betrogenen waren. Die regelmäßige Schnelligkeit der Extrapost kam übrigens der unserer Eilwagen ungefähr gleich. Den Weg von Antiochia bis Konstantinopel (etwa 150 Meilen) legte man nach Libanius in nicht vollen sechs Tagen zurück.

Zur Literatur der Sprichwörter.

Von verschiedenen Verfassern.

Diese Literatur wird sich Ihnen im Laufe der letzten Decennien als eine kleine Bibliothek darstellen. In der That enthält sie Schätze zur Erkenntniß des Volksgeistes. Ich will nur als einige hierher gehörige Schriften von Interesse erwähnen: „Sprichwörter und Spruchreden der Deutschen" von Marbach; „niederdeutsche Sprichwörter" von Eichwald; „arabische Sprichwörter" von Burckhardt und Kirmst; „die Sprichwörter der Deutschen" von Körte; „Sprichwörter und Räthsel der Eifler" von J. H. Schmitz; „wie das Volk spricht" von F. Höfer; „die Sprichwörter und Sinnreden des deutschen Volkes in alter und neuer Zeit" von J. Eiselein; „die deutschen Sprichwörter" von Simrock; „Sprichwörterbuch in sechs Sprachen" von Gal; „Runen finnischer Volkspoesie" von Julius Altmann, — lauter beachtenswerthe Sammlungen, von denen die letzten vier, und darunter besonders die reiche Auswahl von Simrock dem Laien vielseitigen Stoff darbietet.

In der letzten Periode sind in diesem Gebiet vorzüglich zwei Kräfte, O. von Reinsberg und Ida von Düringsfeld, dessen Frau, mit auffallender Emsigkeit thätig gewesen.

Von erstern ist besonders „die Frau im Sprichwort" fesselnd. Die Thatsache, daß sich die Welt stets mit nichts so eifrig als mit den Frauen beschäftigt hat, kann Ihnen nicht auffallend sein; denn wer hätte die Keckheit zu leugnen, daß er persönlich an dieser interessanten Beschäftigung nach Kräften Theil genommen? Auch wird sie uns bequem genug gemacht: bilden doch die Frauen die größere Hälfte der Welt und haben es, wie billig, nicht daran fehlen lassen, die Aufmerksamkeit und den Einfluß möglichst an sich zu ziehen. Aber auch ganz besonders ist in der Literatur durch die Galanterie und die Unselbstständigkeit der Männer das weibliche Geschlecht und sein Geschmack zum leitenden Mittelpunkt gemacht worden. In wie weit dies weise und für die Frauen selbst vortheilhaft ist, über diese verfängliche Frage wollen wir hier nicht reden. Sie wird sich überhaupt am besten durch die Zeit entscheiden und vielleicht erst im nächsten Jahrhundert mit Wehmuth und Seufzen zum Nachtheil unserer modernen Ansicht beantwortet werden.

Aber nicht blos die gebildete Conversation und die Kunstliteratur, sondern auch der gesellige und schaffende Geist im Volke hat sich sehr eifrig den Erscheinungen und Erfahrungen zugewandt, welche das weibliche Geschlecht in all seinen verschiedenen Kreisen und Lebensbeziehungen bietet. So finden wir im Volksliede die Interessen des Weibes sehr berücksichtigt und sein Inneres in allen Nüancen ausgemalt, und ebenso in der andern noch unmittelbarer vom Volke als Corporation herrührenden literarischen Branche, im Sprichwort. Zwischen der Färbung beider, zwischen der des Volksliedes und der des Sprichwortes, findet jedoch in Bezug auf die Art, wie sie der

Frauen und ihres Wesens gedenken, ein Unterschied statt. Im Volksliede, welches viel mehr von einzelnen verschollenen Dichtern als vom Volke selbst herrührt, — da das Volk oft nur in sofern Theil daran hat, als es den schönen Versen bänkelsängermäßig auch triviale hinzufügte, — im Volksliede werden die Frauen mit Rücksicht, ja mit Innigkeit und begeisterter Verehrung behandelt, und es wird ihnen positiv die Stellung und Weihe zuerkannt, welche den besten unter ihnen mit Recht zukommt. Das Sprichwort dagegen, welches als ein augenblickliches Product des geselligen Verkehrs vom Volke größtentheils selbst gemacht worden ist und nicht verborgen gebliebene oder verloren gegangene Poeten nothwendig zum Schöpfer hat, äußert sich über die Frauen mit unendlicher Rücksichtslosigkeit, ja noch mit viel schlimmeren Eigenschaften, welche einer niedrigen Anschauung ihr Dasein verdanken. Der Dichter besingt die poetische Schönheit der Rose ohne Schatten und seine Begeisterung vergißt es, wenn er sich einst in den Finger geritzt hat; dem bürgerlich praktischen Sprichwort ist diese Fatalität eine Hauptsache und es sagt mit kühler Erfahrung blos ganz einfach: keine Rose ohne Dornen.

Es ist überhaupt der Charakter des Sprichworts, kritisch, zersetzend, negirend und polemisch aufzutreten und so arbeitet es nicht mit Verehrung und Neigung, sondern mit Sarkasmus, mit Mißtrauen, ja sogar mit bitterer Ironie an seinem Gegenstande herum.

Man darf dabei aber nicht verkennen, daß aus Zweifel und kühlster Beobachtung, überhaupt aus dem ruhigen Destilliren der gemachten Lebenserfahrungen oft am schärfsten das Treffen

der Wahrheit hervorgeht; und so bringt denn auch das Volk in seinen Sprichwörtern über die schönere Hälfte der Menschheit manche sehr werthvolle Bemerkungen zu Tage. Natürlich bleiben sie in jener Einseitigkeit stehen, welche nicht mit allgemeiner Uebersicht nach der Summe der Erfahrungen urtheilt, sondern nur in ihrem eigenen Kreise, unzugänglich für alle Idealität, nach der Erscheinung des Gewöhnlichen ihre Aussprüche fällt. Doch giebt es auch hiervon Ausnahmen.

Der Verfasser hat, was er in sehr verschiedenen Sprachen Sprichwörtliches über Frauen und Frauenwesen fand, hier in solchen Rubriken zusammengestellt, wie sie sich naturgemäß aus dem Stoffe ergeben. „Die Frau"; „die Schönheit"; „das Mädchen"; „die Ehe"; „die Mutter" bilden diese Abtheilungen und zerfallen wieder in einzelne Episoden, wie z. B.: „Was ist die Ehe?" „Vor und nach der Hochzeit"; „Weiberregiment" und was der peinlichen Dinge mehr sind.

Damit die Leserinnen sehen, wie ungalant das Volk gegen ihr sanftes liebevolles Herz ist; wie manches Wahre und Edle es aber auch im Schacht ihrer Seele aufgefunden hat, wollen wir uns einige rücksichtslose und einige gefühlvolle Bemerkungen über die Frauen von verschiedenen Völkern zurufen lassen.

Der Spanier sagt: „Weiber sind das Paradies der Augen, das Fegefeuer des Beutels und die Hölle der Seele," und kaum kann er in dieser Grobheit durch ein anderes Volk übertroffen werden.

„Eine Uhr erhalten im Gang,
Junger Dame dienen zu Dank,
Repariren ein altes Haus:
Diese Mühe geht niemals aus."

In diesen Worten spricht der Franzose mit mehr Witz den Groll aus, welchen er als müßiger Courmacher eingesogen hat.

Auch der Bewohner von Hindostan hat die wehmüthige Bemerkung gemacht, daß sein Leben nicht immer zäh genug ist, um die Launen mancher Frauen, besonders der schönen, überdauern zu können, denn er sagt: „Der Diener eines Mannes kann ein Jahr leben, der Sclave einer Frau stirbt binnen sechs Monaten.“ Das Dienen, sieht man daraus, muß freilich in Hindostan im Allgemeinen schwer sein, wenn auch der Diener eines Mannes schon nach so kurzer Zeit durch sein schweres Amt an das Ende seiner Tage gebracht ist. Der Hindostaner bemerkt aber auch nach einer andern Richtung hin: „die interessantesten Frauen schlagen die Augen nieder, damit man sie ansehen soll.“

Die große Liebe zum Sprechen mit Inbegriff aller Zungenkünste wird dem schönen Geschlecht besonders zur Last gelegt, und unter vielen Sprichwörtern geht ein deutsches sogar so weit, zu behaupten: „Durch wenig Reden altert die Frau.“

Wenn man nach dem Verhalten schriftstellernder Frauen in der Literatur urtheilen wollte, möchte man allerdings glauben, daß die Furcht vor diesem Altern vielleicht ihre Federn so beängstigend fleißig in Bewegung setzt.

Wo den Frauen Verschwiegenheit nachgerühmt wird, da geschieht es auf eine sehr spitzige Weise, denn der Mailänder sagt:

„Nur ein Geheimniß bewahrt die Frau:
Sie trägt weder Jahre noch Fehler zur Schau.“

Mit vieler Bitterkeit zeiht der Franzose die Frauen der

Verstellungskunst, indem er sagt: „Eine Frau lacht, wenn sie kann, und weint, wenn sie will."

Der Spanier scheint sogar einige Male von schönen Angebeteten hintergangen zu sein, denn er ruft getäuscht aus: „Wer den Aal beim Schwanze hält und die Frau beim Worte nimmt, kann wohl sagen, daß er nichts hat." Und die Deutschen spotten: „Zwischen eines Weibes Ja und Nein läßt sich keine Nadelspitze stecken." Andere deutsche Grobheiten sind so wenig salonfähig, daß sie sich gar nicht wiederholen lassen. Viel mehr wird sich dagegen das schöne Geschlecht über die Höflichkeit der Israeliten freuen: „Man möge sich bestreben, seine Frau hoch zu ehren, denn der Segen waltet im Hause nur durch die Frau." Dies ist gewiß eine edle Wahrheit, die sich in den besten Nationen bewährt, und die Hebräer lassen ihr noch eine andere tiefere aus der Weltcultur folgen: „Die Zeitalter werden nur befreit durch das Verdienst frommer (überhaupt würdiger, echt weiblicher) Frauen." Es ist eine Parallele zu dem Satz: daß der Segen des Staates nur aus dem Segen der Familie entspringt.

Der Schönheit ist das Volk im Ganzen nicht hold und mißtraut ihr sehr. „Es geht mehr Liebes zur Kirche als Schönes," meint der Deutsche, und der Venetianer: „Es ist höchst selten, daß ein schönes Mädchen an Körper und Gemüth ganz heil sei." Dagegen sagt wieder ein deutsches Sprichwort: „Schöne Weiber machen schöne Sitten." In ähnlicher Weise könnte man überhaupt fast immer zwei Aussprüche finden, die denselben Gegenstand betreffen und ganz entgegengesetzt sind. Hierdurch wird die einseitige Entstehung des Sprichworts schlagend bewiesen.

Ungemein poetisch und besonders auf Frauenneigung zu verwenden ist die Aeußerung der Russen über die Liebe: „Die Liebe ist eine Cicade, die leicht aus dem Herzen auf die Zunge hüpft.“

In Hindostan sagt man aber mit großartigem Schwunge sehr schön von der Liebe: „Wenn zwei Herzen sich vereinigten, würden sie einen Berg darniederstürzen und eine Masse Volks in Verwirrung bringen.“ Und noch erhabener sagen wieder die Russen: „Wo die Liebe, da ist Gott.“ In scheinbarem Gegensatze dazu ist es für die, welche die geheimen Gesetze der Menschenseele nicht kennen, auffallend, daß alle Nationen in der Beobachtung übereinstimmen: „Die stärkste Liebe will auch Zank und Streit haben.“ Doch es hat nicht viel zu sagen, denn: „Wahre Liebe verzeiht, vergißt und trägt nicht nach.“ Nur:

„Wo echte Liebe fehlt,
Werden des Mannes Fehler gezählt.“

Die edelste Liebe aber erhebt ihren Gegenstand, denn: „Was uns lieb ist, ist uns schön.“ In der That soll die Liebe blind machen, und es muß so sein, da kein irdisches Glück ohne angenehme Täuschung bestehen kann. Was hat noch unter den Vergrößerungsgläsern der Kritik Bestand? Hüte sich daher jeder Liebende, ob männlich oder weiblich, den Traum seiner schönen Täuschung mit dem raffinirten Verstand hinwegzuscheuchen und zu zerstören, indem er durch die Loupe der Kritik Herz und Geist seines geliebten Nächsten zergliedert. —

In Venedig waren die Frauen nie sehr thätig, und das hat den Venetianer mit bissigem Humor erfüllt: „Wenn ein Mädchen

heirathen will, hat sie eine Zunge und sieben Arme, nach einem Monat Ehe aber nur einen Arm und sieben Satanszungen." Ein englisches Sprichwort ist nicht viel besser gestimmt: „Bei einem neuverheiratheten Paare ist den ersten Monat Honigmond oder Schmitz-Schmatz, den zweiten Hierhin und Dorthin, den dritten Pitsch-Patsch, den vierten: Der Kukuk hole die, welche Dich und mich zusammengebracht haben."

Doch genug des Scherzhaften.

„Ebenso wie die Sonne den Himmel schmückt, ist die fromme Frau der Schmuck des Hauses," heißt es in der Lausitz, und die höchste Weisheit ist es wohl, welche ein deutscher Spruch den Frauen als einen leider selten befolgten Rath ertheilt: „Ein frommes Weib beherrscht ihren Mann durch Gehorsam."

Viele Sprüche über die Frauen treffen aber nicht blos das schöne Geschlecht, sondern auch das, welches sich nicht ungern das starke nennen hört.

Den Werth einer annähernden wissenschaftlichen Vollständigkeit bietet indeß Reinsbergs Buch in keiner Weise. Es wurde geschrieben mit der heute allgemein dominirenden Absicht, zu amüsiren und als erster Versuch für den darin angedeuteten Plan verdient es Beachtung.

„Das Sprichwort als Philosoph", als „Prakticus" und als „Humorist" bildet eine andere dreibändige Sammlung, unter dem Titel: „Das Sprichwort als Kosmopolit" von Ida von Düringsfeld.

Es ist mißlich, die Sprichwörter in verschiedene Rubriken einzutheilen und streng zu scheiden, da viele Einzelheiten sehr in einander übergehen. Wenn man z. B. sagt: „Das Sprichwort als Prakticus" und „das Sprichwort als Humorist," so könnte

man das ebenso gut eine ganz allgemeine, als eine besondere Bezeichnung nennen. Fast alle Sprichwörter sind vorwaltend praktischer Natur, und unendlich vielen wohnt ein scherzhaftes Element, wenn auch in der weitesten Bedeutung, bei, denn oft handelt es sich dabei um etwas Witz, Satyre, Ironie, also gar nicht um Humor im eigentlichen Sinne.

Es kommt jedoch auf den Titel nur wenig an und die drei erwähnten Bändchen von Ida von Düringsfeld sind dankenswerth, weil sie eine mit Fleiß gemachte Auswahl aus vielseitigem Material darstellen und sowohl der wissenschaftlichen Literatur als Hülfsquellen nützen, als auch dem Laien eine interessante Lectüre bieten.

Die Verfasserin hat die einzelnen Abtheilungen nach den Hauptgedanken geordnet, die sich in den Sprichwörtern verschiedener Zeiten, Gegenden oder Völker oft hundertfach variiren. Sie sprechen dabei entweder dieselbe Idee in anderer Form aus, oder ziehen Nebenideen, Bilder, Vergleiche und verwandte Beziehungen in das Grundthema hinein. Z. B.: „eine geschenkte Gans giebt einen fetteren Braten, als eine gekaufte;" „ein geschenktes Huhn hat drei Hälften, ein gekauftes nur eine." Oder: „Stille Wasser sind tief;" „stilles Wasser wäscht die Ufer aus;" „kein schlimmer Wasser, als das, welches schläft;" „hüte dich vor stummem Hunde und schweigendem Wasser;" „es giebt kein gefährlicheres Wasser, als das, welches nicht tönt." „Wenn zwei Diebe einander schelten, so kriegt ein ehrlicher Mann seine Kuh wieder;" „wenn sich die Hirten zanken, hat der Wolf gewonnen Spiel;" „wer will wissen, was er sei, erzürne der Nachbarn zwei oder drei."

Sie ersehen aus diesen wenigen Proben, wie zahlreiche Parallelstellen das Sprichwort aufweist; keinem Sammler würde es möglich sein, den ganzen Umfang derselben zu erschöpfen.

An treffenden sarkastischen Bemerkungen, die in kürzester Weise die Belehrungen der großen Meisterin Erfahrung aussprechen, fehlt es im Einzelnen nicht und ich will hier nur einige, welche wenig bekannt sind, in bunter Reihe anführen, um eine Probe von der Kaustik und Gesundheit des echten Volkswitzes zu geben:

„Eile ist des Teufels Bote;" „den Uebereilten stößt selbst der Tisch;" „je voller das Faß, je bescheidener der Klang;" „je leerer ein Faß, je voller der Klang;" „mancher geht nach Wolle aus und kommt geschoren selbst nach Haus;" „wer Jemand beleidigt, schreibt's in den Sand; wer beleidigt wird, schreibt's auf Marmor;" „halte Jeden für redlich und schließe deine Schränke zu."

Indessen würde man irren, wenn man annehmen wollte, daß des Witzigen und Humoristischen verhältnißmäßig in großer Anzahl vorhanden wäre. Das Volk sieht wesentlich auf das Sachliche und hat überall für das Trivialdidaktische eine warme Vorliebe, die sich auf den eigenen trivialen Fonds der Menge stützt. Man muß hundert Sprichwörter lesen, ehe man eins von besonderem geistigen Gehalt findet.

Ein anderes Reinsberg'sches Werkchen „Internationale Titulaturen" verbirgt unter diesem gesuchten Titel die zweckmäßige Tendenz, aufzusammeln, was die einzelnen Völker und Provinzen über einander im Sprichwort reden. Es ist mit Fleiß zusammengestellt und zeigt, wie wenig Brüderlichkeit und

Einheit unter den Nationen herrscht, und wie überscharf, ja doppeltsehend ihr Auge für die Fehler ihres Mitmenschen ist.

Das Gehässigste und Gravirendste, was sich nur herausfinden läßt, sagt ein Dorf vom andern, eine Stadt, ja ein Land vom andern, und zwar in der Regel mit mehr Galle als Witz. Viel Schlagendes ist natürlich darunter, denn man hat sich Jahrhunderte lang gegenseitig betrachtet und Zeit genug gehabt, die Schattenseiten zu entdecken.

Doch muß wohl beachtet werden, daß die überwiegende Zahl dieser Verspottungen und Verleumdungen in einer Epoche entstanden ist, in der man sich mit mittelalterlicher Sonderstellung, Feindschaft und fortwährender Rivalisation entgegenstand, in der Humanität noch wenig verbreitet war und es oft ganz an geselligem und mercantilem Verkehr zwischen einzelnen Staaten fehlte. Der Groll der Gewalthaber, die sich gegenseitig beraubten und bekriegten, ging auf die Völker über, welche noch, durch ihre traurigen Institutionen veranlaßt, in dem irrigen Wahne standen, das oft abscheuliche Treiben ihrer Herren sei zugleich auch ihr eignes Interesse und sie hätten die Verpflichtung, ihre Nachbarn ebenfalls zu hassen, weil ihr Fürst mit Wuth und Mißgunst gegen den Beherrscher derselben erfüllt war. So attakirten sich ruhige respectable Pfahlbürger aus bornirten Sympathien für angestammte Krakehler.

Dazu kam außer dem geringen Grade von allgemeiner Bildung die Seltenheit des Reisens, die durch Mangel an Heerstraßen gesteigert wurde. Man erfuhr von einander blos durch Krämercaravanen, Wanderburschen, Söldnerknechte und herumziehende Bänkelsänger jene mündliche, sich in Uebertreibungen

steigernde Kunde, welche solche abenteuerliche Individuen auf Kosten der Wahrheit aus der Fremde und Ferne zum Besten zu geben pflegten. Oft war es bei dieser Scandal- und Spottchronik nur auf eine reiche Ernte abgesehen, denn der Wirth und das gemeine Volk füllt dem am liebsten Krug und Säckel, welcher auf die Welt da draußen schilt, die Nachbargegenden lächerlich macht und das Nest preist, in dem er zur Stunde gerade warm sitzt oder warm zu sitzen wünscht. Morgen verläßt er Schöppenstädt, um übermorgen dessen Albernheit den Schildaern bloßzustellen.

Dieser armseligen Manipulation haben viele sprichwörtlich gewordene Volksansichten über andere Städte und Nationen ihr Dasein zu verdanken, und noch täglich werden z. B. in den nachbarlichen Dörfern verschiedener Alpenthäler, in denen bekanntlich ein Stamm, eine Gemeinde stets sehr spöttisch gegen die andere gestimmt ist, auf ähnliche Weise beim Glase Wein oder Bier und beim Gesang von frei improvisirten Schnaderhüpferln dergleichen stehende Spitzreden gegen einander geschmiedet. Sie enthalten ein Körnchen Wahrheit neben vielen Uebertreibungen albernster Art.

Man darf wohl der Meinung sein, daß im Großen und Ganzen der mißtrauisch krankhafte Zug einzelner Völker, einander auf's Bitterste und ohne offenen Blick für die Tugenden und Vorzüge zu charakterisiren, sich mit dem besseren gegenseitigen Kennenlernen und Berühren ungemein verlieren wird. Und wir wollen auch hinzufügen, daß man diese Gerechtigkeit als ein Zeichen zunehmender Intelligenz und Sittlichkeit anzuerkennen hat. Es geht das nur mit der fortschreitenden Bildung

Hand in Hand, braucht aber durchaus keine Folge von monotoner charakterloser Aufhebung der Nationalitäten zu sein.

Somit ist es kein Irrthum, wenn man die interessante Sammlung dieser „Internationalen Titulaturen" weniger als eine Fundgrube richtiger und treffender Urtheile der Völker über einander betrachtet, sondern vielmehr darin einen Beitrag zur Charakteristik der verschiedenen Zeitläufe findet, eine Schrift, die uns in abgerissenen Sätzen zwischen den Zeilen lesen läßt, welche specielle Einflüsse, welche Verfinsterungen und historische Drangsale und Ungerechtigkeiten die Bewohner eines Landes oder einer Stadt zu so bitteren Meinungen über ihre Nächsten getrieben haben. Die Sprichwörter sind hin und wieder Stoßseufzer, die in Form einer Verwünschung aus dem Munde der Betheiligten dringen, bittere Randglossen und Anmerkungen im Buche der Geschichte, zu denen zum Theil sogar der eigentliche Text fehlt oder unleserlich geworden ist, und nur als eine Consequenz des finstern Ganzen geahnt werden kann.

Eine gleichfalls dem Stoffe nach für sich natürlich gesonderte Abtheilung bilden desselben Verfassers drei Bändchen „das Kind", „der Mann" und „das Wetter im Sprichwort".

Es ist natürlich, daß ganz besonders den nordischen Völkern, den Skandinaviern, Dänen, Russen, Polen, Engländern, Deutschen, bei denen, wie Heine sagt, nur die gebratenen Aepfel reif werden, die Ungunst ihres Klima's manche humoristische spitze Bemerkung entlockt hat, welche sich im praktischen Gebrauch sprichwörtlich gestaltete. Viele solcher Aussprüche enthalten sehr feine Beobachtungen und beweisen, daß der divinatorische Tastsinn des Volkes oft den Forschungen der Wissenschaft

vorausgeeilt ist. Die Meteorologen, welche immer noch sehr weit entfernt sind, mit ihrem System zu irgend einer Klarheit zu gelangen, finden hier die Bauernregeln über das Wetter bestens vereinigt und sie werden wohlthun, sich davon auf ihren Wegen, die sie zur Zeit noch als Blindekuh betreten, hin und wieder leiten zu lassen. —

Nur eine beschränkte Anzahl der inhaltvolleren oft geistesscharfen Sprichwörter möge hier aus verschiedenen Gattungen und Sammlungen in bunter Reihe zusammengestellt sein und denjenigen versöhnen, der durch das triviale landläufige Element der im Leben am liebsten gebrauchten Redensarten verstimmt ist und den Volkswitz zu gering veranschlagt:

Abends wird der Faule fleißig. — Absicht ist die Seele der That. — Adler fangen keine Fliegen. — Das Amt macht wohl satt, aber nicht klug. — Aller Anfang ist schwer, sprach der Dieb, und stahl einen Ambos. — An armer Leute Bart lernt der Lehrjunge scheeren. — Armer Leute Reden gehen viel in einen Sack. — Feuer im Herzen, bringt Rauch in den Kopf. — Wo die Frau wirthschaftet, wächst der Speck am Balken. — Freunde in der Noth gehn zehne auf ein Loth, und sollen sie behilflich sein, gehn zehne auf ein Quentelein. — Fromme Leute wohnen weit auseinander. — Alle listige Füchse kommen endlich beim Kürschner in der Beize zusammen. — Furcht richtet alles anders an, als es gekocht ist. — Je mehr Gesetze, je weniger Recht, je weniger Gesetz, je mehr Recht. — Ein Loth Gewalt wiegt schwerer, als ein Centner Recht. — Glück ist der Dummen Vormund. — Wer auf Gnade dient, dem lohnt man mit Barmherzigkeit. — Grobheit und Stolz

wachsen auf einem Holz. — Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen. — Aus anderer Leute Haut ist gut Riemen schneiden. — Mit armer Leute Hoffarth putzt der Teufel sich die Nase. — Man empfängt den Mann nach dem Kleide und entläßt ihn nach dem Verstande. — Liebeszorn ist neuer Liebeszunder. — Wenn eine Maid die Büchse spannt, setzt Pulver sich von selbst in Brand. — Nach der That finden auch Narren Rath. — Des Schulzen Kuh und eines Andern Kuh sind zweierlei Kühe. — Der Neutrale wird von oben begossen, von unten gesengt. — Erst fällt man den Baum, dann rühmt man seinen Schatten. — Der Kürbis nennt die Melone eine Gurke. — Wenn du siehst, daß die Zeit sich nicht in dich schickt, so schicke dich in die Zeit. — Unter eigner Haut da fließet Blut, doch unter fremder Wasser. — Von der Tanne fiel das Eichhorn, hohl sind ihre Nüsse, sprach es. — Feuer in der einen und Wasser in der andern Hand tragen. — Wer einen schlimmen Morgen haben soll, dem hilft's nicht, wenn er spät aufsteht. — Ein Glückskind legt der Henne gesottene Eier unter und es kriechen gebratene Hühner aus. — Wer geboren ist zum Hängen, darf keine Furcht haben zu ertrinken. — Es bat Jemand Gott um die Gnade, daß der Morgen tagen möchte: der Morgen tagte und er war blind. — Fasse die Gelegenheit bei der Stirnlocke, bevor sie dir den Rücken zuwendet; sie hat vorn langes, hinten kurzes Haar. — Von versprochenen Dingen gehen hundert auf das Dutzend. — Dem Einfältigen entschlüpfen die gekochten Fische zwischen den Händen. — Sprich von der Palme und der Pilz wird meinen, daß du von ihm redest. —

Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von Hermann Hettner.

Das Literaturgeschichtswerk Hettner's ist schon, von aller geistigen Bedeutsamkeit abgesehen, durch die Masse des darin behandelten Stoffes so umfangreich, daß ich mich genöthigt fühle, Ihnen nur eine einzelne Abtheilung des großen Ganzen hervorzuheben. Ich möchte jedoch damit keineswegs zu dem Irrthum Veranlassung geben, als ob die übrigen Bände eine Arbeit von ungleichem Werth verriethen und irgend einer derselben durch eine geringere Art des Gelingens im Schatten stünde. Im Gegentheil wird der Leser nicht leicht so wie bei Hettner durch das belebende und anregende Gefühl erfreut, von einem Autor gefesselt zu werden, dessen Streben sich mit gleichmäßigem Interesse über alle Einzelheiten seines Werkes voll warmer Emsigkeit verbreitet. Hettner hat mit dieser schönen Elasticität seine Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts durch einen über England handelnden Band begonnen, einen zweiten über die französische Literatur jenem folgen lassen und über unsere deutsche bereits zwei Theile: „vom westphälischen Frieden bis

zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen", und einen nächsten: „das Zeitalter Friedrichs des Großen bis zur Sturm- und Drangperiode" dargebracht. Der gleichfalls der deutschen Literatur gewidmete dritte und letzte Band wird die classische Epoche besprechen.

Was sämmtlichen bisher erschienenen Bänden in meinen Augen eine hervorragende Auszeichnung gewährt, die bis jetzt noch kein ähnliches Werk in gleichem Maße schmückt, ist der Umstand, daß diese Literaturgeschichte eine Geschichte der staatlichen Entwickelungen, der politischen Wandlungen, der geistigen Fortschritte der einzelnen Völker darstellt. Mit einem Worte, der Verfasser schreibt eigentlich mit Bezugnahme auf sociale und religiöse Wirren, philosophische Streitfragen und Culturreformen eine Geschichte der Aufklärung, die nirgends so wie in der Literatur in ihren bewegenden Lebensnerven bloßgelegt werden kann.

Näher als eine fremde liegt uns eine Schilderung unserer eigenen Literatur, zumal wenn sie so viele neue Verdienste, als die ebenerwähnte Hettner'sche hat. Denn man darf es schon eine ungeheure, Energie und weihevolle Sachliebe erfordernde Arbeit nennen, wenn sich ein Autor überall mit den Gegenständen durch eigne Lectüre von hundert und aberhundert Werken persönlich vertraut macht. Dies führt im Urtheil zu ebenso individuellen als unbefangenen echt sachlichen Resultaten, die aber freilich durch mehr Mühen erkauft sind, als wenn man die Ansichten anderer Kritiker auf Treu und Glauben acceptirt und so statt eine selbstständige Stimme abzugeben, nur das ästhetische Echo fremder Töne weiter fortführt.

Von unendlichem Werth muß uns solches Trinken aus den Quellen nicht minder für französische als für deutsche Literaturgeschichte sein und auf jene verdienstvolle Arbeit lassen Sie mich mit einigen speciellen Worten hinweisen.

Wir haben weder Ueberfluß noch Mangel an Literaturgeschichten über die französische Schriftstellerwelt oder an solchen allgemeinen Werken, in denen der Literatur Frankreichs umfassend gedacht ist.

Und dennoch war das Hettner'sche Werk wohl geeignet, die Wirkung einer sehr hervorragenden, höchst dankenswerthen Erscheinung hervorzubringen.

Es liegt dies nicht allein in der ästhetischen Befähigung und in dem fesselnden Vortrage des Verfassers, vielmehr noch in der Unparteilichkeit seines Urtheils, welchem gründliche Studien und Kenntnisse einen festen, umsichtgewährenden Standpunkt gegeben haben. Reiches Wissen verleiht dem beobachtenden Auge immer neue Visirlinien, um seinen Gegenstand vielseitig zu ermessen.

Diese Stütze für den Autor, diese Garantie für den Leser vermißt man bei den meisten französischen Literaturgeschichten, ja sogar bei den meisten deutschen. Es ist zum leichtfertigen Brauch geworden, daß viele junge Schriftsteller, die selbst noch in keiner Branche etwas geleistet haben, durch die ausübende Kritik zu Macht und Geltung zu kommen streben, ein Trachten, das nur denen zu verzeihen ist, die überhaupt mit ganz besonderen kritischen Fähigkeiten und wissenschaftlichen Kenntnissen ausgestattet sind. Wo diese, wie sich's gewöhnlich auch bei sonst talentvollen literarischen Kräften findet, fehlen, da muß ein unreifes, nachsprechendes und manierirtes Urtheil zu Tage treten, an und für sich ganz

dazu geeignet, seinen Mann in Mißcredit zu bringen, ja ihn zu schänden, statt ihn zu ehren.

Diese Unreife, absprechende Halbheit oder mit eigenen Phrasen aufgeputzte Nachbeterei begegnet uns denn auch auf allen Wegen. Gewöhnlich werden dabei die eigenen Leistungen des Autors und die seiner Freunde trefflich bedacht, und dieses Coteriewesen, in welchem eine schmutzige Hand die andere äußerst unreinliche im Gegendienst wäscht, ist eine wahre Lebensversicherungsanstalt des — Ruhmes? — nein! leider nur der Lobhudelei, die man mit Ruhm verwechselt.

In der einheimischen Literatur wird durch solches Treiben der Geschmack des Publikums verwirrt, in der fremden jede Aufklärung vermieden. Und diese wäre doch endlich überaus wünschenswerth. So gebildet und kosmopolitisch bereitwillig nämlich das deutsche Publikum ist; so geneigt es immer war, gegen Nachbarvölker gerecht zu sein, so geben doch der Entwickelungsgang und die Eigenartigkeit des deutschen Genius manch farbiges Brillenglas ab, durch welches man das Fremdländische in gemachtem Lichte zu sehen beliebt. Dazu kommen noch andere Einwirkungen. Der Deutsche, und namentlich der deutsche Gelehrte, besitzt zwar wenig thatkräftigen Patriotismus, wie er bei anderen Völkern, selbst in seinen einseitigen Wirkungen, so segensreich ist; aber er folgt doch einem gewissen patriotischen Usus, wenn er mit Wohlgefallen die Schätze vaterländischen Reichthums registrirt. Geblendet von der Größe deutscher Originalkraft im Schaffen und Reformiren und nicht immer von der noch jugendlichen Wissenschaft der europäischen Culturgeschichte wohl unterstützt, schlug er dabei im Durchschnitt

die Einwirkungen und Förderungen zu gering an, welche die deutsche Literatur der englischen und französischen schuldig geworden ist. Hier bleibt manches Versäumte nachzuholen.

Diese irrthümlichen Anschauungen, diese bunten Bestrahlungen von farbigen Brillengläsern, welche sich traditionell fortgepflanzt haben, zu zerstreuen, zu zerlegen und wieder auf das farblose reine Weißlicht der vorurtheilsfreien Vernunft zurückzuführen, ist die schöne Aufgabe, zu deren geschichtlich-philosophischer Lösung Hettner mit vielem Erfolg beiträgt.

Der Verfasser spricht in einer ebenso gediegenen als geistreich treffenden Einleitung über die Literaturperiode Ludwig XV., über die Aufklärungsschriftsteller Diderot, Rousseau, Voltaire; über die wichtige Zeit kurz vor und während der Encyklopädie. In dem, was er bei dieser Gelegenheit sagt, giebt er dem Leser seine Anschauungen von der ganzen Aufgabe mit solcher Frische, daß wir zur Verständigung unserer oben angeführten Ansicht und der Gesammtrichtung des Werkes seinen Worten uns ein wenig zuwenden müssen, denn sie gewähren außerdem dem Laien einen interessanten Blick in die Zustände selbst.

„Ganz Europa, die ganze gebildete Welt," sagt Hettner, „nahm den lebhaftesten Antheil an diesen Kämpfen des Geistes. Selbst unumschränkte Regierungen, des unablässigen Haders mit den Ausschreitungen einer herrschsüchtigen Geistlichkeit müde, ergriffen offen Partei für diese Neuerungen, ohne die volle Tragweite derselben sich klar zu machen. In Spanien, Portugal und Italien äußerten sich die Einwirkungen ebenso thatsächlich, als in Preußen, Oesterreich, Schweden und Dänemark. Kaiserin Katharina, die Semiramis des Nordens, zeigte sich als emsige Gönnerin.

Die allgemeine Gunst, mit welcher das achtzehnte Jahrhundert diese Aufklärungsschriftsteller betrachtete, ist jetzt fast überall in den leidenschaftlichsten Haß verkehrt. Nach den Gewaltthätigkeiten und Ueberstürzungen der französischen Revolution haben wir uns gewöhnt, über diese französische Aufklärungsliteratur ohne alle Einschränkung unerbittlich den Stab zu brechen. In Frankreich zieht man diese Schriftsteller mitten in das wogende Parteigetriebe des Tages; in England und Deutschland liest und kennt man sie nicht mehr, aber man̄ schmäht sie. Man spricht nur von ihrer Frechheit und Haltlosigkeit, man sieht in ihnen nur den Auswurf eines verwilderten Zeitalters; man fragt und untersucht nicht, ob nicht auch etwas Gutes und Segensreiches in ihnen sei.

Kein Vernünftiger wird die schweren und groben Fehler und Verirrungen dieser Schriftsteller vertheidigen oder gar in Abrede stellen. Sie sind die Kinder einer verdorbenen Zeit; das Erz ist überdeckt mit Schlacken. Sie haben oft nur spottenden Witz, wo wir sittlichen Ernst und wissenschaftliche Gründlichkeit fordern. Sie geben als wissenschaftliche Gewißheit, was nur persönliche Ansicht oder höchstens geniale Vermuthung ist. In ihren Angriffen gegen Kirche und Religion leitet sie oft weit mehr blinde Gehässigkeit als sachliche Wahrheitsliebe; in ihren Forderungen an den Staat sehen sie nur gar zu oft ab von den Gesetzen und Bedingungen der Wirklichkeit. —

Aber man ist schuldig zu sagen, daß ihren Irrthümern nichtsdestoweniger ein unverwüstlicher Kern von Wahrheit, ihrem Denken und Wirken hochherzige Begeisterung und Thatkraft innewohnt. In einer Zeit, da religiöse Verfolgung, Folter,

willkürliche Haft, Ungerechtigkeit des Richterspruches, Erpressung jeder Art die täglichsten und völlig zu Recht bestehenden Dinge waren: da waren sie es, die mit dem überzeugenden Gefühl tiefster Empörung gegen Alles, was sie für Mißbrauch hielten, mannhaften Krieg führten, unermüdlich auf Aufklärung und religiöse Duldung, auf Befreiung und Erleichterung der gedrückten Volksclassen drangen und die verlorenen, aber unverbrüchlichen Rechte der denkenden Erkenntniß und der angebornen Menschenwürde wieder eroberten. Dies ist bei allen ihren Schwächen ihre Größe, ihre unvergängliche geschichtliche Bedeutung."

„Wer darf," sagt der Verfasser weiterhin, „unbarmherzig den Stab brechen über Diderot den Menschen? Namentlich in Deutschland ist, wie über Voltaire, so auch über Diderot nur das unverständigste Lästern und Schmähen allgemein üblich. Man sollte bedenken, daß fast Alle nur vom Hörensagen urtheilen und daß Männer wie Lessing, Goethe, Jacobi, Friedrich Schlegel, Varnhagen, Rosenkranz, welche aus eigner Sachkenntniß sprechen, niemals in die Erniedrigung eingestimmt haben."

Ich breche hier ab, denn jene Aussprüche enthalten genug des geistigen Schlüssels, wie er zum Eindringen in das Werk dem Publikum nöthig sein möchte.

Für Alle, denen es irgend Ernst um richtige Anschauungen ist, sind die Capitel über Voltaire, Montesquieu, den Materialismus, die Encyklopädie, die Salons, sowie über Diderot und Rousseau so fesselnd als belehrend. Der Verfasser steht hier auf dem Boden des Forschers und Berichtigers zu gleicher Zeit; er hat sich den Stoff ganz zu eigen und deshalb fruchtbar

gemacht, und ohne selbst mit einer philosophischen, religiösen oder politischen Parteiansicht hervorzutreten, läßt er doch die vollkommene Freiheit seines Denkens, seine tiefe Entrüstung gegen jede Unterdrückung von oben her stets zwischen den Zeilen lesen.

Dieses ungescheute Aussprechen der Ueberzeugung, auch wenn es sich um Ansichten handelt, die über die Schranken des Bestehenden hinausführen, macht den ehrenwerthen Eindruck mannhafter Polemik.

Nicht minder anregend sind die Auseinandersetzungen über das Drama unter Corneille, Racine, Molière und endlich Beaumarchais.

Die französische Nationalität, die geschichtlichen Kämpfe und Verfassungsumwälzungen Frankreichs, mit einem Wort das Landesterrain tritt in dem ganzen Buche als Hintergrund lebendig hervor, und man sieht mit Vergnügen keine aus deutschem Specificum hervorbrechende Antipathie gegen den Gallicismus.

Als Zeitbilder, die das ganze Werk durchflechten und eintheilen, findet der Leser sehr gehaltvolle Raisonnements über die letzten Jahre Ludwig's XIV., die Regentschaft des Herzogs von Orleans und das Ministerium Fleury, die Literatur unter Ludwig XV. und endlich eine Schlußbetrachtung über Reform und Revolution.

In Bezug auf wichtige Productionen theilt der Verfasser häufig den Kern des Inhalts, ja ganze Skelette von Romanen und allegorischen Erzählungen mit. Er scheidet dabei sehr wesentlich den französischen Geist, den Ideenfonds von der die höchste Kunstform verlangenden Dichtung. Diese wird häufig

mit vollem Recht als verfehlt erklärt, wenn uns gleich ihr Einzelmaterial, ihre Gedankenkette fesselt und in die Bande der Bewunderung schlägt.

Der geschickt docirende Vortrag und Styl Hettner's ist klar, scharf, bestimmt, oft sogar beredt im höheren Sinne. Indem sich jedoch der Verfasser von jeder Phrase, nicht minder im Inhalt als in der Form, fern zu halten sucht, begnügt er sich auch mit einer allgemeinen correcten Faßlichkeit, ohne auf einen bestechend schönrednerischen Glanz in der Darstellung und sprachlichen Behandlung ein entscheidendes Gewicht zu legen.

Die Zeit der Regentschaft und die französischen Salons.

Von Hermann Hettner.

Die Regentschaft des Herzogs von Orleans von 1715 bis 1723 ist eine der wichtigsten Epochen der französischen Geschichte. Man pflegt mit dem Namen dieser Regentschaft immer nur das Bild der schamlosesten Ausschweifung zu verbinden; und leider ist dies Urtheil nur allzu gegründet. Aber wir dürfen dabei nicht übersehen, daß in Staat, Gesellschaft und Denkart die bedeutendsten Umgestaltungen vorgehen, welche diese Zeit recht eigentlich zur Vorgeschichte der französischen Revolution machen.

Ein einziger Satz spricht den innersten Nerv der Zeit aus. Der Adel verfällt und verwildert; das Bürgerthum erstarkt und erhält eine vorher noch nie geahnte Macht und Bedeutung.

Philipp, Herzog von Orleans, war eine begabte aber verzerrte Natur. Seine Mutter, die wackere Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte hat mit Anspielung auf eine bekannte Fabel von ihm gesagt, daß alle guten Feen bei seiner Taufe zugegen gewesen und ihn mit ihren holdesten Gaben beschenkt hätten; eine alte häßliche Fee aber, welche man aus Mißachtung vergessen, habe aus Rache den Fluch hinzugefügt, daß alle diese Vorzüge durch eben so starke Laster wieder verdunkelt und aufgehoben werden sollten. Diese Fabel hatte sich fast wörtlich an ihm erfüllt. In früher Jugend hatte er sich glänzend als Feldherr bewährt; aber der König wollte nicht, daß einer der Prinzen ihn selbst an kriegerischem Ruhm überstrahle. Der aufstrebende junge Held, zu thatenlosem Müßiggang verdammt, suchte die Befriedigung seines Ehrgeizes in prahlerisch wildem Sinnenleben. Der Leichtsinn führte zur Schlechtigkeit. Seine Ruchlosigkeit war so weltbekannt, daß die öffentliche Meinung ihm sogar die plötzlichen Todesfälle des Dauphins und des Herzogs von Burgund in's Gewissen schob. Und in demselben wüsten Leben beharrte er, auch nachdem er die Zügel der Regierung ergriffen. Gegen die Abendstunden schloß er sich mit seinen Maitressen, mit Sängerinnen und Tänzerinnen und zehn oder zwölf seiner Vertrauten, welche er seine Roué's, d. h. seine Galgenvögel nannte, in seine Gemächer. Jeder Abend war eine freche Orgie. Die abscheulichsten Zoten und Gotteslästerungen waren der Grund und die Spitze aller Witzworte. Zuletzt regelmäßig die allgemeinste Trunkenheit. In diesen tobenden Strudel wurde auch die Verwaltung des Staates hineingezogen. Frankreich wurde der Spielball und der Tummelplatz jener unseligen Menschenclasse, für welche die

französische Sprache damals den treffenden Namen der Chevaliers d'industrie erfand. Dubois, der Lehrer und sodann der allgewaltige Minister des Regenten, war nichts als ein solch niedriger Abenteurer, durch das Laster emporgekommen und durch das Laster sich behauptend, immer nur eigensüchtig und landesverrätherischer Käuflichkeit offen. Law, der berüchtigte Finanzmann, voll tiefer Blicke in das Wesen des Geldmarkts und von unzweifelhaft genialen Plänen, stürzt das Land in die furchtbarste Erschütterung und unterwühlt alle Besitzverhältnisse, blos weil er die Welt immer nur mit dem Auge eines am Abgrunde stehenden tolldreisten Spielers zu betrachten gewohnt ist. Selbst ernste und erfahrene Männer glauben, nachdem alle üblichen Finanzkunststücke erschöpft sind, zu einem allgemeinen Staatsbankerott rathen zu dürfen. So ausschließlich dachte man mit Verhöhnung aller Pflicht und Redlichkeit nur an den nächsten augenblicklichen Genuß und Vortheil.

Lesen wir die Romane und Denkwürdigkeiten jenes Zeitalters, so sehen wir mit Schrecken, wie entsetzlich diese wüsten Zustände besonders auf die höheren Schichten einwirkten. Jene wilde Lust und Zerstreuungssucht, welche in den Räumen des Palais Royal hauste, ergoß sich über die ganze vornehme Gesellschaft. Der Adel Ludwig's XIV. sticht besonders durch die liebenswürdige und anziehende Mischung von alter Ritterlichkeit und jener feinen Galanterie hervor, welche mit der italienischen Kunst und Bildung nach Frankreich gekommen war. An Ausschweifung und Sinnenlust fehlte es schon damals nicht; die frömmelnde Strenge der letzten Jahre hatte diesen Hang nur verdeckt, nicht unterdrückt; aber die anstrengenden Wechselfälle

unausgesetzter Kriege und der Zwang einer steifen und festgeregelten Etikette hatten ein heilsames Gegengewicht geboten. Nun aber war der Krieg, welchen der Adel noch immer als seinen ausschließlichen Beruf betrachtete, seit einer Reihe von Jahren endlich verstummt. Die alten adeligen Ueberlieferungen von Ehre und Ritterlichkeit erblichen. Die Law'schen Geldunternehmungen lockten aus der Ruhe des festen Besitzes zu schwindelnden Wagnissen. Man suchte fortan die Aufregung und die Beutesucht des Krieges in der Aufregung und in dem Gewinn des Spiels, wie das Ritterliche überhaupt in den nobeln Passionen und in lärmenden Vergnügungen. Der Adel lebte fast nie auf seinen Gütern, so wenig wie die höheren Officiere in ihren Garnisonen und die höhere Geistlichkeit in ihren Bisthümern. Die ganze vornehme Welt sammelte sich in Paris an. Auch die Frauen folgten demselben Taumel. Das Beispiel der Herzogin von Berry, welche ihre Liederlichkeit so schamlos zur Schau stellte, daß sie sogar im Verdacht stand, mit ihrem Vater, dem Regenten, in strafbarem Verhältniß zu leben, war nicht vereinzelt. Es giebt Heirathsverträge aus jener Zeit, in welchen die Frau den ständigen Winteraufenthalt in Paris zur ausdrücklichen Bedingung machte. Die Paläste der vornehmsten Familien, der Carignan, der Nassau, der Armagnac, der Listenc und Anderer wurden die allgemein bekannten Freistätten der Spieler und Bankhalter; im Jahre 1722 wurden sogar acht öffentliche Spielhäuser (Académies de jeux) errichtet. Im Jahre 1716 wurden die öffentlichen Maskenbälle eingeführt; der Chevalier von Bouillon, ein Neffe des alten Turenne, erhielt eine jährliche Pension von sechstausend Livres für den geistreichen Gedanken, die Theater

zugleich als Ballsäle zu benutzen. Oper und Ballet wurde die wichtigste Tagesfrage. Mlle. Pelissier, Mlle. Salé, Mlle. Camargo, ihre Reize und ihre Verführungskünste beschäftigten die lüsterne Unterhaltung der Salons und die schlüpfrigen Madrigale der Dichter. Was noch von Heiligkeit der Ehe und von friedlichem Familienglück vorhanden war, verschwand bis auf den letzten Rest. Gegenseitige Liebe und Treue galt als spießbürgerlich und beschränkt. Der Mann lebte mit den freudespendenden Töchtern der Oper und des Ballets, die Frau mit vertrauten Hausfreunden. Das merkwürdige Tagebuch, welches der Advocat Barbier von 1718 bis 1762 führte, (Journal historique et anecdotique du règne de Louis XV., Paris 1847—52) ist in dieser Hinsicht von sehr bedeutsamer Unbefangenheit. „De vingt seigneurs de la cour,“ sagt Barbier, „il y en a quinze, qui ne vivent point avec leurs femmes; rien n'est plus commun, même entre particuliers.“ Und rühmt er die Liebe des Herzogs von Conti zu seiner Gemahlin, so fügt er doch sogleich hinzu: „cependant il a des maitresses; c'est la règle.“ Die Bibliothèque des gens de la cour erwähnt in einer von Lemontey (Histoire de la Régence, Th. 2, S. 319) hervorgehobenen Bemerkung die schamlose Gewohnheit, daß bei der Toilette der Damen nicht die Zofe, sondern der Valet de chambre das Hemd reicht. Im äußeren Ceremoniell des gesellschaftlichen Umgangs erhielt sich noch immer eine gewisse Würde und Anmuth, verbindliche Feinheit und gute Lebensart; aber das Innere dieser Menschen war bodenlos ausgehöhlt, entwürdigt und entsittlicht.

Schaut in die Costümbücher jener Zeit. Wer kennt ihn

nicht, jenen greisenhaft jugendlichen Marquis mit dem gezierten Menuettschritt und dem mattlüsternen Lächeln, mit dem leichten Galanteriedegen, dem goldgestickten langschößigen Rock und dem schneeweißen Puderhaar; ein wunderliches Gemisch von Leichtfertigkeit und Steifheit, von bewußter Würde und demüthiger Selbsterniedrigung? Und wer kennt sie nicht ebenfalls, jene vornehme Dame mit dem Puderhaar, das Augen und Wimpern einen so stechenden Glanz giebt, mit den reichen Spitzenverzierungen, dem langen engen Schnürleib und dem weitbauschigen, blumen- und maschenreichen Reifrock, mit dem tiefentblößten Busen, den Schönpflästerchen und den hohen Stöckelschuhen; so recht der Spiegel lüsterner Grazie?

Unter Ludwig XIV. war Alles steif und geregelt gewesen, wie die festen Vorschriften der höfischen Etikette. Die großen Aufschläge, die Rockschöße und nicht minder die ebenso langen Westenschöße waren sogar mit Drahtsieb ausgesteift; Kragen, Halstuch und Manschetten waren gestärkt, damit ja kein Fältchen sich verschiebe; die mächtige und unbequeme Allongenperrücke nöthigte unabwendbar zu gravitätischer Haltung. Jetzt, unter der Regentschaft dagegen geht Alles auf Zwanglosigkeit und keck zugreifende Leichtlebigkeit. Das steife Futter der Schöße verschwindet allmälig; statt der großen Allongenperrücken erscheint das gepuderte Haar, aber steif frisirt, damit keine rasche Bewegung ihm etwas anhaben kann, und hinten als Zopf zusammengebunden; in der Wäsche affectirt man eine gewisse saubere Nachlässigkeit. Und damit ist es völlig übereinstimmend, daß auch in der Wohnung Alles weichlicher und verführender wird. Die Gemächer werden kleiner. Man liebt nicht mehr die starren

glänzenden Prachtsäle; man lebt, liebt, plaudert und genießt in kleinen Salons und Boudoirs. Wie der Thee und der Kaffee, so kommt jetzt auch das morgenländische Sopha, das weiche und gepolsterte, mit seinen zu jedweder Anordnung leicht verschiebbaren Kissen, zu allgemeiner Beliebtheit. Mit dem Sopha erscheint der bequeme, ebenfalls schwellend gepolsterte Armstuhl, der Fauteuil, die mittelalterlichen hohen und geradlinigen Lehnstühle verdrängend. Farbige, schwerseidene Fenstervorhänge, das Licht wollüstig zu dämpfen; an den Wänden üppige Bilder und große goldumrahmte Spiegel; am marmornen Kamin, auf Tischen und Consolen abgeschmackte Niedlichkeiten von Nippes, Porzellanvasen, reichverzierten Stutzuhren. Die Möbeln ausgeschwungen und verschnörkelt. Im ganzen Zimmer wollustathmende Parfüms, welche jeden natürlichen und gesunden Lufthauch versüßlichen.

Man hat die Geschichte des Luxus treffend in drei Epochen gesondert. Der Luxus roher Naturvölker hat seine Freude an kindischem Glanz und Flitterwerk; der Luxus gesunder und freier Bildung geht auf frisches und gesundes Behagen, auf Comfort; der Luxus sinkender Zeiten fröhnt nur dem Laster und der eiteln Verschwendungssucht. Bedarf es einer Frage, von welcher Art der Luxus dieses Zeitalters ist? Viel Schliff der eleganten und liebenswürdigen Tournüre, aber das Innere hohl und verwildert. Noch viel Sinn für das Malerische, Kleidsame, Formen- und Farbenlebendige, aber ausgelassen, launenhaft, verkünstelt und verzopft. Das lüsterne Raffinement entnervter Schwächlinge, der prickelnde Hautgout innerer Fäulniß.

Nur die entartetste römische Kaiserzeit bietet ein entsprechendes

Gegenbild. Glücklicherweise aber ist trotz alledem ein sehr tiefgreifender Unterschied. Die Verderbniß Rom's durchdrang alle Volksschichten gleichmäßig; nirgends ein Widerstand, nirgends ein Keim frischeren und gesunderen Lebens. Hier in Frankreich aber ist diese Leichtfertigkeit und Verderbniß des Adels nur die eine Seite. Jenes wüste und widerwärtige Gaukelspiel ruht auf ernstem und bedeutendem Hintergrund. Blicken wir tiefer in die Gährungen und Umwälzungen der Regentschaft, so begegnen wir sowohl im staatlichen, wie noch mehr im gesellschaftlichen und volkswirthschaftlichen Leben dieses Zeitalters Einrichtungen, Stimmungen und Ereignissen, welche zu den Plänen und Ueberzeugungen Ludwig's XIV. im geradesten Gegensatz stehen und welche von der unabsehbarsten Tragweite sind. Diese wilde und ausgelassene Zeit ist nichtsdestoweniger die aufdämmernde Morgenröthe einer glücklicheren und menschlicheren Zukunft.

Diese Zeit war es, in welcher die Idee von der unbedingten Alleinherrschaft zuerst auf's Tiefste erschüttert wurde. Und neben den entsittlichten Adel stellt sich unversehens ein jugendkräftiger Mittelstand, dessen Leistungen und Forderungen täglich wichtiger und unabweislicher werden.

Welche seltsame Ironie der Geschichte, daß die volksthümlichen Bestrebungen zunächst vom Throne selbst ihren Ausgang nehmen, in der Verfassung sowohl wie in der Verwaltung!....

In gewissem Sinne schon zur Zeit der Regentschaft, besonders aber kurz darauf, standen die Pariser Salons in Blüthe,

diese gesellschaftlichen Repräsentanten des französischen Literaturgeistes. Wenn ich gleichsam von dem trefflichen Charakterbilde der Epoche Philipp von Orleans' nur den Torso mittheilte, so geschah es, um noch für Hettner's interessante Schilderung jener Salons Raum zu gewinnen.

Selbst ein so ernster Geschichtsschreiber wie Schlosser, sagt der Autor, hat sich genöthigt gesehen, in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts den Pariser Salons eine eingehende Betrachtung zu widmen. Sie waren einer der gewichtigsten Hebel des damaligen Bildungs- und Literaturlebens. Kann man die Schriftsteller dieses Zeitalters mit parlamentarischen Parteiführern vergleichen, so sind diese Salons Parteiversammlungen. Alles wird angeregt und vorbereitet, durchdacht und durchsprochen, nur kecker und sprunghafter als vor der Oeffentlichkeit.

Besonders die Denkwürdigkeiten von Marmontel und Morellet gewähren den lebendigsten Einblick. Dazu die literarische Correspondenz von Grimm, die Briefe Diderot's an Mlle. Voland, die Denkwürdigkeiten der Mad. d'Epinay und die zahlreichen Lebensbeschreibungen, welche wir über jeden irgend hervorragenden Mann dieser Zeit besitzen.

An der Spitze dieser Salons stehen meist Frauen, welche, wie Voltaire scherzend sagt, einen oder zwei Schriftsteller als Minister zur Seite haben. Doch wissen auch einzelne Schriftsteller selbst, wie Holbach und Helvetius, durch glänzende Vermögensverhältnisse begünstigt, trefflich den Wirth zu machen.

Noch dem ältern Geschlechte gehörte Madame Tencin an, die leichtfertige, geistreiche, hartherzige Mutter d'Alemberts; sie

starb 1749. In ihrem Salon verkehrten besonders Fontenelle, Marivaux, Montesquieu und Bolingbroke. Mit Schmerz sah sie, daß dereinst ihr Scepter Mad. Geoffrin übernehmen werde. Diese Voraussicht bestätigte sich. Diese eröffnete ihren Salon 1748.

Mad. Geoffrin, geboren 1699, gestorben 1777, war gleich ausgezeichnet durch Geist, Geschmack, Tournüre, Herzensgüte und Reichthum. Ihr Salon war der Sammelplatz aller Staatsmänner, Schriftsteller und Künstler; kein hervorragender Fremder weilte in Paris, welcher es sich nicht zur höchsten Ehre geschätzt hätte, bei Madame Geoffrin Zutritt zu erhalten. Montags Diner für Künstler und Kunstfreunde, Mittwochs für die Philosophen und deren Anhänger; und außerdem allwöchentlich einige kleine Soupers. Es war nicht der Luxus der Bewirthung, welcher anzog, sondern der Reiz der lebhaften Unterhaltung. Nie aber durfte diese das Maß leichter Anmuth überschreiten; erhob sich irgend etwas Schroffes und Verletzendes, so rief die Gebieterin mit einem lächelnden „Voilà qui est bien" die Streitenden sogleich zur Ordnung. Später, außerhalb des Salons, wurden die Fragen dann wohl wieder aufgenommen. Morellet erzählt, wie d'Alembert, Raynal, Helvetius, Galiani, Marmontel, oft auch Diderot, nach dem Diner in der großen Allee des Tuileriengartens auf und ab wandelten, „einem Gespräche sich überlassend, so belebt und frisch wie die Luft, welche man einathmete." Es zeugt von dem Einfluß und der Bedeutung dieses Salons, daß, als Mad. Geoffrin im Jahre 1766 ihren Schützling, den König Stanislaus von Polen in Warschau besuchte, sie der polnische Adel völlig im Triumph empfing. Auch am Hofe zu Wien erhielt sie die größte Aus-

zeichnung und die Kaiserin Katharina zu Petersburg zog sie zur Tafel.

Eine Zeit lang thronte neben Madame Geoffrin, auch Madame du Deffand. Es war fast derselbe Kreis, welcher sich hier versammelte; aber Mad. du Deffand besaß nicht die gleiche Güte und Höflichkeit des Herzens. Sie mußte wahrnehmen, daß ihre Gesellschaftsdame, das arme Fräulein de l'Espinasse, sie an Geist und Liebenswürdigkeit überstrahle und konnte es nicht verhindern, daß, als sie diese in eifersüchtiger Leidenschaftlichkeit plötzlich entließ, die Meisten ihr untreu wurden und Mlle. l'Espinasse von der Rue San Dominique nach der Rue Belle-Chasse folgten. Seitdem blieb sie in verbitterter Einsamkeit; alt und erblindet fand sie Trost und Erheiterung nur in Spott und Uebelrede. Einzig der Engländer Horace Walpole erfreute sie noch durch zahlreiche Besuche und tägliche Briefe und auch von Voltaire traf dann und wann noch ein freundliches Wort ein.

Julie de l'Espinasse, die Freundin und Vertraute d'Alembert's, war, wie d'Alembert selbst, ein Kind der Liebe. Von ihrer Mutter, der Gräfin d'Albion, niemals anerkannt, aber von derselben als armes Waisenkind erzogen, war sie im Jahre 1754, zweiundzwanzig Jahre alt, in das Haus der Mad. du Deffand gekommen und hatte es 1764 verlassen. Seitdem wurde sie der Mittelpunkt der angeregtesten Geselligkeit. Grimm sagt in der literarischen Correspondenz von 1776 von ihr: „Ohne Vermögen, ohne Geburt, ohne Schönheit, war es ihr nichtsdestoweniger gelungen, in ihrer Wohnung eine sehr zahlreiche, sehr mannichfaltige und emsige Gesellschaft zu versammeln. Ihr

Cirkel erneuerte sich täglich von fünf bis neun Uhr Abends. Man war sicher, darin auserlesene Männer aus allen Ständen, von der Kirche, vom Hofe, vom Militär, von der Wissenschaft und Kunst und die ausgezeichnetsten Ausländer zu finden. Anfänglich mochte der Name d'Alembert's diesen Kreis vereinigen; ihn festgehalten und vergrößert zu haben, war unzweifelhaft ihr eigenes Verdienst. Nie besaß man mehr geselliges Talent. Ihr war im höchsten Grade die so schwere und köstliche Kunst angeboren, den Geist Anderer geltend zu machen, ihn anzuregen und ihm Spielraum zu geben. Mit einem leicht hingeworfenen Wort fachte sie die Unterhaltung an und brachte sie in die bunteste Fülle. Nichts schien ihr fremd zu sein; es gab Nichts, was sie nicht angenehm zu machen wußte." Und ähnlich sprechen Marmontel und La Harpe, um der rührenden Lobrede d'Alembert's ganz zu geschweigen. Ihr Glück wurde getrübt durch eine unglückliche Doppelliebe zum Marquis de Mora und zum Grafen Guibert. Sie starb am 23. Mai 1776.

Daneben die Gesellschaften der Mad. Necker, welche 1765 ihren Salon eröffnete und alle Freitage empfing, und die Kreise der Mad. d'Epinay und ihrer Schwester, der Gräfin d'Houdetot. Ebenso der Salon der Mlle. Quinault, welcher besonders nach dem Tode der Geoffrin und l'Espinasse sich zu höchstem Glanze hob.

Freier als diese Damensalons war der Salon des Baron Holbach. Morellet in seinen Denkwürdigkeiten giebt eine sehr lebendige Schilderung desselben. Die Freunde nannten Holbach mit einem Witzwort Galiani's den Maître d'hôtel de la philosophie. Jeden Sonntag und Donnerstag Diners von zehn

bis zwanzig Personen. Vortreffliche Küche, ausgezeichneter Wein und Kaffee. Meist blieb man von zwei bis acht Uhr bei einander; viel lebendige Streit- und Wechselreden. Man sprach mit unbefangenster Freiheit von allen Fragen der Religion, Philosophie und Politik, oft mit überraschendem Scharfsinn. Zuweilen ergriff ein Einzelner das Wort und trug eine zusammenhängende Lehre vor, ohne unterbrochen zu werden; in anderen Fällen fand zwischen den Meinungsverschiedenheiten ein förmlicher Zweikampf statt, welchem die Anderen mit Spannung folgten. Im Sommer lebte Holbach auf seinem Landsitz zu Grand-Val und sein Haus war auch hier allen Freunden geöffnet. Diderot brachte hier die herrlichsten Tage zu. Mit den Diners wechselten hier Spaziergang und Fischfang.

Helvetius hielt jeden Dienstag sein Haus offen. Der Kreis war derselbe wie bei Holbach. Doch war die Unterhaltung weniger belebt; Mad. Helvetius, schön, von frischem Naturell und lebhaftem Geist, störte alle ernsten Erörterungen. Und auch Helvetius selbst verlor sich leicht in das Trockene. Ohne eigne Schöpferkraft suchte er seine Gäste zu Gunsten seiner Bücher auszubeuten.

Geistvoller ist selten das gesellschaftliche Leben ausgebildet gewesen. Es wirft ein lebhaftes Schlaglicht auf den Ton dieser Gesellschaft, wenn Grimm in seiner literarischen Correspondenz das Jahr 1770 mit einer Neujahrsrede eröffnet, welche durch ihre lästernde Nachahmung kirchlicher Redewendungen nicht minder als durch ihren scherzhaften Inhalt äußerst bezeichnend ist. Sie lautet: „Sintemalen aber es in unserer philosophischen Kirche Sitte ist, daß wir zuweilen uns versammeln, um das

Wort des Lebens zu hören und den Gläubigen heilsame und nützliche Unterweisungen zu geben, sowohl über den gegenwärtigen Zustand des Glaubens, als über die Fortschritte und die guten Werke unsrer Brüder, so habe ich die Ehre, die nach geschehener Predigt stattgefundenen Ankündigungen und Bekanntmachungen mitzutheilen. Schwester Necker thut kund und zu wissen, daß sie fortdauernd am Freitag ihren Mittagstisch deckt. Die Kirche wird sich dahin verfügen, weil sie hohen Werth auf deren Person und die ihres Gatten legt; aber wie gern möchte sie das Nämliche vom Koch rühmen! Schwester l'Espinasse thut zu wissen, daß ihre Vermögensverhältnisse ihr nicht gestatten, Mittags- und Abendessen anzubieten, daß sie aber nichtsdestoweniger Lust habe, in ihrer Wohnung diejenigen Brüder aufzunehmen, welche dort ihre Verdauung abzuwarten gesonnen sein möchten. Die Kirche gebietet mir, derselben anzukündigen, daß die Brüder sich einstellen werden und daß, wenn man mit so viel Geist und Verdienst ausgestattet ist, man Schönheit und Vermögen entbehren könne. Mutter Geoffrin thut kund und zu wissen, daß sie die alten Verbote wieder erneuere und aufrecht erhalten wissen wolle, nämlich in ihrem Hause weder von inneren noch äußeren Angelegenheiten zu reden, weder von den Angelegenheiten des Hofes noch denen der Stadt, weder von den Angelegenheiten des Nordens noch denen des Südens, weder von den Angelegenheiten des Ostens noch denen des Westens, weder von Politik noch Finanzen, weder von Religion noch Regierung, weder von Theologie noch Metaphysik, weder von Grammatik noch Musik und überhaupt von welcher Materie es immer sein möge. Die Kirche, in Erwägung ziehend, daß das Schweigen,

besonders die eben erwähnten Materien betreffend, gerade nicht ihre starke Seite ist, gelobt den Verboten nachzukommen, so lange sie dazu gewaltsam angehalten wird."

Die Wirkung dieser Salons liegt klar vor Augen. Sie haben wesentlich beigetragen, die neue Denkart nach allen Seiten zu verbreiten, aber auch sie zu verflachen.

Schlosser hat mit Scharfblick hervorgehoben, daß diese Salons es hauptsächlich waren, welche die öffentliche Meinung von der Hofluft, Paris von Versailles unabhängig machten. Die Freigeisterei wurde Modesache. Es galt als ein Zeichen der Vornehmheit ungläubig und politisch freisinnig zu sein. Der Adel declamirte gegen den Despotismus, der Abbé gegen den Fanatismus. Niemand nahm ein Arg an diesen seltsamen Gegensätzen.

Aber eben deshalb auch die immer mehr sich steigernde Leichtfertigkeit und Ueberstürzung. Es ist ersprießlich und erfrischend, in regem Wechselverkehr anzuregen und angeregt zu werden; aber dieses Empfangen geistiger Anregung ist nur die eine Seite geistiger Arbeit, die andere ebenso wesentliche und unerläßliche Seite ist die innere Sammlung und Vertiefung. Wenn Goethe einmal sagt, die Kunst der Unterhaltung sei das gerade Gegentheil von der Kunst der Erziehung, weil die Unterhaltung zwar alle Fragen berühren, nie aber irgend eine erschöpfen dürfe, so ist damit ausgesprochen, daß hier nur das Geistreiche und Witzige, nie aber das Gründliche und Sachliche Raum findet. Die Lust und Bequemlichkeit des Gesprächs schweift mit muthwilligem Behagen über das Schwerste und Heiligste; die Sprechenden suchen an schlagenden Einfällen und an tolldreisten

Wagnissen einander zu überbieten. Jenes flackernde Springteufelchen, welches die Franzosen Esprit nennen, ist Herr und Meister. Alles wird zugespitzt. Die wichtigsten Fragen werden mit einem blendenden Wort abgethan. Die Philosophie wird Sophistik. Nur einige wenige Auserlesene wissen aus dieser entnervenden Salonwelt ein ernsteres Streben zu retten.

Machen wir der französischen Aufklärung, im Gegensatz zur englischen und deutschen, mit Recht den Vorwurf der Frivolität, so ist sicherlich diesem Salonleben ein großer Theil der Schuld zuzuschreiben.

Sicilien und Neapel.

Von Franz Löher.

Sie können keinen Autor finden, der mit mehr Lebendigkeit, Erkenntniß und gründlichen Vorstudien Land und Leute betrachtet, als Franz Löher, dieser noch immer unerreichte amerikanische Tourist und Charakterschilderer. Aber auch mit poetischem Auge betrachtet er in Italien Natur und Leben und nimmt in anziehenden Schilderungen, die wache reale Träumereien genannt werden könnten, Bezug auf die reichen historischen Erinnerungen, die dort am hellen Mittag mit Geisterstimmen aus allen Steinen reden.

Auf Veranlassung des Königs Max, der den Künsten und Wissenschaften so große und liebenswürdige Opfer gebracht, ging Löher nach Italien, um in ethnologischer, ethnographischer und historischer Beziehung an diesem ewig interessanten Lande sein Autorentalent zu prüfen. Er hat es schon in diesen beiden Bänden bewährt, die als Reiseschilderung für größte Kreise seinen wirklichen noch zu erwartenden geschichtlichen und culturgeschichtlichen Forschungen vorangegangen sind. Leider genoß

der zu früh geschiedene Monarch Nichts mehr von den Annehmlichkeiten des hochwillkommenen Resultates.

Der erste Theil redet über Sicilien; ein Blick auf Palermo, auf die Geschichte des Landes, die Culturblüthe der Araber, der Normannen, König Roger und den Kaiser Friedrich II. eröffnet das Buch. Weiterhin wird von Segeste, Selinunt, von den griechischen Tempeln, Syracus, Catania, dem Aetna, der romantischen Königin Blanca, sowie von Messina und Reggio ebenso unterhaltend wie belehrend gesprochen.

Der zweite Band behandelt nur Neapel mit seinen Umgebungen und geschichtlichen Merkwürdigkeiten, überall an das Leben der Gegenwart voll und frisch anknüpfend.

Das für das große Publicum höchst lesenswerthe Werk bietet feinste Beobachtungen und poesievolle literarische Gemälde in großer Auswahl dar und erfreut durch die gediegenen Reize, welche Zucht und Correctheit des Styls für wahrhaft gebildete Geister gewähren. Daß dieser Styl ein eigenthümlicher und nicht immer im classischen Sinne geschmackvoll ist, läßt sich bei einer durchschnittlich so großen Solidität gern toleriren.

Wir hören in Löher stets einen Mann sprechen, der über eine Fülle von Kenntnissen, über einen gründlichen Fonds von vielseitigen Anschauungen gebietet. Diese Erscheinung muß in unserer massenhaft schreibenden, ihre Ungründlichkeit lächerlicher Weise durch Anmaßung ergänzenden Zeit, dem Leser ein frohes Sicherheitsgefühl bei seinem Genusse verleihen. Dasselbe wird noch von der Ueberzeugung gehoben, daß man es mit einem Autor zu thun habe, der nicht nach dem Brauch bequemer Ueberlieferung auf der geistigen Fährte Anderer wandert, sondern

selbstständig seine eigenen Wege und Stege individuellen Gedankenganges zu finden weiß.

Ist es nicht eine nicht minder häufige als trostlose Erscheinung, so viele, selbst namhafte Reisende beobachten zu müssen, die Italien nicht mit unbefangenem Auge in seiner wirklichen Wesenheit, sondern nur nach dem schönen äußern Schein bemessen, der mit seiner bestechlichen Liebenswürdigkeit gerade darauf hinwirkt, ihre Kritik urtheilslos, ihre leidenschaftliche Bewunderung zum hohlen theatralischen Erstaunen, ihre schildernden Worte zu leeren Phrasen zu machen?

Wer in der Weltgeschichte die Culturgeschichte und in der Culturgeschichte die Weltgeschichte sich abspiegeln sieht, wer die Physiognomie eines Landes, die Kunst und die gesellschaftlichen Zustände eines Volkes nicht wahrnehmen kann, ohne diese Erscheinungen als logische Folgen mit den politischen und intellectuellen Entwickelungen als Ursachen zusammenzubringen, der wird dem Mummenschanz ewiger Selbsttäuschungen enthoben sein. Er nennt als Realist die Dinge mit ihrem wirklichen Namen, nicht aber mit den schmeichelhaften Benennungen, welche poetische Träumer erfunden oder in Trunkenheit nachgelallt haben.

In diesem Hellsehen liegt ein Hauptverdienst Löhers, denn so gern er sich auch, wo es der Wahrheit der Darstellung nicht schadet, mit angenehmem Erfolg einer dichterischen Phantasie über die Reize des schönen Südens hingiebt, so hält ihn dies doch nicht ab, über die verkommene Culturpflege, über den darniederliegenden Landbau, über die unglückliche Vernichtung der Naturkraft Italiens ein gewichtiges entscheidendes Wort zu

sprechen. Er ist in der Behandlung dieser Lebensfragen so bedeutungsvoll, so neu und treffend, daß er darin alle seine wenigen Vorgänger übertrifft und ich es für eine Pflicht gegen die Intelligenz halte, einige dieser Schilderungen und culturgeschichtlichen Charakteristiken durch die hier folgende Hervorhebung nachdrucksvoll zu isoliren.

Ueber Land und Volk in Italien.

Von Franz Löher.

Von der Insel Procida fuhren wir zum neapolitanischen Cap Miseno. Das ist das schönste Modell eines Vorgebirgs, ein riesiger Felsendom, der in Prachtgestalt den Stürmen trotzt. Von Kirschen und anderm köstlichen Obste, das in Procida wie ausgeschüttet lag, hatten wir eine kleine Ladung mitgenommen, und während wir uns davon zu Gute thaten, lachten und riefen uns die Leute zu, die auf volkbedeckten Marktschiffen vorüberzogen. Wir fuhren rings um die Steilhöhe des Vorgebirgs und sahen auch eine ungeheure Grotte, welche dicht über den Fluthen hineingebrochen war. Welche Massen von Menschenkräften schaarte einst auf dieser Stätte der Commandoruf, Römer, Griechen, Spanier, Numidier, eine tosende buntfarbige Matrosen- und Soldatenwelt! Wie oft erflehte auf der luftigen Caphöhe der römische Admiral Heil und Sieg und glückliche Rückkehr! Das Bischen Holz und Eisen und Hanftau, aus welchem die römischen Galeeren bestanden,

schwer mochte es die brausenden Stürme bestehen. Mit stolzen Segeln zogen von hier die länderbezwingenden Flotten in's Mittelmeer; wenn aber der Himmel sich verfinsterte und die Brandung haushoch an die felsigen Küsten donnerte, dann vermochten sie es nicht, das hohe Meer zu gewinnen und zersplitterten zu Hunderten. Jetzt ist Alles still am misenischen Cap. Wo die Natur den Römern ein rundes Becken geformt hatte, daß sie dort ihren größten Kriegshafen anlegten, da zeigten sich jetzt nur ein paar ärmliche Fischerboote am Strande, und braunes Segeltuch darüber zum Schutze vor der Sonne. Steinige glühende Oede und todte Gewässer — nichts Anderes sieht man mehr, und doch müßte Jedem, auch wenn er nichts von Geschichte wüßte, die nackte Stätte den Eindruck machen, als sei hier ein großes Völkerleben zergangen: denn kein Steinchen und kein Erdkrümchen sieht noch aus wie unverbraucht.

Die ansehnliche Höhe des Caps ist mühselig zu ersteigen, doch war der Weg wenigstens schattig. Er wand sich empor in einem tiefen Rinnsal des Sturzregens, das jetzt trocken war und überhängt von Kraut und Stauden. Die Luft stockte fast in Honiggerüchen, die unzählige gelbe Blüthen ausstreuten. Endlich kamen wir oben in's Freie, — nun, dies Cap übertrifft Capri, Ischia und Procida, diese höchst herrliche Aussicht steht der Camaldolenser völlig gleich, sie ist weniger lebhaft aber noch erhabener. Zahllose schimmernde Golfe, umzackt und umragt von Gesteinketten und Bergzügen, hochgipfelige lachende Inseln, an beiden Enden des Golfes zwei Prachtberge, dort die edle Kegelform des Vesuvs, an dessen reinen Linien der Lichtglanz des südlichen Himmels niederfließt, hier der alpenhäuptige Epomeo,

der wie mit nordischem Trotz seine gewaltige Schönheit in die Aetherbläue emporhebt. Und sinkt das Auge wieder nieder, so irrt es umher zwischen den Inseln auf den Straßen zum offenen Meer, über Procida's häuserbedeckten Grünanger hin die italienische Küste hinauf und wieder zurück um die Vorgebirge in die inneren Buchten. Alles ist hier golfig: aus dem großen Golf des Mittelmeeres geht es in den Golf von Neapel, aus diesem in den Golf von Bajä, aus diesem in den Golf von Miseno, und hinter diesem, um es ganz vollständig zu machen, zeigt sich noch ein kleiner Landsee, getrennt blos durch eine schmale niedrige Landenge. Nicht zu sagen und nicht zu schildern sind die Herrlichkeiten des misenischen Caps, an dessen Fuße auch ein paar unansehnliche Hütten liegen und darin eine Fülle guten kühlen Weins.

Nun könnte ich noch viel erzählen von all' den Seltsamkeiten der Umgegend, — von den Piscinen, einem Prachtdom mit vielen Pfeilern, der tief im Felsgrund ausgeweitet wurde, blos um kühles Wasser und fette Fische darin zu hegen, — von den räthselhaften hundert Kammern in der Nähe, die vielleicht Sclavengefängnisse, vielleicht auch nur Fischbehälter waren, — von Bajä's armseligen Trümmern, wo Frau Venus einst Tag und Nacht und Jahrhunderte lang die Menschenkinder sich zu Tode schwelgen ließ, und wo jetzt auf einsamem Fort die Soldaten trommeln, — von dem Averner-, Lucriner- und Fusaro-See, deren braunen Rand ein Hauch afrikanischer Wüste umwittert, in der feuchten Tiefe aber giebt es noch immer die schönsten Austern, — von den zahllosen Grotten im Innern des Berges der cumäischen Sibylle, in dessen Irrgängen die

Ostgothen ihre Goldschätze hüteten, — von den Bädern des Nero und dem lehrreichen Serapistempel, in denen man noch in den antiken Badekammern dasselbe heiße Wasser benutzt, — von der Solfatara, aus deren gelbem Krater zischend die heißen Schwefeldämpfe hervorbrechen, während im Randgebüsch die Nachtigall flötet. Dieses und noch viel Anderes, was höchst merkwürdig und höchst seltsam, findet sich in der Umgegend des misenischen Caps. Allein man ermüdet, es aufzusuchen, weil Alles, was noch da ist, doch gar zu dürftig und elend ist gegen das, was war. Es blieben nur ein paar abgerissene und zerstreute Coulissenstücke zurück von einer grauenvoll zerstörten Weltbühne, wie die Geschichte keine zweite wieder gesehen. Wenn Macaulay's berühmter Neuseeländer einst wirklich auf dem letzten Pfeiler der Londonbrücke sitzen und die Trümmer der Zweimillionenstadt überschauen sollte, so wäre das ungefähr ein Plätzchen, wo er sich Betrachtungen hingeben könnte, wie sie die kleine Halbinselspitze erweckt, welche der Sorrentiner Landspitze gegenüber den Golf von Neapel einfaßt.

Denn hier, wo schon im grauen Alterthum Cumä und später Puteoli als reiche Stätten des Welthandels blühten, wo die üppige Pracht und Wonne der Natur und ihre warmen Heilquellen zahllose Besucher anlockten, wo die Weltherrscherin Rom ihre Tausende von beutefrohen Seesoldaten häufte, — hier verzehrte an glanzvollen Tagen die antike Welt das Erbe der Vorfahren. Die römische Kaiserzeit hatte die Schätze, die Kunstwerke, die Sänger und Flötenspieler, die schönsten Weiber und Knaben aus allen Ländern des Mittelmeers hier zusammengeschleppt, und hier schwelgte man darin und entnervte sich, bis

alles Gut vergeudet und das Mark aus den Knochen war. Seit der kundige Meister Lucullus diese Gegend für die wonnigste erklärt hatte, wäre jeder römische Modenarr unglücklich gewesen, hätte er von seinem Landgute nicht das misenische Berghaupt sehen können. Da mußte er Scipio den Afrikaner und den Großredner Cicero nachahmen, die hier aus den unsterblichen Griechen die Geistesblüthen fleißig ausschnitten, um damit die römische derbe Nacktheit etwas aufzuschmücken. Rings um den Golf von Bajä stand Lusthaus an Lusthaus und als am Ufer kein Platz mehr war, baute man sie weit in's Wasser hinein. Jeden schönen Abend gaukelten zahllose Gondeln voll singender und jubelnder Menschen auf dem Lucriner See, die Zecher und die Mädchen rissen sich im Taumel der Lust die Blumenkränze aus dem Haar, und andern Morgens sah der See aus, als hätte es Rosenblätter geschneit. Auf seinem misenischen Landgut wurde Tiber, als der alte Grimmige noch immer nicht sterben wollte, mit Kissen und Kleidern überdeckt, bis er völlig erstickt war.*) Mitten über den Golf von Bajä fuhr im Viergespann der tolle Caligula, umjauchzt von strahlendem Gefolge. Denn er hatte meilenlang eine Schiffbrücke durch die Bucht gezogen, und nachdem er von der Rednerbühne auf ihrer Mitte gesprochen und geprunkt hatte, wurde die ganze Nacht auf dem Meere gezecht. So lang die Brücke war, stand Tafel an Tafel gedeckt, und wie dieser Weg im Meere von tausend und tausend Lichtern, strahlten rings die Golfufer von festlichen Flammen. Am Morgen schwammen dort die Leichen Derer, die Trunk

*) Stahr hat jetzt eine andere Ansicht über Tiber und dessen Tod verfochten. S. „Bilder aus dem Alterthum", Berlin bei Gutentag. — D. B.

oder Frevel in's Meer gestürzt. Auch war es am selben Golf, wo der genialste Teufel unter den Cäsaren seine geliebte Mutter empfing. Die lust- und herrschsüchtige Fürstin hatte ihm arg zu schaffen gemacht, nun endlich feierte Nero mit ihr in Freude und Jubel ein kaiserliches Versöhnungsfest. Als sie Nachts über den Golf zurückfuhr, ging ihr goldstrahlendes Schiff, das Geschenk des liebevollen Sohnes, auf einmal auseinander, ganz still sollte sie in die Fluthen versinken. Agrippina aber, durch Kühnheit und Geist so berühmt wie durch unverwüstliche Schönheit, rettete sich durch Schwimmen und kam glücklich auf ihrem Landgute am Lucriner See an. Da aber erreichten sie Nero's Henker und erschlugen sie und rissen ihr alle Kleider ab, und dann wäre, so flüsterte man sich lachend zu, der kaiserliche Sohn gekommen und hätte seine Augen geweidet an den schönen Formen des todten Mutterleibes.

Diese Römer der Kaiserzeit bewiesen doch schon einige Anlagen, um in der Hölle Professoren zu werden. Stromweise kommen auf diesem Erdfleck gräuliche Erinnerungen, doch sieh — auf dem wüsten Meere landet ein Schiff bei Puteoli, ein günstiger Südwind hat es in zwei Tagen von Siciliens Meerenge hergetrieben. In der großen Handelsstadt giebt es bereits Christenbrüder, und da sie hören, welcher hochtheure Mann auf dem Schiffe sei, eilen sie an Bord und lassen nicht ab mit Bitten, bis er sieben Tage bei ihnen bleibt, umgeben von ehrfürchtiger und liebevoller Pflege. Dieser Mann war Paulus, der Gewaltigste unter den Aposteln, die damals im weiten Römerreiche rüstig arbeiteten, um ein Reich zu gründen, dessen geistiger Gehalt höhere Beseligung gewährte, als alle Lust und

Macht der Welt. In diesem Reich wurde ein anderes Gesetz verkündet, als herzlose Ausbeutung von vielen Tausenden durch einige stolze Schwelger. In Puteoli, der großen Werkstätte für die Mittel ungeheurer Ueppigkeit, wie erschütternd mochte dort Paulus, der mit durchdringendem Tiefblick seiner Zeit in Herz und Nieren sah, von den Gerichten predigen, die über die Römerwelt hereinbrechen sollten! Schrecklich war ihr Wüthen. Als die ersten Griechen an diesen abenteuerlichen Küsten landeten, als sie mit scheuem Staunen gewahrten, wie viele Seen, Grotten und Höhlen hier gähnten, wie oft heiße Dämpfe brausend aus der Erde brachen, wie der schwefelige Boden dumpf unter den Füßen dröhnte und wankte, — da dachten sich die kindlichen Menschen, hier irgendwo müsse der Eingang sein in die Unterwelt. Kämen sie jetzt wieder, so würde sie diese Gegend vollends mit einem Hauch des Todes und der Schattenwelt empfangen. Eine grauenvolle Oede, eine schreckliche Stille umfängt die Stätten, wo sich einst die wilden Schlachtgesänge mischten unter das Jubeln und Kreischen der Lust. Die Golfe und Seen sind einsam, die Uferhöhen braune Wüste, ohne Frische, ohne Schattenkühle: stickige Dünste athmet der Boden. Der Tod, der Feind der lachenden Geschlechter, hat sich hier gesättigt und verweilt noch mit Wohlgefallen. Nur zuweilen stößt man, wie auf ein verlorenes Juwel aus zerrissener Krone, noch auf ein Stückchen Zaubergarten, wo Laub und Pflanzen sich in glanzvoller Ueppigkeit drängen. Da schwimmt es in der Luft wie ein weiches wollüstiges Hauchen, wie entnervende Ahnung unsäglicher irdischer Wonnen. Wahrlich, über dieser Gegend webt noch immer ein unheimlicher Zauber.

Es war schon spät Abend geworden, als wir endlich an dem halbversunkenen alten Hafenpfeilern Puzzuolis vorbei in's Meer stießen. Wie im Fluge schnitten wir unter vollen Segeln durch den Golf bis Nisita; das Schiffchen glich einer Möve, die mit weißen Flügeln zwischen Mondesglanz und dunkeln Fluthen hinstreicht. Als wir aber an den Felsberg kamen, auf dessen Höhe das hellweiße Kastell von Nisita glänzte, hatten wir so rasch, wie man eine Mütze umkehrt, den heftigsten Seitenwind in unseren Segeln. Ich dachte mir, ob unsere Schiffer die Barke wohl herumbrächten um die bleiche, nackte Felshöhe. Schwer arbeitend hielten wir uns jedoch immer noch ein paar Bootlängen von ihr ab, und auch auf der andern Seite fleckte es mit den Rudern noch eine gute Strecke. Wir traten in eine Straße zwischen Ufern und dunkeln schroffen Felsinseln; dort waren Fischer, die aus den Booten Fackeln über's Wasser hielten und nach Fischen stachen. Das unaufhörliche Klatschen der Wogen, das Heulen des Windes in den Felslöchern, das Schreien der Leute, das Ineinanderspielen von Fackeln und Mondlicht machte eine zauberhafte Wirkung. Bald aber verstärkte sich der Wind, mit schrecklichem Toben prasselten die Wellen an's Gestade und rissen unsre Barke hin und her wie eine Nußschale. Es sah genau so aus, als müßten wir jeden nächsten Augenblick zerschellen. So viel man im unsichern Mondschein und Wellendunst sehen konnte, gab es hier nur aufstarrendes Felsgestade und unsere Caprifischer wußten nirgends Bescheid, wo man landen könne. Don Pasquale wollte ein paarmal ein Angstgeschrei erheben, der Alte am Steuer zwang ihn wieder zur Stille und Arbeit. Uns aber ermunterte

er fort und fort, wir sollten wieder anfangen zu singen. Es schien, als wenn unser Gesang den Schiffern die Angst vertriebe. Oefter aber, ich weiß nicht, kam's vom ähnlichen Gefühl oder vom Wellenguß in's Gesicht, blieben die Töne in der Kehle stecken. So arbeiteten wir bis tief in die Nacht mit Rudern und Singen und konnten nicht vorwärts kommen.

Als wir um die Ecke schaukelten, wo das ungeheure Ruinenschloß, welches im Volke der Königin Johanna Palast heißt, gespenstisch in die Fluthen starrt, wurde die Scene grauenhaft schön. Die schreckliche Sage geht, hier habe eine buhlerische Königin Johanna gehauset, und wenn sie eines fröhlichen Ritters satt gewesen; sei das arme Lustopfer plötzlich durch eine Fallthür in's tiefe Meer gestürzt. Wenn's auch nicht wahr ist, in solcher Sturmesnacht glaubt man an jedes Geheul, das aus den Lüften schallt, und an jede gräuliche Lüsternheit, die dämonisch aus Erdtiefen emporsteigt. Mindestens flog Jedem auf unseren paar Bretchen, die seufzend und krachend eben noch zusammenhielten, eine dunkle Vorstellung durch's Hirn, wie es etwa sein müsse, wenn Einen die wüthenden Wogen hier zwischen die Felsen schlügen, daß die brechenden Knochen knackten. Da endlich sahen wir die Lichter der Chiaga, der Sturm legte sich rasch, wie er gekommen war, und der Mondglanz schwebte wieder ruhig über silbernem Gewässer. An keinem Abend schmeckten mir Austern und Capriwein so herrlich, als da wir um Mitternacht aus der Barke stiegen am Strande der heiligen Lucia. —

Wer dem Geäder der Volkswirthschaft nachgeht, wird in Italien nicht viele verschlungene Knoten finden: Arbeit und Verzehr liegen dort auf der Hand. Entzückt sind dagegen Künstler und Dichter. Denn im italienischen Volksleben giebt sich Alles so einfach und offen, so klar und hübsch natürlich. Wohin man blickt, ein malerisches Stück voll Fischer und Segel, voll Straßengewühl und uraltem Gemäuer, und man braucht nicht erst durch die Dächer zu sehen, um sogleich niedliche Novellen aufzupicken. Am vergnüglichsten aber macht seine italienische Reise, wer auch die Natur des Volkes näher beobachtet. Sie wirft ihm täglich neue kleine Räthsel auf, und bei der durchsichtigen feinen Luft, welche die Dinge in Italien umgiebt, meint man immer, müsse sich auch rasch der Schlüssel zum Räthsel finden.

Das steigert sich, je weiter es die Halbinsel hinunter geht. Immer kecker werden die Umrisse der Volksnatur, bis von der Neapolitaner Grenze an sich etwas ganz Fremdartiges hineinmischt. Wer drei Tage, doch was sage ich, wer nur drei Stunden in Süditalien, sieht und fühlt den stärksten Gegensatz zwischen unserm und italienischem Volksleben, zwischen deutschem Anschauen und Auffassen der Dinge und italienischem.

Still, arbeitsam, gemüthlich ist es jenseits der Alpen, hier dagegen ein mächtig breites Volksleben, das unaufhörlich tosend und rollend seine Wellen schlägt. Von früh bis spät sind die Straßen angefüllt von Gruppen und Handtirungen aller Art. Naht die Abendstunde, drängt es Jeden, der noch in den Häusern zu thun hatte, in's Freie. Hin und her schiebt sich das Gewoge. Da wird eifrig gesprochen, Wort und Geberde

fliegen aufgeregt hin und her, — giebt es ein Handgemenge? Plötzlich stiebt der Kreis mit Gelächter auseinander, um ein paar Thüren weiter dasselbe Spiel zu wiederholen. Jede paar Schritte steht Einer und ruft aus vollem Halse seine kleine Waare aus. Die Kinder, welche im Straßenstaub sich wälzen, zanken und schreien mit einander. Die Mutter fährt mit Geschrei dazwischen. Alles schreit, als hätte Jeder seinen Schreiteufel im Leibe. Woher das? Will etwa die reine Luft, welche eindringend die Lungen weitet, wieder heraus? Das Reden und Schreien scheint den Leutchen wohl zu thun. Gackern und Krähen des Hühnervolks, das Gequieck des Borstenviehes, das frei umherläuft, gehören ganz natürlich dazwischen. Oeffentlich ist alles Gewerk. Da hämmern auf der Straße Schlosser und Klempner, da sitzen Meister Schneider und Schuster mit Gesellen, da schwatzt und kichert ein Tisch voll junger Näherinnen. An der einen Ecke sieht man in die Kessel und schmorenden Bratpfannen, an der andern in die Schreibstube des Advocaten, wo die Parteien, Hut auf dem Kopf, ihre Sachen erörtern. Zahllos glänzen die erhellten Kaffeestuben. Wer einen heilen Rock trägt, geht hinein zu plaudern, wer keinen hat, unterhält sich draußen bei dem bunt geschmückten Gerüste der Verkäufer von Eiswasser. Unwiderstehlich ist bei Vornehmen und Geringen die Sprechlust: der Drang, die Zungen an einander zu wetzen, plaudernd und redend sich an Sinn und Unsinn zu ergötzen. Kleine Wagen rasseln vorüber, sie sind von unten bis oben bethürmt mit Frauen, Kindern und Männern, die ihren Bekannten fröhlich zurufen. Hübsch geputzte Mädchen kommen, jeder Bursch spricht sie neckend an und jedem

antworten sie mit Witz und Gelächter. Natürlich stehen und gehen Bettler und Mönche überall. Es ist unglaublich, wie viel es ihrer giebt: beide sind immer malerisch, die Bettler durch Zufall, die Mönche durch Ausdenken der verschiedensten Trachten. Edle und gebildete Gesichtszüge zeigen sich auch unter diesen Mönchen, kein Zweifel: die meisten sehen aber aus wie fröhliche lebenslustige Handwerker und Kleinbauern in Mönchskutten, sie gehören eben auch zum niedern Volke.

Man merkt bald, daß das gemeine Volk hier Grund- und Hauptmasse ist, daß es nach allen Seiten überwogt, daß es beinahe jede Ader des Volkslebens ausfüllt. Auch der Handwerker und Krämer sitzt noch mitten im gemeinen Volke als Theil und Glied desselben. Die Vornehmen und Gebildeten aber erscheinen nur als glückliche Herren und Gebieter der Masse, gleichwie ihre hohen Steinhäuser vereinzelt stehen über dem Gewirre niedriger Hütten. Auch in ihr häusliches Leben mischt sich das Volk und seine Sitte, seine Lust, Arme und Zunge zu rühren, in viel vertrauterer Weise als bei uns. Schwerlich wird es in Süditalien einen Grafen oder Herzog geben, der nicht gern die Mundart seiner Dienstleute spräche, und nicht zu Zeiten das Bedürfniß fühlte, sich mit Behagen nach Art und Sitte der niedern Classen zu ergehen. War es in den Lustspielen des Terenz und Plautus anders? Wie frei und neckisch treten darin die Sclaven gegen ihre Herren auf und machen bei den Vätern wie bei den Söhnen die Helfer, die Vertrauten, die verzogenen Lieblinge. Bei den Slaven hat sich der große Volksbrei noch wenig gelichtet und geläutert: hier, bei den Romanen, scheint Alles in denselben zurückzufallen.

Doch nun ein Unterschied von Germanen wie von Slaven: auch öffentlich verkehrt Alles mit Höherstehenden auf einem gewissen Gleichheitsfuße. Da findet sich von dem demüthigen Sinn unserer Arbeiter, von dem innerlich Sichgebundenfühlen unseres Gesindes keine Spur. In Italien will es uns bedünken, hat es niemals Hörige und Leibeigene gegeben: wer nicht zur besitzenden Classe gehört, scheint nur heruntergekommen. Auch der gemeine Mann fühlt sich in Italien leicht und frei, „er steht", wie der Amerikaner sagt, „in seinen eigenen Schuhen." Um ein Geschäft zu machen, ist er über die Maßen höflich, kriecht und schmeichelt: im selben Augenblick schnellt er wieder empor und dünkt sich als freier und unabhängiger Mensch. An Sorgen wie an Gedanken trägt Jeder leicht Gepäck. Das Volk ist so sehr genügsam und im Nothfall darbt es lieber, als sich anketten zu lassen.

In den großen Massen des niedern Volkes und in seinem leicht geschürzten Selbst- und Freiheitssinn besteht einer der stärksten Gegensätze zwischen Süditalien und Deutschland. Denn was stellt bei uns sich dar als Kern und Boden der Nation? Der gebildete Mittelstand ist es. Er füllt unsere Städte, hat seit Jahrhunderten beständig an Bedeutung gewonnen und zieht in den Kreis der bürgerlichen Sitte und Geschäfte jetzt auch den Bauer auf seinem Hofe, wie den Adel auf seinen Schlössern. Dieser Mittelstand von solider Bildung und gesichertem Wohlstande ist bei uns in religiösen, socialen und politischen Dingen hauptsächlich das Bestimmende. Die große Politik haben dagegen in Sicilien und Neapel noch immer entweder die Parteien in den höchsten Kreisen gemacht, oder die tobenden Volkshaufen.

Rasch theilt sich dagegen ein heilsamer Antrieb, ein glücklicher Eindruck dem unteren Volke mit. Man muß seine Sprache mit ihm reden, seine Sitte verstehen: dann kommt es mit kindlicher Offenheit, mit rascher Begeisterung Allem entgegen, was nur edel und hochherzig. Es ist entzückt, wo es Schönheit und Verstand sieht, unauslöschlich ist bei ihm der Eindruck des Heldenmuthes und für echte Herzensgüte ist es niemals unzugänglich geblieben. Noch jetzt wird die erste Gemahlin Ferdinand II., Königin Marie Christine, deren kurzes frommes Leben Wohlthun war, wie eine Heilige im Volke verehrt.

Wir hatten hier vorzüglich die zahlreichen Städte im Auge. Wie sieht es auf dem Lande aus? Die Antwort liegt offen da: so wenig es in den Städten einen stämmigen, wohlhäbigen Bürgerstand, so wenig giebt es auf dem Lande einen tüchtigen Bauernstand. Wir haben in Deutschland noch jetzt echten Bauernstamm: der freie Acker, welchen der Pflug befährt, giebt seinem Bebauer noch immer in Tracht und Thun ein anderes und härteres Gepräge, als aus Dunst und Enge der Geschäftsstube hervorgeht. Und deutscher Adel, der auf altererbten Gütern sitzt, hat immer noch etwas kräftige Eigenthümlichkeit, die ihn von dem Städter unterscheidet. Das neapolitanische Land ist zwar das einzige in Italien, in welchem der Adel großentheils seine alten Lehngüter behauptet hat: allein — enflegene Gebirgsstriche ausgenommen — giebt es auch dort so wenig eigentlichen Landadel mehr, als kerniges Bauernvolk. Das Land war von Natur durch Gebirg und Meer in kleine Gebiete getheilt, in welchen Sondergeist und städtisches Leben, nicht aber breites, gleichförmiges Landvolk sich ansiedelte. Dann dehnte die mächtige

Römerstadt allwärts ihr Wesen aus und verzehrte den freien bäuerlichen Gutsbesitzer. Die römischen Herren schlugen Landgüter zusammen, beherrschten Alles und das Volk bildete sich nach ihnen. Was aber später von germanischer Gewöhnung über den Appennin kam, wurde von der uralten Cultur des Landes wieder überwuchert. Die Saracenengefahr, der Parteigeist, der unaufhörliche Kleinkrieg im Mittelalter: Alles nöthigte zum Wohnen in ummauerten Orten. So wurde weithin städtische Bildung, städtisches Bedürfniß verbreitet.

Keiner wird behaupten, die Bildung, deren sich das italienische Volk erfreut, sei tief oder umfangreich oder doch mannigfach. Im Gegentheil könnte italienischen Fürsten und Prälaten ein deutscher Schulknabe in der Geographie noch zu rathen aufgeben. Und ein armer deutscher Bursch im Bauernkittel, der mühsam seine Worte erst schürfen und prägen muß, der bei ihrem Vortrage vor lauter Verlegenheit rothen Kopf und unsichere Beine bekommt, weiß doch mehr von Recht und Religion, als so ein malerischer Neapolitaner Fischer, der mit dem schönsten und lebendigsten Anstand in sein Boot einladet und im Vorüberfahren uns den blühendsten Unsinn von den Dingen am Ufer vorwirbelt. Allein wahr bleibt es doch: das Bischen Bildung, das in Italien einmal vorhanden, ist überall im Volke verbreitet und hat einen gefälligen Anstrich. Wie lebhaft äußert sich, um nur Eins zu nennen, der Schönheitssinn auch bei den unteren Classen! Die Landesnatur allein könnte ihn nicht erzeugen. Die grellen Farben, die ein italienisches Weib in ihren Anzug mischt, würden im Augenblick, wo sie die Alpen hinter sich hätte, widerwärtig; in ihrem hellen Sonnenlande

aber erscheinen sie voll Leben und Geschmack. Man höre italienische Volkslieder. Sie haben nichts von der ergreifenden Naturmacht des deutschen Volksliedes, ihr Gehalt ist sogar meist dürftig, noch öfter streifen sie an unanständige Sinnlichkeit: aber sind sie nicht in Melodie und Fügung so leicht und fein gebildet, wie ein hübsches Opernliedchen? Und das Volk hat überall ein Ohr dafür.

Entschieden ist auch der Rechnungs- und Handelsgeist, welcher die ganze Halbinsel erfüllt, von städtischem Charakter. Wie durch amerikanisches Reden beständig Cents und Dollars rollen, so hört man in einem Italienergespräch immer Zehn und Zwanzig und Hundert klingen. Der letzte Käsemacher auf den Bergen erscheint noch wie ein rechnender Krämer, und der lumpigste Feldarbeiter noch als ein armseliger Städter. Laßt nun einen Volkstheil, der von einfacher roher Arbeit lebt, städtisches Thun und Denken annehmen, und Ihr werdet finden, daß sich bei diesen Leuten, wenn sie Händler werden, auch die Lust zu grober und feiner Betrügerei einstellt. Gleichwohl ist es geradezu thöricht, die Italiener durch die Bank für Spitzbuben zu erklären. Bei einem großen Theile der mittleren Classen macht der Fremde zwar wiederholt eine traurige Erfahrung. Jene innere Selbstachtung, jenes Gewissen, welches der Deutsche als sein Ehr- und Rechtsgefühl in der Brust trägt, scheint bei ihnen zum winzigen Körnchen verschrumpft. Allein kommt denn der Fremde dem Volke mit achtungsvollem Vertrauen entgegen? Der Italiener ist tief gekränkt, wenn er merkt, daß man ihn für einen Betrüger halte: dann vergilt er es dem Beleidiger durch Feinheit und Ueberlegenheit im Geschäfte.

Ohnehin ist er geneigt, zwischen Geschäft und anderem Verkehr eine Grenzlinie zu ziehen. Für jenes gilt ihm der Satz: „Augen auf oder den Beutel," und er fühlt eine unwiderstehliche Lust, das Geschäft mit allen Kriegslisten zu betreiben: in anderen Dingen zeigt und fordert er ehrenhaftes Vertrauen, und wer das ihm aufrichtig gewährt, wird sich nicht viel öfter betrogen sehen, als anderswo auch. Nur auf lange Beständigkeit darf er selten rechnen, es sei denn bei Einzelnen aus dem niedern Volke, das noch einen tüchtigen Rest von guter hausbackener Ehrlichkeit bewahrt hat, und zwar Hirten, Fischer und armes Landvolk am meisten.

Mehr noch als durch diesen rastlosen listigen Handelsgeist fühlt sich der Deutsche durch etwas verletzt, worin ihm der Italiener weit überlegen ist. Das ist das immer fertige, immer kluge Selbstgefühl. Keine europäische Nation hat von diesem Lebenswasser so wenig in ihren Adern, als die deutsche, keine mehr als die Italiener. Unser nationaler Egoismus bleibt vollends in der Politik die Güte und Schwäche selbst. Der Italiener dagegen ist von Kindesbeinen ein klarer scharfer Egoist. Er berechnet immer und seine Wünsche sind lebhaft und bestimmt. Im selben Augenblick, wo er sein Ziel erblickt, hat er Mittel und Hindernisse überschlagen und im selben Augenblicke geht er schon darauf los: kein anderes Gefühl, keine andere Stimme in seinem Innern hält ihn zurück. Diesem so frei und klar sich fühlenden Manne, der mit herrlicher Lust all seine Kräfte spielen läßt, der sich kühn und stolz das Beste gönnt, diesem ewigen Mathematiker gegenüber — welch ein Träumer ist der Deutsche, wie tief steckt er immer in seinen

Nebeln von Gefühlen und Bedenken! Freilich hat die Sache auch ihre sehr dunkle Kehrseite. Weil der Italiener sich über sittliche Ideen so leicht hinwegsetzt, weil er sein herrisches Ich höher achtet, als Recht und Staat, als Religion und Freundschaft, als Heimath und Familie, — ist nun etwa so großer Segen bei seinem Werke? Versplittert er nicht Mark und Feuer in tausend Funken, ohne eine wohlthätige Heerdflamme damit zu nähren? Fängt die niedrige Menschennatur, die Tücke, die gemeine Wuth, die Grausamkeit nicht gleich da an, wo die festen Grundsätze aufhören? Im oberen und mittleren Italien hält die Scheu vor der öffentlichen Meinung Ausbrüche der Selbstsucht noch einigermaßen in Schranken: im Süden wird auch dieser Zügel schlaffer. Wo hier nicht innerer Stolz und Familiensinn an seine Stelle treten, fühlt der Fremde, namentlich in Sicilien, sich öfter zu fragen versucht: streifen wir hier etwa schon in den Orient hinein? Im Orient sind ja durch die nackte kleinliche Selbstsucht Staat und Gesellschaft so zersetzt und zerrieben, daß nur noch Sultansherrschaft möglich, die von Zeit zu Zeit durch Fürstenmord und Aufstände gezügelt wird.

In all' diese Charakterzüge spielte bereits mit wesentlichem Einfluß die Landesnatur hinein. Darin wurzelt aber entschieden noch manches Andere.

Bei uns legt die Natur dem Menschen das Verhungern und Erfrieren verzweifelt nahe. Man braucht kräftige Nahrung, man braucht wärmende Kleidung, und Jedermann muß auch Dach und Fach haben, das ihn vor Wind und Wetter schütze. In seinem Hause macht er sich's dann nett und behaglich, und geht draußen etwas vor, öffnet er lieber sein Fenster zum

zusehen, als daß er vor die Hausthür ginge. Weil er nun den größten Theil seines Daseins im Schatten seiner vier Wände verbringt, so speichert er vielleicht in den Tiefen seines Geistes und Gemüthes schöne Schätze auf, aber einlernen mag er sich nur in seinem Amte oder Geschäfte, und soll er hinaus in's öffentliche Leben, wird er gar leicht linkisch und verlegen. Ganz anders gestaltet sich das hier im Süden, wo fast beständig „milde Luft vom blauen Himmel weht", wo das Meer so viel Fische hat und die Erde bei geringer Anstrengung so viele schmackhafte Früchte bringt. Da lebt es sich leichter, man ist nicht angeschmiedet von früh bis spät an die Arbeitskette. Man treibt bald dies bald das und lernt Geschick zu Allem. Was bequem zu haben, daran gewöhnt man sich, und giebt es Besseres an Nahrung und Kleidung, so macht man sich ein Fest daraus und braucht es auf. Bei Tage will das Volk nur Schatten vor der Sonne und des Nachts nur eine Stelle zum Unterkriechen. Was schadet es, wenn's im Hause dunkel und verworren ist? Nachts ist's ja doch einerlei und den lieben langen Tag lebt, singt, handtirt man draußen im hellen Licht der Sonne. Da werden alle Sinne frisch und scharf, der Leib wird flink und behende, die Rede strömt vom Munde und jeder Genuß, der sich bietet, wird im Fluge ergriffen.

Gerade bei dem Volke Neapels und Siciliens findet sich eine Fähigkeit in vorzüglichem Grade, — nämlich das Blitzschnelle im Auffassen und Handeln. Das deutsche Gemüth muß erst sein schweres dunkles Wogen und Wallen besiegen, dann hält es in Treue fest. Der deutsche Verstand muß erst durch seine angeborenen Nebel und Wolken sich hindurchringen, aber indem

er sich schärft und anstrengt, dringt eine stählerne Spitze aus ihm hervor, die sich in's Innerste der Dinge einbohrt. Diese Süditaliener dagegen? Zwei Worte und sie verstehen eine ganze Schlußfolgerung. Ein Funken und sie sind im Feuer. Statt Tiefe des Geistes haben sie eine helle Lebendigkeit, statt des Gemüthes Leidenschaft: rasch entschlossen und rasch gethan — das ist ihr Wesen. Der schnelle Wechsel vieler Empfindungen ist ihr Ersatz für die Dauer einer einzigen starken. Hätten diese Italiener unsern grauen Regenhimmel, unsere lange Dämmerung an Morgen und Abend, ohne Zweifel, sie wären anders geartet. So aber umgiebt sie die Natur in wundervoller Klarheit: Gebirge und Meer und Steilküste, Alles hat helle scharfe Umrisse, bestimmte Farbe. Die Lichtfülle, welche mit dem ersten Blitzen der Sonne sich gleich in machtvollem Strom durch ihre Welt ergießt, dringt auch unwiderstehlich in die inneren Sinne. Die Sprache wird leicht und klar und einfach verständig. Die Gedanken reichen nicht in's Ungewisse und Dunkle, sondern umgreifen Faßbares. Selbst die Frauen sind in ihrem Innern so klar und bestimmt und steinig, wie die Umrisse ihrer Berge. Und gleich wie Abends, wenn eben noch jedes Baumblatt und jedes alte Gemäuer glänzte wie in Licht getränkt, plötzlich Nacht und Dunkel Alles überfällt, so kann sich dieses Volk plötzlich in dunkles Gewoge wildester Leidenschaft, unsinnigster Pläne stürzen.

Hat schon Einer die tollen Sprünge südlicher Phantasie ermessen? Fragt einen Lazzarone, wer sein Schutzheiliger ist! Er hebt sofort von dessen Macht zu reden an, und wie er ihn schildert, sieht er ihn leibhaft vor sich, wie der Heilige blickt,

welchen Bart er hat und wie er sich lächelnd das Kinn streicht. Will der Schutzpatron aber nicht gut thun, will er kein Glück bescheeren, bekommt er Flüche und Hiebe. Diese selbe Phantasie entzündet das heiße Blut mit einem Schlage, wie der Funke das Pulver. Das verführerische Blitzen des Goldes, ein schändendes Wort, Hohn und Untreue in der Liebe, das Lachen des glücklichen Nebenbuhlers, — o das jagt plötzlich Feuer auf die Stirne, das Blut tritt in die Augen, die Hand zuckt nach dem Dolche, – es fällt das Opfer, und fort stürzt der Frevler in bleicher Angst und Reue. Dergleichen, das fühlt Jeder, könnte ihm auch begegnen, und deshalb nennt das Volk die Galeerensträflinge, die wegen Todschlags verurtheilt sind, nur Unglückliche.

Im frischen freien Leben unter Gottes Sonne hat auch die kecke Natürlichkeit ihre Wurzel, welche Deutsche entzückt und Engländern an die Nerven greift. Wer immerfort in freier Luft und Geselligkeit lebt, wie soll der sich vor den Blicken der Anderen vielen Zwang anthun? Nirgends könnte er seine Scheu und Verschämtheit bergen. Wir, die denkenden und achtungsvollen Menschen ziehen uns geschämig hinter Wand und Schleier zurück: diese Süditaliener, welche fast immer die große, offene Natur anblickt, die Natur ohne Dunst und Wolken, sind wie unschuldige Kinder, die überall ihr Hemdchen sehen lassen, auch wohl etwas mehr.

Sie sind wie die Kinder, diese Süditaliener, aber — und das sei das letzte Stück ihres Gegensatzes zu Allem, was germanischer Art und Herkunft — sie bleiben gar leicht Kinder ihr Leben lang. Bei heftigsten Leidenschaften, bei größtem Talent

zum Handeln und Plänemachen wird der Italiener aus dem Volke doch selten ein ganzer Mann: Geist und Kraft bleiben ihm noch immer ein paar Spannen zu kurz. Nie gewinnt er die schöne feste Herrschaft über das heiße Ungestüm seines Blutes, nie lernt er sein Leben im Großen ausmünzen. Er „spielt“ nur oder er „macht“ nur den Wirth oder Kaufmann; er geht nicht, wie der Deutsche zu sehr es thut, in seinem gewählten Berufe auf. Ungern wagt er etwas in die Zukunft hinein, das dauernd des Mannes ganze Anstrengung erforderte: nein, sein kleines Ich hält sich noch immer etwas bei Seite. Wenn der Fischer mit seinem Fang vom Meere kommt, wirft er die Fische auf den Sand und sofort beginnt er, seinen Markt auszurufen, bis die letzte Sardelle verkauft ist. Das ist ein Stück vom Wirthschaften der Süditaliener: sie denken und rechnen blos für den nächsten Augenblick, und was sie nicht gleich baar in die Hand bekommen, das scheuen sie als unbekannte Größe. Mit argem Unrecht sind alle Italiener als faul und lässig verschrieen, man sollte nur Handwerker und Bauern arbeiten sehen: vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein arbeiten sie wacker fort und geduldig im Schweiße ihres Angesichts.

Was ist nun die Folge dieses kindlichen Spielens mit diesem Leben, dieses Empfindens nur der Gegenwart, dieses Arbeitens im Kleinen? Wohl erwirbt hie und da Einer große Reichthümer, und dann werden die Söhne gewiß Grafen und Marchesen, allein das Volk in Masse kommt nicht weiter. Wir jenseits der Alpen erscheinen im Vergleich zu dem leichtlebigen, fröhlichen Volke als Arbeitsmenschen, nur springt auch etwas

dabei heraus: die Nation gedeiht in Bildung und Wohlstand, oder hält sich wenigstens auf ihrer Höhe. Die Italiener könnten jetzt keinen schweren Krieg mehr aushalten, er würde sie mindestens auf lange Zeit zurückwerfen.

Gar traurig ist der Anblick, welchen ein großer Theil von Sicilien bietet, das Land, welches Pindar einst besang als

> Das leuchtende Eiland in wonnigem Glanze,
> Die fette Flur Sikelias,
> Welche mit reicher Städte Giebeln sollte
> Prangen das herrliche fruchtschwere Land.

Jetzt sind oder gelten mehr als zwei Zehntel der Insel unzugänglich allem Anbau: sie sind völlig verlassen. Nur ein einziges Zehntel und wenig darüber ist mit Feld und Garten wohl bestellt. Zwischen diesen herrlichen Fruchtstellen, die rings den Inselblock umkränzen und jener öden Wildniß liegt nun die Hauptmasse des Bodens, und diese ist selbst halbe Wildniß. Volle sechs Zehntel von Sicilien, sage drei Fünftel des ganzen Landes, sind wohl des Anbaues fähig, müssen ihn aber beinahe gänzlich entbehren. Man säet und erntet dort alle drei Jahre und jedesmal höchst dürftig, nur das dritte oder vierte Korn der Aussaat wird gewonnen. Es sind eben Steppen. Die Fächerpalme und anderes hohes Unkraut wuchert immer weiter und verfilzt sich so dicht in einander, daß nur mit Mühe das Maulthier seinen engen Pfad hindurch findet. Diese Strecken müssen es doch hauptsächlich gewesen sein, welche im Alterthum Nahrung für die sechs Millionen Inselbewohner lieferten,

gleichwohl aber noch unabsehbare Züge von Kornschiffen nach Rom sandten. Heutzutage bringt Sicilien nicht ein Weizenkorn mehr hervor, als es selbst nöthig hat. Allerdings kommt mancher schöne Acker in Abzug, der ehemals Aehren trug und jetzt mit Südfrüchten bestellt ist; allein im Ganzen und Großen kann dieser Ausfall doch nicht sehr in's Gewicht fallen. Sicilien ist heutzutage außen blank und innen wurmstichig.

Ist es möglich, in Europa den Feldbau dürftiger und liederlicher zu betreiben, als es in Sicilien geschieht?

Von den Städten aus wird hier das Land gerade nur so weit angebaut, als Einer am Morgen mit seinem Ackergeräth reiten kann, wenn er Tags über arbeiten und Abends wieder zu Hause sein will. Aus allen Thoren sieht man Morgens paarweise Maulthiere ziehen, das eine trägt den Mann, das andere sein Geräth und Säcke für Saat oder Ernte. Nun reitet er eine halbe, eine ganze Stunde, auch wohl zwei Stunden weit, bis er auf seinem Ackerstücke ist. Da wird in Hast und Eile und Einsamkeit die Arbeit verrichtet, und zwar mit dem elendesten Werkzeug. Ein classischer Mann könnte hier schwärmen, so edel antik ist Alles noch. Der Pflug ist ein bloßer Haken, der die Erde ein Bischen in Rinnen aufreißt, in welche die Saat geworfen wird. Ist das Korn reif, so schneidet man die Aehren obenhin mit kleinen Handsicheln ab und klopft sie gleich auf dem Felde entweder mit einem Stocke aus, oder man sucht eine Stelle, die einigermaßen eben ist, schüttet die Aehren auf und treibt Maulthiere oder Ochsen darüber, bis ihre Hufe das Korn ausstampfen. Zu dieser Arbeit benützt der Bauer auch wohl die Landstraße, wenn sie breit genug.

Nachdem das Korn noch ein Bischen gereinigt, hat der Bauer seine Ernte im Sack und reitet ab. Es liegt auf der Hand, wie viel bei so sauberer Behandlung verloren geht.

Diese Art des Anbaues, welche der Kleinbauer von den Städten aus betreibt, ist noch die bessere. Der bei weitem größte Theil des Landes gehört aber der Geistlichkeit oder einer Anzahl hochadeliger Familien. Diese lassen von ihrem weiten Grundbesitze, wenn sie nicht Alles verpachten, nur die fruchtbaren Stellen bebauen oder solche, die nicht gar zu weit von bewohnten Orten liegen. Wer zur Saat- oder Erntezeit durch Sicilien reist, sieht auf den Feldern Arbeiterreihen, zehn, zwanzig oder mehr Leute arbeiten zusammen. Das ist, wie in den norddeutschen Gegenden großer Rittergüter, ein Zeichen, daß der Boden, so weit man blicken kann, einem einzigen Herrn gehört. Wenn aber in Norddeutschland die Schloßfenster noch in der Nähe blinken, kommen in Sicilien diese Arbeiter wohl drei oder auch fünf Stunden weit. Ihr Sammelplatz ist dann ein Feuer, über welchem drei Stangen stehen, die oben sich zusammenlehnen. Daran hängt ein antiker Kessel, nebenan ein oder anderer antiker Thonkrug mit Wasser. Vielleicht, wenn die Leute ein paar Tage bleiben, ist auch ein leichtes Obdach von Schilfrohr errichtet, sonst legen sie sich des Nachts auf nackter Erde um das Feuer. Schlechter haben es gewiß auch die Sclaven der römischen Lords nicht gehabt. Ist nun der Acker bestellt, und man kann sich denken, wie nothdürftig, so bleibt er ganz verlassen liegen: kein Mensch kümmert sich darum. Nach Monaten reitet ein Aufseher hin, nachzusehen,

wie der Weizen steht und wie viel Leute und Thiere nöthig sind, um eine rasche Ernte zu machen.

So reitet man nun stundenlang und in der baumlosen Gegend läßt Nichts sich blicken, als in der Ferne etwa ein armseliges Lehm- oder Steinhaus, gedeckt mit Schilfrohr. Das ist die Wohnung des Massaro, der vielleicht einige hundert Tagwerke in Pacht hat. An Geräth und Einrichtung ist seine Wohnung unendlich arm: ein Blockhaus im amerikanischen Urwalde, in dessen Baumstämmen der Saft noch nicht trocken, bietet mehr Behagen. Es ist schon etwas besonders Gutes, wenn ein Brunnen neben dem Hause ist. Statt der Stallung steht vielleicht ein Schuppen da, völlig offen auf einer Seite, ein Strohhaufen dabei zur Streu. Das ist Alles, was das liebe Vieh zu seiner Bequemlichkeit hat. Der Viehstand bleibt also jämmerlich, von Stallfütterung, von Dunggewinn ist gar keine Rede: Feld und Vieh müssen sehen, wie sie ohne Nahrung fertig werden. Sie sind denn auch so undankbar, mit jedem Jahre weniger ergiebig zu werden. Und doch wachsen vielleicht die besten Futterkräuter auf der nächsten steinigen Höhe: man müßte sie nur anbauen, ernten und trocknen. Aber freilich, hätte der Bauer Dung genug gewonnen, wie sollte er ihn dann auf Maulthierrücken oder auf dem armseligen Bretterkärrchen zu den entlegenen Feldern bringen, zumal ohne gebahnte Wege? Hülflos, ja beinahe hoffnungslos, sieht es jetzt mit dem Landbau im Innern Siciliens aus.

Er könnte nicht ärmlicher, die Verhältnisse, welche ihn zurückhalten, könnten nicht unglücklicher sein. Ein Land voll Berghänge und steiniger Hochebenen bedarf der Waldung in der Höhe,

aus deren feuchtem Schattenkreis stetig frisches Wasser heruntersickert, bedarf fleißigen und täglichen Anbaues, bedarf insbesondere sorgfältiger Düngung. Gerade das Alles fehlt in Sicilien. Das bebaute Land liegt nur in der Nähe der Städte. Rings um diese bildet es Oasen und noch etwas weiter Streifen an den Landstraßen. Aller übrige Grund und Boden, und er ist weit überwiegend, gleicht einer Steppe und dient nur zur Weide für Rinder, Schafe und Ziegen. Man lasse also nur die Vorstellung fahren, als ob das Innere von Sicilien ein Gewebe sei von üppigen Fluren, anmuthigen Dörfern und parkumwogten Landsitzen. Es ist vielmehr zum größten Theil ein nacktes, trauriges Land, wo Steppe und steinige Oede vorwalten und man statt des geschmückten Landhauses nur eine elende Schilfhütte sieht wie verloren in der Einsamkeit.

Ganz anders verhält es sich mit Fleiß und Anbau an der Küste. Wo Gebirg und Tafelland sich steilab in's Meer stürzt, da umkränzt sie tief unten nur die Brandung, und der Mensch kann höchstens von der Seite hinan kommen, um auf Terrassen Wein zu bauen. Allein es giebt Stellen, wo die Steinhöhe, aus welcher das Inseldreieck besteht, von der See eingebuchtet oder doch eingeschnitten ist, wo die Flüsse von den Bergen strömen und vereint mit den Meereswellen von altersher fruchtbares Erdreich anhäuften. Dort entstanden Fruchtebenen, Erdstücke, wo Milch und Honig fließt. Besonders gesegnet ist die Ostküste, an welcher sich auch die Griechen zuerst anbauten. Dort liegt die große, herrliche Ebene von Catania, die nicht minder fruchtbaren Felder von Lentini, Augusta, Syrakus und Noto. Aber auch in den kleineren Einschnitten, welche vom

Meere in den Felsenstock hinein gehen, wie bei Palermo, Partinico, Trapani, Marsala, Milazzo, Cefalu, Termini, Messina, siedelten sich Stückchen vom Paradiese an. Blos auf diesen Plätzen und dort allein, werden Südfrüchte gebaut, Citronen und Orangen, Oel, Wein, Seide und seit einigen Jahren auch Baumwolle.

Wo sich, außer in den beglückten Küstenebenen, kräftigerer Anbau findet, da waltet noch eine besondere Eigenschaft des Bodens vor. So ist es die vulkanische Natur des Aetnagebiets, die seine ungeheure Fruchtbarkeit erzeugt. In anderen Gegenden, wie besonders bei Militello, Spaccaforno, Girgenti, Selinunt, Caltanisetta, Castrogiovanni, Leonforte, Lentini, bestehen die Anhöhen aus Millionen und Millionen versteinerter Muscheln und anderer Seethiere, deren Ueberreste, die immer von Neuem der Pflug aufwühlt, die Ackerkrume düngen. Wären nicht diese Reste von Seethieren und auf anderen Stellen wieder fruchtbare vulkanische Aschen durch ganz Sicilien verbreitet, so wäre es unbegreiflich, wie die Insel nicht längst zum unfruchtbaren Steinblock geworden.

In der That hörte ich von Vielen bestätigen: es mehrten sich die traurigen Anzeichen, daß die große Hauptmasse der Insel mit jedem Jahre trockener und unfruchtbarer werde. Wahrlich, es wäre kein Wunder. Seit Jahrhunderten ist in Sicilien die Waldung ausgehauen, abgefressen, ausgerodet. Forstwirthschaft war unbekannt. Die Gemeinden lagen mit den großen Grundbesitzern in Streit über das Recht, Ziegen und Schweine in den Wald zu treiben, Raff- und Leseholz zu sammeln, Kohlen zu brennen und dergleichen. Während der Processe,

die sich seit undenklichen Zeiten hinschleppten, suchte jeder Theil rasch allen Nutzen aus dem streitigen Gegenstande zu ziehen. Darüber ging der Wald zu Grunde. Die Engländer, welche zu Napoleon's Zeiten die Herren auf der Insel spielten, haben das letzte gute Holz mitgenommen. Jene unheilvollen Streitfragen über die Rechte am Wald wurden endlich von der Regierung geschlichtet, aber mit dem Walde war man fertig. Elende Ziegenwirthschaft, die Todfeindin alles jungen Anwuchses, herrscht jetzt durch die ganze Insel.

Nun hat Sicilien neun Monate des Jahres brennende Hitze, aber es hat keinen Schatten mehr, — es hat keine kühlen Plätze mehr, wo sich Grün und Kraut vor der sengenden Sonne bergen könnte, — es hat keine natürlichen Wassersammler mehr, wo in Waldlaub, Moos und feuchter Erde sich das Wasser halten könnte. Die Folgen sind schrecklich. Weil der Wald das Regenwasser nicht mehr an sich hält, so stürzt es an Regentagen mit tausend raschen Strömen in's Flußbett, die Flüsse schwellen wüthend an und reißen in zerstörendem Laufe Pflanzung und Erdreich ihrer Ufer mit sich fort. Das dauert wenige Tage, dann versiegen die Flüsse plötzlich. Weil die kleinen stetigen Zuflüsse und Bäche, die sonst aus den Waldungen kamen, aufhören, so werden die Flüsse trockener, ihr langsames Gewässer stockt, und die giftige Sumpfluft beginnt von ihren Ufern aufzusteigen. Da fehlt in der heißen langen Zeit der Erde die Bewässerung; ohne Wasser will aber keine Saat, keine Pflanzung gedeihen, und was viel ärger ist, die Ackerkrume selbst nimmt ab, sie fliegt davon und der nackte Fels tritt zu Tage. Wenn nämlich Wasser das Erdreich nicht feuchtet, es

nicht schwer und zähe macht, so verwandelt die Sonnengluth es in leichten Staub: da reißt der nächste Wind es in die Luft, da reißt der nächste Regen es in die Tiefe.

Versteht man nun, warum in Persien, in Syrien und Palästina, in ganz Kleinasien, in ganz Nordafrika die bleichen Steinknochen der Erde zum Vorschein kommen? warum ihr blühender Leib in jenen weiten Strichen so dürr und trocken geworden? Selbst die Rosengärten von Schiras und die Blüthenebene von Saron begeistern keine Dichter mehr. Und wie? Fangen nicht auch Spanien und Griechenland, Sicilien und Unteritalien, ja fängt nicht selbst der französische Süden schon zu veröden an unter einer unheimlichen Naturgewalt, die still und unmerklich, aber unaufhörlich und entsetzlich wirkt? Der versteinernde Tod sollte wirklich bereits über den schönsten Culturländern der Erde schweben? Mit einem Wort, schreitet das Gesetz der Wüstenbildung über die Mittelmeerränder auch in die europäischen Völker hinein? Nein, es ist nicht möglich, das kann Gott nicht wollen. Amerika, Capland, Australien sind noch nicht fertig, um die auswandernde Bildung in sich aufzunehmen. Und dort erführe sie vielleicht Schlimmeres, als daß sie in der Wildniß sich anbauen müßte. Denn die Veränderungen, welche schon in kurzer Zeit das dortige Klima im geistigen wie im körperlichen Wesen der europäischen Ansiedler hervorbringt, machen es zweifelhaft, ob überhaupt in jenen Wild- und Neuländern unsere heutige Culturblüthe gedeihen kann, ob sie sich dort weiter entwickeln kann. Die fortschreitende Verwüstung Europa's müßte also unaufhaltsam der Niedergang aller höheren Menschheitsbildung werden.

Gewiß, das Gesetz der Wüstenbildung besteht: aber zu wirken fängt es doch erst an, wenn der Mensch ihm die Zügel schießen läßt. Wo Volk und Regierung schwächlich werden, wo sie dem Wüstendämon nicht grüne Walddämme, wo sie Sonne, Sturm und Sturzbächen nicht geschütztes Erdreich, das sie durch Bewässerung fest und schwer machen, entgegenstellen, — nur da bekommt der verheerende Dämon Gewalt über das Land. Viel ist schon verloren im Orient und Afrika, wie es scheint unwiederbringlich; aber in Europa läßt sich der größte Theil noch wiedergewinnen. Hat doch die fortschreitende Technik und Naturwissenschaft früher ungeahnte Mittel entdeckt, die fruchtbare Kraft des Erdbodens zu beleben, dem Menschen aber die Arbeit zu erleichtern. Freilich Arbeit wird's kosten, starke und langwierige Arbeit: in dem Muthe dazu liegt der Hoffnungsanker!

Don Carlos.

Nach den neuesten Forschungen von Warnkönig.

Schiller hat durch seine Dichtung „Don Carlos“ ein so bleibendes Interesse für diesen Stoff der Geschichte erweckt, daß selbst die größten Kreise des Publicums dafür gewonnen sind und gern etwas Näheres über das wirkliche Leben und Wesen seines Helden erfahren möchten.

Die spanische Specialgeschichte war uns, wie Sie wissen, lange vielfach verschleiert, sogar in so wichtiger Zeit, wie die große Tyrannenepoche Philipp's II. Als die Hüllen immer mehr durch die Hand der gründlichen Forschung fielen, zeigte sich, daß der Poet die Gestalt des Infanten von Spanien noch viel gewaltsamer idealisirt, ja gänzlich umgewandelt hatte, als sein dramatischer Vorkämpfer den nicht minder beliebten Egmont. Während der historische Egmont wenigstens doch ein tüchtiger Mann und wirklicher Freiheitsheld seines Vaterlandes blieb, aus dem Shakespeare wahrscheinlich ohne wesentliche Aenderung seiner Person und Familienverhältnisse einen tragischen Heros gemacht haben würde, war der echte Don Carlos zur Poesie gar nicht zu gebrauchen. Schiller hielt sich, obwohl ihm an

und für sich vollkommene dichterische Freiheit selbstverständlich zu Gebote stand, wahrscheinlich an eine französische Darstellung des Abbé de St. Real, die geschichtlich falsch, überschwenglich und romantisch geschrieben ist und den jungen Prinzen als Märtyrer glorificirte.

Später gab der berühmte Geschichtschreiber der spanischen Inquisition, Llorente, einiges Licht in der Sache, und der Deutsche Ranke vervollständigte diese Facta noch durch Hervorziehung bis dahin unbenutzter und ungedruckter Quellen.

Die neuesten ausgezeichneten Arbeiten, welche diesen Gegenstand wohl für alle Zeiten abschließen, ließen de Mouy in Paris und der Belgier Gachard erscheinen. Sie haben alle Archive durchgearbeitet und nach ihren ausführlichen Details ist das vorliegende deutsche Werk in kürzerer Form durch Sorgfalt und Fleiß entstanden. Es ist mehr für das große gebildete Publicum, als für Fachmänner berechnet, da sich letztere den Originalquellen selbst zuwenden können.

Unumstößlich fest steht nun unter Anderem, daß Don Carlos mit seiner jungen und schönen Stiefmutter Elisabeth keinerlei Liebesverhältniß hatte. Er, der Sohn Philipp's II. und Maria's von Portugal, die vier Tage nach seiner Geburt wahrscheinlich durch unzweckmäßige Behandlung der Mediciner starb, war noch ein unreifer Knabe, als Elisabeth seinen Vater heirathete. Diese scheint den letztern sogar geliebt und in treuer, aufrichtiger Ehe mit demselben gelebt zu haben. Sie hegte eine mütterliche, zart weibliche Theilnahme für Don Carlos, und wenn sie auch nicht hindern konnte, daß derselbe in sie verliebt war, so hatte doch Philipp schwerlich Grund zur Eifersucht, denn der Infant

soll auch später gegen das weibliche Geschlecht von angeborner Ungefährlichkeit gewesen sein.

Jedenfalls litt dieser unglückliche Prinz aber nicht blos an großer Excentricität, sondern an partiellem Wahnwitz, der durch ein aufbrausendes Naturell, welches über einen schwächlichen Jünglingskörper doppelt dominirte, sich bis zur allgemeinen Unzurechnungsfähigkeit steigerte.

Ein schwerer Sturz und in Folge dessen eine Kopfverletzung und scheinbare Gehirnerschütterung, von einer tödtlichen Krankheit begleitet, veranlaßte die Aerzte zur Trepanirung. Sie war vielleicht überflüssig, da sich das Gehirn unversehrt erwies, und hat schwerlich der nervösen Reizbarkeit gut gethan.

Uebrigens zeigte sich bei dieser Gelegenheit, daß Philipp eine so große Liebe zu Don Carlos hatte, wie man sie gewiß nicht von jenem grausamen Autokraten und Verherrlicher der finstern Inquisition erwartet. Im Einklang damit ist es nun auch factisch erwiesen, daß der Vater den Sohn später nur gefangen setzen ließ, niemals aber seinen Tod veranlaßte, geschweige denn einen geheimen Mord an ihm beging.

Die Leser werden bald sehen, wie natürlich es war, daß der nur mittelmäßig begabte, aber doch mit gesunden fünf Sinnen bewaffnete Philipp eine sehr tief stehende Meinung von den Anlagen seines Sohnes fassen und diesen nicht blos zur Nachfolge für unfähig, sondern sogar für den Staat und sein Regiment für gefährlich erachten mußte. Die Naturen Beider gingen auseinander. Der zerrüttete, aber offenherzige Don Carlos stand einem verschlossenen, gleißnerisch komödiantischen, schweigsamen Vater gegenüber, wie ihn uns Schiller, nur mit

zu viel Geistesanlagen, sehr richtig geschildert hat. Von dieser mißtrauisch abstoßenden Kraft fühlte sich der gedrückte Infant verletzt, verkannt, tyrannisirt, ja in seinen liebsten, oft überschwenglichen Wünschen gedemüthigt. Da er es weder durchsetzen konnte, die Erzherzogin Anna von Oesterreich zu heirathen (denn Philipp wollte wohl sein Königsgeschlecht nicht durch einen ungenügenden Ehemann compromittiren), noch es dahin zu bringen vermochte, daß ihn sein Vater nach Flandern schickte oder ihn überhaupt eine Carrière machen ließ, die seinen ungemessenen Ehrgeiz kitzelte: so wurde er verbissen, gehässig, ja zum geheimen Palastrevolutionär. Als er endlich nach vielen an Tollheit grenzenden Streichen entfliehen und viele der vornehmsten Staatsdiener und Provinzialstände unter eigenmächtigen Versprechungen seinem Vater abwendig machen wollte, so erfolgte seine Gefangennahme.

Man darf wohl annehmen, daß diese nur ein Gewaltact der Nothwehr von Seiten des Königs war, da sich gar nicht ermessen ließ, welche Plane in dem verdunkelten Jünglingsgehirn noch ausgebrütet werden konnten. Dieser Act setzte die Cabinete von ganz Europa in Bewegung und auch Spanien gährte, so daß es Philipp hierbei nicht so leicht gemacht wurde, wie Peter dem Großen bei dessen „Unschädlichmachung" seines Sohnes.

Mit lebhaftem Interesse, hoffe ich, werden Sie es aufnehmen, wenn ich auf den Inhalt dieses Werkchens durch die Mittheilung eines ganz freien Extractes aus demselben eingehe. Diese von einem gewissen Mysticismus umgebene Historie des unglücklichen Don Carlos bleibt ein für allemal eine der

fesselndsten, uns durch unsern deutschen Weltdichter so nahe gerückten Partien der Universalgeschichte; sie läßt einen tiefen Einblick in die eigenthümlichen Vorgänge jener Zeit thun. Zugleich bietet sie ein Stück Roman, indem sie uns mit wichtigen Personen und Verhältnissen vertraut macht und uns die Charaktere derselben eröffnet.

Was die formelle Abfassung des Buches betrifft, so kann man dabei nur die natürliche Spannung des Gegenstandes selbst wesentlich hervorheben und die Gewissenhaftigkeit des Herausgebers loben. Styl, Vortrag, literarische Fassung könnten freilich bei weitem gefälliger sein und sich in eleganterer Gestalt dem Leser noch unentbehrlicher machen. Ich zweifle nicht, daß leider demnächst über diesen Don-Carlos-Stoff ein großer historischer Roman von irgend einem gewandten Vielschreiber entstehen wird. Aus diesem Buche jedoch erhält das Publikum Wahrheit, während der Roman phantastische Unrichtigkeiten bringen und die Thatsachen verwirren und entstellen wird.

Des Infanten Don Carlos Verhaftung und Tod.

Von Warnkönig.

Das beste Portraitbild einer merkwürdigen oder historisch interessant gewordenen Persönlichkeit empfangen wir unbedingt, sobald uns Gelegenheit wird, verschiedene Urtheile von Zeitgenossen mit einander zu vergleichen. Gründliche Untersuchungen

haben uns diesen Anhalt in Bezug auf den spanischen Prinzen verschafft.

Hören wir, was der damalige österreichische Gesandte, Freiherr von Dietrichstein, über die Person des Don Carlos an Kaiser Maximilian 1564 schrieb, als also der junge Mann neunzehn Jahre alt war.

„Von Angesicht," sagt Dietrichstein, „ist der Prinz ziemlich wohlgestaltet. Er hat keine bösen Züge, ein braunes glattes Haar, einen mittelmäßigen Kopf, keine besonders hohe Stirn, graue Augen, mittelmäßige Lippen, ein längliches Kinn; sein Angesicht ist sehr blaß, er schlägt nicht aus dem österreichischen Geschlecht, ist nicht breit von Schultern, auch nicht groß von Wuchs, die eine Achsel ist etwas höher als die andere, die Brust eingebogen, im Rücken gegenüber dem Magen ein kleiner Buckel sichtbar, der linke Fuß ist ein gutes Stück länger als der rechte; er bedient sich der rechten Seite nicht so gut, als der linken, er hat starke, aber nicht gut gestaltete Schenkel, ist schwach auf den Beinen, hat eine feine schwächliche Stimme, das Sprechen kommt ihm anfangs schwer an, er muß seine Worte herausdrücken und spricht das R und L schlecht aus. Er kann indessen alles, was er will, sagen, so daß man ihn ziemlich versteht.

Was man in seiner Jugend bezüglich seiner Erziehung versäumt hat, will man jetzt nachholen und ihn so behandeln, wie man früher hätte thun sollen, was er aber jetzt Alles, da er ein stolzes hochfahrendes Gemüth hat, nicht dulden will. Alle seine Diener sind ihm gegen seinen Willen gegeben worden. Sein Vater hat ihn nie zu Etwas verwendet, was ihn nicht

wenig schmerzt, hat ihn an keinem Staatsgeschäft sich betheiligen lassen, wofür er wohl freilich Gründe gehabt haben mag, indem der Prinz sich schnell von heftigem Zorn hinreißen läßt. Was er auf dem Herzen hat, sagt er frei, es treffe wen es wolle, und wenn er Widerwillen gegen Jemand gefaßt, so giebt er ihn nicht leicht auf. Er verharrt hartnäckig auf seiner Meinung, und was er sich vornimmt, will er ausgeführt haben, und wenn es Unverständiges wäre.

Er ist sehr eßgierig, doch hat man ihn so zur Mäßigkeit gewöhnt, daß er in der Regel nur eine Speise täglich ißt, nämlich einen ganzen gesottenen Kapaun, klein geschnitten und mit Hammelfleischsauce übergossen." (Diese furchtbare Barbarei der Kochkunst erweckt freilich Mitleiden für das arme Opfer derselben, und wenn Don Carlos aus diesem Grunde revolutionär gegen seine Behandlung geworden wäre, so würde es ihm jeder Mensch von Geschmack gern verzeihen.) „Was die Neigung zu Frauen betrifft, so hat er bis jetzt noch keine Beweise dafür geliefert." Dietrichstein findet dies mit Recht für einen Jüngling von neunzehn Jahren verdächtig, um so mehr, da Fürstensöhne auch in diesem Punkt früher als andere junge Männer majorenn werden.

Weniger günstig als Dietrichstein sprach sich Paolo Tiepolo, der Gesandte Venedigs, ein Jahr früher über den Prinzen aus, als dieser also achtzehn Jahre alt war. Er sagt: „Don Carlos ist von sehr kleiner Statur, häßlich und unangenehm von Gesicht und von melancholischem Temperament. Drei Jahre litt er ohne Unterbrechung am Wechselfieber, zuweilen mit Irrsinn, was er von seinem Großvater und von seiner Urgroßmutter

geerbt zu haben scheint . . . . . Wenn Personen niederen Ranges bei ihm vorkommen, läßt er sie zum Zeitvertreib durchprügeln, denn er findet Vergnügen am Uebelthun. Er liebt, wie man weiß, Niemand, hegt aber gegen Viele einen tödtlichen Haß."

Uebrigens war Don Carlos, wenn man ihn ohne Vorurtheil betrachtet, mit vielen guten Eigenschaften gesegnet. Große Freigebigkeit, Dankbarkeit gegen seine Freunde, Anhänglichkeit an seine Lehrer und Religiosität zeichneten ihn aus.

Dennoch machte er sich, wie eine Menge geschichtlicher Zeugnisse bestätigen, eines so tadelnswerthen Betragens schuldig, daß man staunen muß. Er hatte einen leidenschaftlichen Hang zum Kartenspiel und liebte es, an der Spitze einer Schaar junger Edelleute, verkleidet und bewaffnet, Nachts in den Straßen von Madrid umherzuschweifen, die ihm begegnenden Personen nicht blos zu necken, sondern auch selbst zu mißhandeln, ohne sich jedoch sonstigen Ausschweifungen hinzugeben. Selbst bei Tage begegnete er oft vornehmen Damen unehrerbietig, wollte ihnen Küsse abnöthigen und überhäufte sie mit Benennungen der niedrigsten Art. Auch von den Ausbrüchen seines Jähzorns sind mehrere von den Geschichtsschreibern verzeichnet.

Während seines nächtlichen Umherziehens geschah es einst, daß Wasser aus einem Hause auf ihn herabgeschüttet wurde. Er gerieth hierüber so sehr in Zorn, daß er, in seinen Palast zurückgekehrt, einem seiner Hofleute befahl, die Bewohner dieses Hauses sofort zu tödten und das Haus in Brand zu stecken; der Beauftragte wandte jedoch das Unheil durch eine List ab,

indem er ausging und mit der Angabe wiederkam: es würden soeben in dem betreffenden Hause einem tödtlich Kranken die Sterbesacramente verabreicht.

Die jungen Herren des Adels pflegten damals Stiefel von weitem Schaft zu tragen, in denen sie kleine Pistolen verbargen. Als ein Schuster aus Nachlässigkeit ihm Stiefel mit einem engen Schaft brachte, gab er seinem Hofmarschall, der sie besorgt hatte, eine Maulschelle, zog heftig die Klingel, um einen Kammerherrn herbeizurufen, und wollte, als dieser nicht schnell genug kam, ihn zum Fenster hinaus in den Schloßgraben stürzen. Die herbeigeeilten Diener hielten ihn davon ab. Er befahl hierauf, die Stiefel in kleine Stückchen zu zerschneiden, zu kochen und sie von dem Schuster aufessen zu lassen.

Eines Tages gab ein berühmter Schauspieler Vorstellungen in Madrid, an welchen der Prinz viel Wohlgefallen hatte. Der Cardinal Espinosa, Präsident des Inquisitionsgerichts, verbot dieselben. Als kurz darauf Don Carlos ihm in den Gängen des Schlosses begegnete, stürzte er mit dem Dolch in der Hand gegen ihn und schrie: „Sie haben Cisneros verhindert mir zu spielen; beim Leben meines Vaters, ich werde Sie ermorden!“ Diese Drohung stieß er in Gegenwart einer Menge Herren vom Hofe aus und wurde nur durch deren Dazwischentreten gehindert.

Solche Vorfälle werden sehr viel von diesem Prinzen erzählt. Da Philipp, wie man nach neueren Forschungen weiß, durchaus ein den ganzen Tag beschäftigter und nach verblendeten religiösen Ueberzeugungen handelnder Mann war, der durchaus nicht willkürlich herrschte, sondern ein in seiner Art peinlich

gewissenhaftes Gerechtigkeitsgefühl besaß, so mußten ihn solche Excesse seines Sohnes in größte Verlegenheit setzen.

Daß Carlos nicht der Mann war, nach den aufständischen Niederlanden geschickt zu werden, begreift sich wohl sehr leicht. Der König, der es für eine Nothwendigkeit aller Königspolitik und Regierungspflicht hielt, das innere Wollen und Sinnen hinter einer äußern Maske der Ruhe und eisigen Verschlossenheit zu verbergen, that lange Zeit so, als wolle er selbst nach Flandern gehen und versprach endlich sogar seinem Sohn, ihn mitzunehmen. Ja er ließ ihn später glauben, daß er anstatt des Königs von diesem gesandt werden würde.

Plötzlich aber kam der Plan anders zur Reife. Nach einer Staatsrathssitzung, in der Alba ganz richtig gegen Carlos gesprochen, indirect aber auf seine eigne Thätigkeit als die hier nothwendige eines Helden hingewiesen hatte, schickte Philipp diesen in seinem Dienst ergrauten treuen Diener, großen General und niedrig grausamen Henker nach den Niederlanden. Der schreckliche Erfolg ist bekannt und genugsam von der Geschichte gebrandmarkt.

Als der Herzog von Alba vor seiner Abreise von dem mit dem König in Aranjuez verweilenden Prinzen Carlos sich verabschieden wollte, gerieth der enttäuschte Prinz in den heftigsten Zorn und sagte ihm: er und nicht der Herzog werde nach Flandern gehen, er würde ihn ermorden, wenn er darauf bestände. Vergebens machte Alba hiergegen Einwendungen; der Prinz stürzte mit dem Dolche auf ihn los und wurde nur durch den starken Arm des Bedrohten verhindert, ihn zu verletzen. Als er indeß, wieder befreit, noch einmal ihn zu tödten

versuchte, wurde er bis zum Eintritt eines Kammerdieners von Alba festgehalten.

Der König war im höchsten Unmuth, dennoch versuchte er, es noch einmal mit Güte. Carlos bekam 100,000 Ducaten Einkünfte und man suchte seinen gekränkten Ehrgeiz dadurch zu entschädigen, indem man ihn zu den Staatsrathssitzungen zog. Zuerst mäßig, schlug er bald über alle Grenzen, verlangte absolute Unterwerfung unter seinen Willen und brachte alle Geschäfte in Unordnung. Der König mußte ihn des Vorsitzes in diesem ernsten Collegium entheben.

Hierüber gerieth er auf's Neue in Zorn, verschwendete sein Geld und als er endlich sah, daß der König sein Versprechen, mit ihm dem Alba gen Flandern nachzufolgen, nicht hielt (denn es war Philipp nie Ernst damit und es genügte ihm, als er erfuhr, daß die Grafen Hoorn und Egmont nebst anderen Großen eingekerkert waren); ja als er auch deutlich sah, daß sein Vater seine Vermählung mit der Prinzeß Anna ganz unbestimmt hinausschieben wollte, so kam er auf die schlimmsten Abwege. Sein Haß wurde tödtlich.

Endlich verfiel er auf den Gedanken eines heimlichen Entweichens aus Spanien, wobei wohl kein organisirter Plan vorlag. Er entdeckte sich seinem Jugendfreunde, dem kaiserlichen Bastard und berühmten Seehelden Don Juan von Oesterreich, welcher sich mit an dieser rebellischen Handlung betheiligen sollte, es aber für seine Pflicht hielt, dem König heimlich davon Nachricht zu geben.

Ferner erklärte Don Carlos in der Beichte, daß er gegen Jemand einen tödtlichen Haß im Herzen hege; man verweigerte

ihm die Absolution, und endlich überlistete ihn der Beichtvater, indem er ihm vorschwatzte, vielleicht könne man ihn doch absolviren, wenn er den Namen seines Feindes nenne. In diese Falle ging der Unbesonnene und nannte seinen Vater. Der Prior beeilte sich, dem König dieses so eben erfahrene Beichtgeheimniß zu verrathen.

Endlich am 18. Januar 1568 schritt Philipp zur Entscheidung über seines Sohnes Schicksal. Nachdem er sich mit wenigen getreuen Räthen, Eboli, Feria, dem Prior Don Antonio und Luis Quijada, berathen hatte, stieg er, von ihnen und zwei seiner Kammerherren begleitet, zu den Gemächern des Prinzen herab. Zwei Hofdiener, mit Hämmern und Nägeln versehen, folgten dem Zuge, sowie ein Lieutenant mit zwölf Mann der königlichen Leibwache. Feria, ein Licht in der Hand, ging voran. Der König trug einen Panzer unter seinem Gewand und einen Degen unter dem Arm. Sein Haupt war mit einem Helm bedeckt. Er befahl dem Grafen von Lerma und Don Rodrigo de Mendoza, die in den Zimmern des Prinzen Kammerherrendienste thaten, Niemand hereinzulassen.

Der Mechanikus de Foix hatte auf Befehl des Königs und ohne daß der Prinz etwas davon ahnte, die Bewegung der Thürriegel des Schlafgemachs gehemmt und dadurch das Schließen der Thüre unmöglich gemacht. Der König und sein Gefolge stießen daher auf kein Hinderniß, um in dasselbe zu gelangen. Philipp ließ sich zunächst nicht blicken, die Minister gingen zuerst hinein und bemächtigten sich eines Degens, eines Dolches und eines geladenen Gewehrs, welche Don Carlos neben seinem Kopfkissen liegen hatte.

Durch das Geräusch aufgeweckt rief der Prinz: wer da sei? Einer der Herren antwortete: der Staatsrath. Don Carlos raffte sich plötzlich auf und wollte nach den Waffen greifen. Da trat der König vor ihn. „Was soll dies?“ rief ihm der Prinz zu, „will Eure Majestät mich ermorden?“ Philipp forderte ihn auf, in's Bett zurückzugehen und sich ruhig zu verhalten und sagte, daß er alsbald seinen Willen erfahren werde, es handle sich nicht darum, ihm ein Uebel zuzufügen, im Gegentheil, was geschehe, bezwecke sein Heil und sein Wohl. Er befahl darauf den zwei Hofdienern, die Fenster des Schlafgemachs des Prinzen so fest zu vernageln, daß sie nicht mehr geöffnet werden könnten, ließ alle Waffen und alles, was von Eisen sich vorfand, wegnehmen und dann sogleich Nachforschung wegen der Papiere seines Sohnes anstellen. Die Papiere waren in einem kleinen Koffer verschlossen, welchen der König sogleich in sein Cabinet bringen ließ.

Außer einer Anzahl von Briefen an Vornehme und hohe Beamte des Reiches, denen er über seine Zurücksetzung Erklärungen gab und sie unter Versprechungen aufforderte, zu ihm zu halten, fand man auch eine Liste mit den Namen seiner Freunde und Feinde. An der Spitze der letzteren stand der Name des Königs, auf der Liste seiner Freunde stand oben an die Königin.

Die Verzweiflung des Don Carlos, als er sich seiner Freiheit beraubt sah, war grenzenlos. Er warf sich seinem Vater zu Füßen und rief: „Mögen Eure Majestät mich tödten, aber nicht einkerkern, dies würde für die Königreiche ein großes Aergerniß sein. Wollen Eure Majestät mich nicht tödten, so werde

ich es selbst thun." Als er diese Worte gesprochen, wollte er sich in das flammende Feuer des Kamins werfen, ward aber vom Prior Don Antonio davon abgehalten.

Von dieser Zeit an erblickte Carlos die Freiheit nicht wieder. Sein Gefängniß, später ein Eckthurm, scheint nicht besonders gewesen zu sein. Der König suchte den Glauben zu verbreiten, daß er gänzlich wahnsinnig sei, doch davon war nicht die Rede, wenn auch sein Zustand die Unschädlichmachung entschuldigte. Philipp benahm sich nun hart und unversöhnlich gegen den Gefangenen, denn obgleich dieser sanfter, ruhiger wurde und keinen Haß, sondern moralisch gezähmte Ansichten blicken ließ, so war der König zu keiner Zusammenkunft, zu keinem Verzeihen zu bewegen. Daß Carlos ein heimlicher Anhänger der Reformation gewesen sei, ist ein Märchen; es finden sich keine Gründe dies zu glauben. Sein Katholicismus erwies sich immer als tactfest und er war ganz in den Händen der spanischen Erzpfaffen.

Uebrigens hat er das Gefängnißleben, welches beinahe einer Einzelhaft glich, und während dessen er bald merkte, daß er nie Verzeihung hoffen könne, da der König alle seine Güter und Habseligkeiten an Andere vertheilte, nicht lange ausgehalten. Er starb bereits in demselben Jahre, sechs Monate später, am 25. Juli 1568. Immer ging er damit um, seinen Tod durch eine ungeregelte Lebensweise, durch Hunger und dann wieder durch unregelmäßige Diät zu beschleunigen, und da seine vielen Wächter ihn nicht hinderten, so muß man dies allerdings als ein stillschweigendes Begünstigen seiner Auflösung betrachten.

Der König trug wenig Trauer im Herzen, ließ aber äußerlich vielen Pomp treiben.

Wir müssen es freilich sehr auffallend finden, daß am 3. October desselben Jahres Philipp's junge Gattin, die schöne Elisabeth von Valois gleichfalls starb, mag es auch historisch als ein bloßer Argwohn widerlegt sein, daß der König sie habe durch die Herzogin von Alba wegen überführter Untreue vergiften lassen.

Eben so seltsam ist es auch, daß zwei Jahre später der verwittwete König die Erzherzogin Anna von Oesterreich heirathete, dieselbe, welche er seinem Sohne, wenn auch vielleicht aus humanen Gründen gegen die Frau, nicht gegeben hatte.

Im Jahre 1573 starb der Fürst von Eboli, und seine Wittwe wurde auf eine Zeit lang die Geliebte des Königs. Diese ist Schiller's Eboli, doch in Wahrheit war sie sehr leichtfertig, denn des Königs Eifersucht wußte z. B. darum, als der Ritter Escovedo wegen eines Verhältnisses mit ihr ermordet wurde.

Philipp war dauerhaft. Anna hätte noch achtundzwanzig Jahre an seiner Seite leben können, aber sie hielt es nur zwanzig aus. Er ging einsam dahin und ließ sich auf seinem Todtenbette vierzehn Mal mit den Sterbesacramenten versehen, ehe er sich wirklich entschloß, mit dem Sterben Ernst zu machen.

Briefwechsel zwischen Carl August und Goethe.

Herausgegeben von Dr. Vogel.

Wie tausend Freunde unserer classischen Literaturperiode werden auch Sie diesen Briefwechsel zwischen Goethe und dem Großherzog Carl August mit Ungeduld lange Jahre erwartet und mit lebhaftem Interesse gelesen haben. Die vorhandene Goethe-Literatur, an nachgelassenen Briefschaften, Erläuterungen, Erinnerungen, Supplementen und Varianten bereits eine kleine Bibliothek füllend, wird dadurch beträchtlich vermehrt, denn die Edition umfaßt zwei sehr starke Bände.

Die Sammlung des Briefwechsels, vom großherzoglich Weimar'schen Hofe und den Goethe'schen Verwandten mit dankenswerther Bereitwilligkeit unterstützt, hat dem Herausgeber Dr. Vogel nicht wenig Schwierigkeiten gemacht, indem viele von den Briefen und kleinen Billetzuschriften ohne Datum waren, und Goethe einen Theil derselben verbrannt zu haben scheint. Außerdem ist wohl Manches verloren gegangen, und da sich die Schreibenden nach ihren Briefen oft persönlich sahen und viele der fraglichen Punkte mündlich erledigten, so hat man begreiflicherweise hier keine zusammenhängende, sich im Inhalt

ergänzende Correspondenzkette zu suchen. Endlich ist es natürlich, daß bei einem vorwaltenden Zusammenleben geistig bedeutendere Erörterungen für mündliche Unterhaltung aufgespart wurden.

So sind denn die Briefe hauptsächlich geschäftlichen Inhalts und geben von Seiten des Großherzogs meistens Aufträge privater und officieller Art, Anordnungen und Anregungen zu amtlichen Fragen kund; von Seite Goethe's enthalten sie zum Theil die erörternden Antworten hierauf, zum Theil aber auch Bitten, Danksagungen und Aufmerksamkeiten aller Art. Der Fürst schreibt im Allgemeinen im herablassenden Vertrauenston an den befreundeten und zugleich geehrten und geliebten Diener. Goethe schreibt mehr an den fürstlichen Gönner als fürstlichen Freund und hält die Stellung eines ehrfurchtsvoll Untergebenen durchschnittlich streng ein. Doch dies muß noch näher bezeichnet werden.

Beide Briefschreiber waren einst jung und lebenslustig und warfen sich den Wogen der Jugend ohne ängstliche Rücksicht in die Arme. Diese Sturm- und Drangperiode gehörte nicht der strengen Etikette an, und das Herz behauptete große, unumschränkte Rechte. Es ist ein Verlust, daß so viele Briefe des Großherzogs aus dieser Zeit abhanden gekommen sind. In ihr spricht fast nur Goethe und er bringt hier der Form nur sehr mäßige und fast gar keine höfische Opfer dar. Dasselbe findet sich meistens noch in seinen Briefen aus Italien. Später, als die Jugend verschwand und die Anforderungen und Sorgen des Lebens und der Regierungsgeschäfte ernster und complicirter wurden, knöpften sich die beiden Herren im Verkehr mit der

Welt immer weiter hinauf zu, und auch ihr gegenseitiger schriftlicher Umgang bekam etwas Zugeknöpftes, wenigstens Formelleres. Der Herzog mußte vorsichtig Rechnung tragen, was er der Stellung des Herrschers, der Dichter, was er der eines Staatsdieners und Untergebenen schuldig war. Man ritt, jagte, trank und liebte weniger, aber regierte mehr; man fühlte auch wohl hin und wieder, daß man von früher her an den unerbittlichen, aber nothwendigen Normen des conventionellen Ceremoniells etwas gut zu machen habe, und zog sich nach abgekühlten Leidenschaften in diese ruhigen Schranken zurück, wo die Gefühle des reizbaren Herzens durch die Clauseln des unverletzbaren Tactes abgelöst werden.

Bekanntlich hat das Publikum, besonders in seiner Eigenschaft als deutsches Publikum, immer großes Gewicht darauf gelegt, daß der Herzog und Goethe sich gegenseitig Du nannten, und ein Poet einem Fürsten so intim nahe getreten war. In der That hatte sich Carl August durch den Aufschwung eines solchen Freundschaftsbündnisses, dessen nur wenige Fürsten fähig sind, hoch geehrt.

Ich bin überzeugt, daß viele Leser erwarten werden, dieses seiner Zeit viel besprochene und von vielen Höfen viel verurtheilte Du auch in diesen Briefen zu finden. Doch es ist mit der Intimität zwischen Fürsten und uns gewöhnlichen Menschen eine gar eigene und doch natürlich erklärbare Sache: man wird geduzt, was als eine Ehre für uns tiefer Stehende angesehen werden mag; jedoch man duzt nicht wieder, weil dies keine Ehre, wenigstens keine gesellschaftliche, für den höher und höchst Stehenden sein würde. Nur einige begeisterte Momente

rufen eine solche Redeform hervor, doch auch nur im mündlichen Umgang; im schriftlichen Verkehr wird sie jederzeit dem rücksichtsvollen Zartsinn des Anstandes von Seiten des Untergebenen geopfert werden.

So geschah es auch hier. Während Carl August immer das Du aufrecht erhält, vergißt Goethe nie, was er seiner Situation und der Königlichen Hoheit und Ihrer Gnaden schuldig ist und oft steigt er zu einer so submissen Devotion herab, wie sie sich auch ein weniger humaner Fürst nicht fein geschliffener von einem gewöhnlichen Untergebenen hätte wünschen können.

Die Erhebung einer kühnen hochsinnigen Stimme für den Fortschritt und für das geistige Wohl der Unterthanen, wie sie sich durch den Vorschlag neuer Institutionen und öffentlicher Einrichtungen kund geben können, findet man in Goethe's Briefen nicht. Das ebenmäßige Innehalten des hergebrachten Geleises, das keinen Anstoß und kein Aergerniß erregen will, erscheint im Allgemeinen als die Devise seiner ministeriellen Politik, und sicherlich hat er als Dichter auf jenem Felde der Kühnheit mehr Lanzen für die gute Sache, denn als Staatsmann, gebrochen. Wenn nur Eins von beiden sein sollte, war das Erstere auch vortheilhafter.

Uebrigens wird Goethe nicht müde, die Mitstrebenden mit objectivem, wohlwollendem Auge zu betrachten, und empfiehlt dem Herzog fortwährend frische Talente und neue Kräfte der Wissenschaft zur Unterstützung.

Die Briefe aus Italien enthalten in schwächerer Zeichnung und Färbung viel von dem Material, das später zur Schilderung der italienischen Reise verbraucht wurde. Zahlreiche

interessante Urtheile über berühmte Zeitgenossen und andere in Weimar lebende Capacitäten würde man daneben vergebens suchen. Was man aber hauptsächlich findet, ist ein Detailblick in die ungemein speciellen Verwaltungsarbeiten, mit welchen sich der Herzog und Goethe zu thun gemacht haben. Sie arbeiteten rastlos an der Organisation des Landes im Großen und Kleinen und für wissenschaftliche Fragen und Forschungen, besonders in Bezug auf Landwirthschaft, Bergbau, Chemie, Physik, ja endlich auf bildende Kunst, hat es nur wenige Fürsten gegeben, die es Carl August gleich thaten. Er begünstigte nicht nur diese Gebiete, er sammelte sich wirkliche Kenntnisse in denselben.

Diese zum Realistischen sich hinneigende Geistesrichtung band ihn desto enger an Goethe's Natur fest, die sich gleichfalls mit Neigung in jenen Sphären erging. Das idealistische Gebiet, Literatur und Aesthetik an und für sich, sobald sie nicht an das Sociale sich knüpften, lagen Carl August im Allgemeinen fern.

Höchst angenehm wirkt in dessen Briefen die sich immer gleich bleibende wohlwollende Theilnahme für seinen Jugendfreund Goethe, und die einfach biedere Gesinnung, mit welcher er stets den geraden Weg verfolgt. In dieser schlichten Gerechtigkeit störten ihn auch schmerzliche Krankheitsplagen nicht, denen er noch mehr und viel ernster als Goethe unterworfen war, denn in den Briefen Beider sind von den vierziger Jahren an Unpäßlichkeiten, Brunnenkuren und Badereisen stehende Artikel.

Wenn ich schon erwähnte, daß die idealistisch-poetische Sphäre nicht die Carl August's war, so werden Sie sich über die

Wahrnehmung nicht wundern, daß sich derselbe wohl keineswegs rühmen konnte, große Sympathien und eine tiefe Erkenntniß für den Werth und Genius aller bedeutenden poetischen Schöpfungen Schillers zu haben.

So schreibt der Herzog an Goethe bei Gelegenheit einer Schillerschen Dichtung Folgendes: „Schiller hat mir sein Stück Arbeit (Die Braut von Messina) gegeben. Ich habe es mit großer Aufmerksamkeit — aber nicht mit wohlbehaglichem Gefühle gelesen; indessen verschließe ich meinen Mund wohlbedächtig darüber. Ueber die Sache selbst ist ihm nichts zu sagen, er reitet auf einem Steckenpferde, von dem ihm nur die Erfahrung wird absitzen helfen; aber Eines sollte man ihm doch einzureden suchen, das ist die Revision der Verse, in denen er seine Werke geschrieben hat; denn hie und da kommen mitten im Pathos komische Knittelverse vor, dann unausstehliche Härten, undeutsche Worte und endlich solche Wortversetzungen, die poetische Förmelchens bilden, deren Niederschreibung auf Pulverhörner gar nicht unpassend gewesen wäre. Verschiedenes dergleichen habe ich extrahirt, ich werde es Dir gelegentlich einmal mündlich vorlegen. Etwas sehr Auffallendes wird dem Publikum nicht entgehen: die eigentlichen Hauptpersonen des Stücks sind Stockkatholiken, der Chor aber Heiden; Letztere sprechen von allen Göttern des Alterthums, Erstere von der Mutter Gottes, den Heiligen u. s. w. Da nun der Chor eigentlich ein Corps unter Waffen darstellt, so kann man die Personen desselben für nichts, als für bewaffnete Poeten ansprechen: eine neue Maske für die Bühne; denn die meistens ganz unnütze bilderreiche Schwülstigkeit, in der dieses Corps den Zuschauer von einer

Scene zur andern führt, und noch dazu sehr langsam, kann unmöglich für Kriegsknechte passen, da die Prinzen, zu denen jene Leute gehören, sich viel natürlicher ausdrücken. Um die lästigen Confidents zu verbannen, ist, dünkt mir, ein viel lästigeres Verbannungsmittel eingetreten. Indessen hüte ich mich wohl, etwas der Ausführung dieses Stückes entgegenzusetzeu. Die Praktik wird das beste Gegenmittel für die Folge werden. Das Zugleichreden der Koryphäen oder der Wachtmeister des Corps habe ich schon gesucht Schillern ausreden, weil man sich platterdings nichts Unharmonisches erlauben muß. Mündlich ein Mehreres."

Uebrigens enthält denn doch diese Privatmeinung auch einige recht treffende originelle Ansichten, die einen scharfen Verstand verrathen.

Von Interesse ist ein Brief Goethe's an Carl August aus Italien, worin er sich wegen der Verlängerung seines Urlaubs bedankt und sich zugleich mit Kunstverehrung und Naivetät über seine eigenen Zeichen- und Malstudien ausspricht.

„Für Ihren lieben, werthen Brief, mit dem Sie mich erfreut haben, danke ich auf das Herzlichste; Sie krönen dadurch das Glück, das ich hier genieße, und beruhigen mich auf alle Weise. Sie geben mir Raum, daß ich erst recht mein werden kann, und sondern mich von Ihrem Schicksale nicht ab; möge sich Ihnen Alles zum Besten wenden! Ich erwartete Ihr Schreiben, um über meinen ferneren Aufenthalt etwas Festes zu beschließen. Nun glaube ich nicht zu fehlen, wenn ich Sie ersuche, mich noch bis Ostern in Italien zu lassen. Mein Gemüth ist fähig, in der Kunstkenntniß weit zu gehen, auch

werde ich von allen Seiten aufgemuntert, mein eignes kleines Zeichentalentchen auszubilden, und so möchten diese Monate hinreichen, meine Einsicht und Fertigkeit vollkommen zu machen. Jetzt werden Architektur und Perspective, Composition und Farbengebung der Landschaft getrieben. September und October möchte ich im Freien dem Zeichnen nach der Natur widmen, November und December der Ausführung zu Hause, dem Fertigmachen und Vollenden; die ersten Monate des künftigen Jahres der menschlichen Figur, dem Gesichte ꝛc. Ich wünsche und hoffe, es nur wenigstens so weit zu bringen, wie ein Musikliebhaber, der, wenn er sich vor sein Notenblatt setzt, doch Töne hervorbringt, die ihm und Andern Vergnügen machen. So möchte ich fähig werden, eine Harmonie auf's Blatt zu bringen und Andere mit mir zu unterhalten und zu erfreuen. Ich weiß zu sehr, wie ängstlich es ist, wenn man eine gewisse Fähigkeit in sich spürt und Einem das Handwerk gänzlich mangelt, sie auszulassen und auszuüben.

Bis Ostern werde ich es so weit gebracht haben, um alsdann für mich weiter gehen zu können. Denn gewisse Dinge sind es, die man von Andern lernen und annehmen muß. Dieses macht den Aufenthalt in Rom so angenehm, weil so viele Menschen sich hier aufhalten, die sich mit Denken über Kunst, mit Ausübung derselben Zeitlebens beschäftigen, und wohl kein Punkt kann sein, über den man nicht von Einem oder dem Andern Belehrung erwarten könnte."

Man sieht hieraus die warme Begeisterung Goethe's für bildende Kunst, mit der er sich, selbst arbeitend, so angelegentlich beschäftigte. Ueberhaupt geht aus diesem Briefwechsel mehr als

aus anderen Weimaraner Reliquien die Thatsache hervor, daß sich Goethe mit hundert technischen Dingen und naturkundlichen Versuchen zu thun machte, um wissenschaftlich praktische Anschauungen von der realen Wirklichkeit zu gewinnen. Er verlor dadurch unendlich viel Zeit, gewann aber den sichern Halt positiver Kenntnisse.

Wenn ich in Folgendem noch einige Stellen aus Goethe's italienischen Briefen hervorhebe, so geschieht es hauptsächlich mit dem Wunsche, es möchten sich jüngere Kräfte an der pietätvollen Begeisterung des berühmten Meisters für alles Schöne und Erhabene, dem er mit eisernem Fleiße nachringt, ein befeuerndes Beispiel nehmen. Auch der größte Genius kann nichts billig erkaufen, das große Loos des Gelingens nicht ohne den Einsatz all seiner Kräfte gewinnen. Die entgegenstehende Ansicht ist ein beklagenswerther Irrthum unserer flüchtigen Generation, die ernten möchte, ohne zu säen.

Aus Goethe's italienischen Briefen an Carl August.

Sie erlauben mir, ja Sie fordern mich auf, Ihnen öfter zu schreiben; ich will es mit Freuden thun, wenn mir vergönnt ist, auf das Papier zu setzen, was der Tag und die Stunde giebt, das dann nicht immer das Bedeutendste sein möchte. Der großen Resultate sind so wenig, und je länger man Gegenstände

betrachtet, desto weniger getraut man sich, etwas Allgemeines darüber zu sagen. Man möchte lieber die Sache selbst mit allen ihren Theilen ausdrücken oder gar schweigen.

...... Ich muß immer heimlich lachen, wenn ich Fremde sehe, die beim ersten Anblick eines großen Monuments sich den besondern Effect notiren, den es auf sie macht. Und doch: wer thut's nicht? und wie Viele begnügen sich nicht damit?

Das Wichtigste, woran ich nun mein Auge und meinen Geist übe, sind die Style der verschiedenen Völker des Alterthums und die Epochen dieser Style in sich, wozu Winkelmann's Geschichte der Kunst ein treuer Führer ist. Mit Hülfe der Künstleraugen und eigner Combinationsgabe suche ich so viel als möglich Manches zu finden und zu suppliren, was uns Winkelmann jetzt selbst geben würde, wenn er in diesen Jahren eine neue Ausgabe veranstalten könnte. Von der neuen Kunst genieße ich, was ich daneben kann.

.... Rom fängt nun an, sich über mir zu erleichtern, die entsetzliche Masse von Gegenständen sich zu ordnen und Licht in die Tiefen zu scheinen. Entsetzlich war zuletzt meine Begierde, hierher zu kommen und nun ist meine Zufriedenheit vollkommen, daß ich diesen Ort nicht eher betreten habe. Recht bedauerlich waren mir einige Reisende, die ich habe kennen lernen, die jung und unvorbereitet und doch mit Eifer und Ernst unter der Last von Begriffen, die auf sie zudrangen, gleichsam erlagen.

Ich habe nun überwunden und bin nun täglich mit mehr Lust und Freude da; besonders wird eine kleine Abwesenheit das Anschauen nur mehr auffrischen. Jetzt suche ich nur zu completiren

und auch die weniger interessanten Gegenstände zu sehen, die man wenigstens gesehen haben muß.

Die Kunstwerke der ersten Classe müßte man von Zeit zu Zeit wiedersehen können; in ihnen ist ein unabsehlicher Abgrund.

...... Vom Theater und den kirchlichen Ceremonien bin ich gleich übel erbaut. Die Schauspieler geben sich viel Mühe, um Freude, die Pfaffen, um Andacht zu erregen und beide wirken nur auf eine Classe, zu der ich nicht gehöre. Beide Künste sind in ein seelenloses Gepränge ausgeartet. Auf alle Fälle ist der Papst der beste Schauspieler, der hier seine Person producirt.

..... Da ich ganz frei war, ganz nach meinem Wunsch und Willen lebte; so konnte ich nichts auf Andre, nichts auf Umstände, Zwang oder Verhältnisse schieben, Alles kehrte unmittelbar auf mich zurück, und ich habe mich recht durchaus kennen lernen und unter manchen Mängeln und Fehlern ist der, welchen Sie rügen, nicht der letzte. Ganz unter fremden Menschen in einem fremden Lande zu leben, auch nicht einen bekannten Bedienten zu haben, an den man sich hätte anlehnen können, hat mich aus manchen Träumen geweckt, ich habe an munterem und resolutem Leben viel gewonnen. Als ich zuerst nach Rom kam, bemerkte ich bald, daß ich von Kunst eigentlich gar nichts verstand, und daß ich bis dahin nur den allgemeinen Abglanz der Natur in den Kunstwerken bewundert und genossen hatte. Hier that sich eine andere Natur, ein weiteres Feld der Kunst vor mir auf, ja ein Abgrund der Kunst, in den ich mit desto mehr Freude hinein schaute, als ich meinen Blick an die Abgründe der Natur gewöhnt hatte. Ich überließ mich gelassen

den sinnlichen Eindrücken; so sah ich Rom, Neapel, Sicilien und kam auf corpus Domini nach Rom zurück. Die großen Scenen der Natur hatten mein Gemüth ausgeweitet und alle Falten herausgeglättet. Von der Würde der Landschaftsmalerei hatte ich einen Begriff erlangt, ich sah Claude und Poussin mit andern Augen. Mit Hackert, der nach Rom kam, war ich vierzehn Tage in Tivoli, dann sperrte mich die Hitze zwei Monate in das Haus, ich machte Egmont fertig und fing an Perspectiv zu treiben und ein wenig mit Farben zu spielen. So kam der September heran, ich ging nach Frascati, von da nach Castello und zeichnete nach der Natur und konnte nun leicht bemerken, was mir fehlte. Gegen Ende Octobers kam ich wieder in die Stadt und da ging eine neue Epoche an. Die Menschengestalt zog nunmehr meine Blicke auf sich und wie ich vorher, gleichsam wie von dem Glanz der Sonne, meine Augen von ihr weggewendet, so konnte ich nun mit Entzücken sie betrachten und auf ihr verweilen. Ich begab mich in die Schule, lernte den Kopf mit seinen Theilen zeichnen und nun fing ich erst an, die Antiken zu verstehen. Damit brachte ich November und December hin und schrieb indessen Erwin und Elmire, auch die Hälfte von Claudinen. Mit dem ersten Januar stieg ich vom Angesicht auf's Schlüsselbein, verbreitete mich auf die Brust und so weiter, Alles von innen heraus; den Knochenbau, die Muskeln wohl studirt und überlegt, dann die antiken Formen betrachtet, mit der Natur verglichen und charakteristische sich wohl eingeprägt. Meine sorgfältigen ehemaligen Studien der Osteologie und des Körpers überhaupt sind mir sehr zu statten gekommen und ich habe gestern die Hand, als den letzten Theil, der mir übrig

blieb, absolvirt. Die nächste Woche werden nun die vorzüglichsten Statuen und Gemälde Roms mit frisch gewaschenen Augen besehen.

..... Jeder, der nun endlich Rom erreicht hat, denkt, er wolle nun erst recht fleißig sein, recht fort arbeiten, fort denken ꝛc. und er spürt nur gar zu bald, daß er wieder zurücklernen muß, daß er seinen Grund tiefer graben, stärker und breiter legen muß. Er muß den Aufwand an Zeit und Kräften erst in die Erde verstecken, um in der Folge, wenn das Glück will, sein Gebäude aufführen zu können. Mit dem Beurtheilen ist es das Gleiche und ich sehe jetzt, nach Verlauf eines Jahres, an Andern, die hierher kommen, wie ich die Sachen von Anfang ansah. Wie die Kindheit und Jugend ihre eigne Vorstellungs-Art, so giebt es auch eine eigne Reisenden- und Dilettanten-Vorstellungs-Art, die eigentlich nicht unrichtig, nur verhältnißmäßig ist.

Geflügelte Worte.

Von Georg Büchmann.

In unserer Atmosphäre des Geistes wimmelt es von stehend gewordenen Aussprüchen, von fertigen, auf alle mögliche Fälle anwendbaren Aperçus, Bonmots, schlagenden Gedankenresultaten, die bei irgend einer hervorragenden, gewöhnlich öffentlichen Gelegenheit oder wirklich von einem Sprachkünstler von Fach, d. h. von einem Dichter und Schriftsteller ausgesprochen und als ein fortlebendes Schlagwort in die Massen übergegangen sind. Oft hat die gebildete Gesellschaft, sagen wir auch das Volk, diese Citate erst aus längeren Aussprüchen zu kürzerer conciser Form, wie sie sich zur bequemeren Handhabe eignet, herausgearbeitet. Gewöhnlich widerfuhr das den Aeußerungen von öffentlicher, von politisch socialer Natur, während der Vers nur selten einen gewaltsamen Abschliff erhielt, wie man sich täglich bei den vielen glänzenden Mosaikstückchen überzeugen kann, die aus den Werken Lessing's, Goethe's und Schillers losgebrochen und von Jedermann voll Ernst und Scherz als Talisman der Weisheit mitten durch's Treiben des Lebens getragen werden. Auch aus fremden Literaturen hat man sich in dieser Beziehung reichlich versorgt; die Hauptquelle lieferte die Bibel und die französischen

und englischen, sowie nicht minder die antiken Dichter mußten zur Armirung des Wortgefechtes reichlich Wehr und Waffen darbringen.

Der Verfasser hat hier eine Anzahl solcher Citate aus verschiedenen Sprachen mit Geist und Umsicht zusammengestellt. Besonders interessant bleibt aber die oft seltsame, an das praktische Leben angeknüpfte Entstehung landläufig gewordener Sprichwörter und oratorischer Randglossen. Oft hatte dieser geistige Funke einen ganz andern Ursprung, als man allgemein annimmt, und stammte auch nicht von dem Manne her, welchem man ihn zuschreibt, sondern von einem ganz andern, an den man gar nicht dachte. Der Verfasser spricht sich über diesen Gegenstand sehr unterhaltend und zugleich belehrend aus.

Galilei's Wort: „Und dennoch bewegt sich die Erde!" mit welchem der große Astronom am 23. Juli 1633 mit dem Fuße aufstampfend die Abschwörung seiner Lehre widerrufen haben soll, ist eben so unverbürgt, als die Anekdote, daß Correggio, der nie Bilder Rafaels zu Gesicht bekommen hat, vor einem Gemälde desselben ausgerufen habe: „Anch' io sono pittore!"

Den König von Frankreich, Franz I., lassen die meisten historischen Darstellungen nach seiner Niederlage und Gefangennahme bei Pavia mit einem Briefe an seine Mutter auftreten, dessen Kürze sie gewöhnlich ausdrücklich hervorheben: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht!" Dies soll Alles gewesen sein, was in diesem Muster von Lakonismus gestanden habe. Jedoch ist dieser Brief, der von Dulaure aufgefunden wurde, und der in dessen Geschichte von Paris abgedruckt ist, viel länger und das Wort lautet nicht ganz so ritterlich. Der Brief beginnt:

„Madame! Sie zu benachrichtigen, welches der Ausgang meines Unglücks ist, so ist mir vor allen Dingen nur die Ehre und das gerettete Leben geblieben, und weil diese Nachricht Ihnen in unserem Mißgeschick einigen Trost bereiten wird, habe ich gebeten, daß man mich diesen Brief schreiben lasse, was man mir gefällig bewilligt hat“ u. s. w.

Ein anderer König von Frankreich, Heinrich IV., der gute Heinrich, wie er noch heute im Volke heißt, soll ein anderes, sehr bekanntes Wort, das freilich bisher durch keinen Schriftsteller und durch kein Schriftstück hat actenmäßig belegt werden können, häufig im Munde geführt haben: „Ich wünsche, daß Sonntags jeder Bauer sein Huhn im Topfe hat.“

Wie dem auch sei, das Huhn im Topfe des einzigen Königs, dessen Andenken der Arme bewahrt hat, hat im französischen Volke und in der französischen Literatur Glück gemacht, in letzterer natürlich nicht unter seiner einfachen Form. Eine Nation, die entzückt war, wenn der Dichter Delille, um das niedrige Wort „Spinne“ zu vermeiden, vom „langarmigen Insecte“ spricht, „dessen behende Finger mit ihrem leicht zerstörbaren Gewebe die Mauern tapezieren;“ bei der es im Jahre 1829 vorkommen konnte, daß die Erwähnung des schmutzigen Wortes „Schnupftuch“ im Othello, den Alfred de Vigny übersetzt hatte, einen Sturm des Mißfallens hervorrief, — eine solche Nation konnte natürlich nicht die niedrigen Ausdrücke des volksthümlichen Wortes ungeglättet und unvergoldet lassen. Aus „Sonntag“ wurde „der für die Ruhe bestimmte Tag“, aus „Bauer“ „der fleißige Gast des bescheidenen Dörfleins“, aus dem „Huhn“ wurden „einige jener Gerichte, die dem Wohlstand

vorbehalten sind." Und so lieferte denn Legouvé in seinem Tode Heinrich's IV., Act 4, Seite 1 folgende poetische Abkochung und Verdünnung des königlichen Wortes:

Je veux enfin qu'au jour marqué pour le repos,
L'hôte laborieux de modestes hameaux,
Sur sa table moins humble, ait par ma bienfaisance
Quelques-uns de ces mets réservés à l'aisance.

Das Huhn war also glücklich vermieden und der Topf auch, was bei der Aufführung einen Zuschauer zu dem Ausruf veranlaßte: „Il a tourné autour du pot."

Auch das berühmte Wort Ludwig's XIV.: „L'état c'est moi!" das er gewiß gesagt haben könnte, ist durchaus unverbürgt und unerwiesen, jedenfalls aber nicht im April 1655 vor dem Parlament gesagt worden, wie gewöhnlich erzählt wird. Chornel erwähnt darüber: „Hierher versetzt man nach einer verdächtigen Tradition die Erzählung von der Erscheinung Louis XIV. vor dem Parlament, im Jagdrock, eine Peitsche in der Hand, und hierher verlegt man die berüchtigte Antwort auf die Bemerkungen des ersten Präsidenten, der das Interesse des Staates hervorhob: Ich bin der Staat! Statt dieser dramatischen Scene zeigen uns die zuverlässigsten Documente den König, wie er allerdings dem Parlament Schweigen gebietet, aber ohne einen unverschämten Hochmuth zur Schau zu tragen. Ein handschriftliches Journal schließt die Scene im Parlament also: „Nachdem Seine Majestät sich schnell erhoben hatten, ohne daß irgend Jemand in der Versammlung ein einziges Wort gesagt, kehrten Sie nach dem Louvre und von da nach dem Walde von Vincennes zurück, woher Sie am Morgen

gekommen waren und wo Sie vom Herrn Cardinal erwartet wurden." Hierzu fügt Charles Fournel die verständige Bemerkung: „Also Mazarin erwartet den König, um von ihm zu erfahren, wie Alles abgelaufen ist, und namentlich zu hören, wie der junge Fürst seine gewiß vom Cardinal selbst angefertigte Lection aufgesagt hat, und in diese vom Cardinal eingegebene Lection, von der der Schüler nicht mit einem Worte abweichen durfte, sollte sich eine für die Macht des alten Ministers mindestens ebenso sehr als für das Ansehen des Parlaments drohende Phrase, wie „Ich bin der Staat", plötzlich eingeschlichen haben? Das ist unmöglich! Der Staat war noch nicht Ludwig XIV., er war noch immer Mazarin."

Das berüchtigte Wort: „Nach uns die Sündfluth!" das heißt: wir leben flott, frech, frivol darauf los, nach uns geschehe, was da will! ist eine Redensart, die Frau Pompadour im Munde führte.

Wer wird dagegen nicht, sobald er die famose Phrase hört: „Dem Menschen ist die Sprache gegeben, um seine Gedanken zu verbergen," sofort denken, daß dies Wort von Talleyrand stammt? Doch kann man sich aus dem Feuilleton des Siècle überzeugen, daß es von Herrn Harel, einem Redacteur des Nain jaune, erfunden, von ihm wider besseres Wissen auf Talleyrands Rechnung gesetzt und später auch von ihm als geistiges Eigenthum reclamirt worden ist. Aber selbst mit dieser Geltendmachung des Eigenthums war eine Täuschung des Publikums beabsichtigt, denn wie sollte Harel, der eine Eloge de Voltaire geschrieben hat, nicht gewußt haben, daß unser Wort eigentlich von Voltaire herstammt, der in seinem Dialog „Le

chapon et le poularde" den Kapaun sagen läßt: „die Menschen bedienen sich des Gedankens nur zur Rechtfertigung ihrer Uebergriffe und gebrauchen die Sprache nur, um ihre Gedanken zu verbergen!" Dagegen behauptet Capitain Gronow, daß ein Graf Montrond, der nach 1814 in London lebte, ein französischer Witzbold, falscher Spieler und Liebling der besten Gesellschaft der Urheber unseres Wortes ist. Witzig genug war dieser Graf. Er redete einst einen sehr dünnbeinigen Hofmann, an dessen Seite er den schmalen Hofdegen schmachten sah, also an: „Mon cher, sind das drei Beine, oder drei Degen?" und rieth einem kahlköpfigen General, der einer Angebeteten gern etwas recht Seltenes schenken wollte: „Geben Sie ihr doch eine Locke von Ihrem Haar."

Der treffliche Gedanke: „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt" rührt von Napoleon I. bei Gelegenheit von dessen Flucht aus Rußland her, und es sei dabei die Thatsache bemerkt, daß Napoleon, so oft er einen guten Einfall hatte, diesen gegen seine Umgebung in der ersten Zeit sehr häufig im Gespräch wiederholte.

Die Einschläferungsphrase: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!" hat der Minister Schulenburg erfunden, indem er nach der blamabeln Schlacht bei Jena folgenden Anschlagzettel an die Straßenecken Berlins heften ließ: „Der König hat eine Bataille verloren. Jetzt ist die Ruhe die erste Bürgerpflicht; ich bitte darum." Er hätte sagen sollen: Ausdauer, Entschlossenheit, Muth! aber die großen Dummheiten, die begangen waren, mochten ihm doch wohl vorschweben und er wußte als echter Staatsmann aus alter Diplomatenschule dem beschränkten

Unterthanenverstande nichts Besseres zu empfehlen, als Ruhe, Mundhalten, Indifferentismus, gemüthvolles Murmelthierleben.

Das liebe Wort vom „beschränkten Unterthanenverstande“ hat seine Geburt am 15. Januar 1838 durch den Minister des Innern und der Polizei von Rochow gefeiert; übrigens mußte ihm das Volk bei seiner Production, die ihm selbst nicht voll gelungen war, noch nachhelfen, denn er sagte nur: „Es ziemt den Unterthanen nicht, an die Handlungen des Staatsoberhauptes den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen.“

Die beiden Ideen: „Der Starke weicht ruhig zurück“ und „Revolutionaire in Schlafrock und Pantoffeln“ (er meinte damit nämlich hessische Staatsbeamte, die sich gewissenstreu dem pflichtwidrigen Ansinnen ihrer Regierung widersetzen!) haben den Minister Manteuffel zum Vater. Daß „Blut und Eisen“ und „die Wissenschaft muß umkehren“ von Bismark und Stahl geschaffen worden sind, ist eben so verbreitet, als Heinrich von Reuß' dreißigjähriges „Herumreiten auf einem Princip.“

Rednerische Figuren aus der Geschichte.

Von Büchmann.

Nach Napoleon's Sturz brach eine neue Aera in Frankreich ein. Jede neue Aera scheint in jenem Lande mit einer phrase-programme eingeleitet werden zu müssen. Der Herzog von Orleans, später Ludwig Philipp, endigte seine erste Proclamation

als Regent mit der Phrase: La charte sera désormais une vérité (die Verfassung wird künftighin eine Wahrheit sein).

Auch der von Ludwig Philipp Allerhöchstselbst erfundene Ausdruck: juste milieu gehört in das Bereich dieser phrasenhaften Regierungsprogramme. Gleich in den ersten Tagen seiner Herrschaft sagte er zu einer Deputation: Wir werden suchen, uns in einer richtigen Mitte zu halten, die von dem Mißbrauch der königlichen Macht gleich weit entfernt ist, wie von den Ausschreitungen der Volksmacht.

Napoleon III. leitete, aber nicht als Kaiser, das zweite Kaiserthum mit der Phrase: L'empire c'est la paix (das Kaiserreich ist der Friede), woraus der Witz der Weltgeschichte bereits: L'empire c'est l'épée (das Kaiserreich ist das Schwert), gemacht hat. Er war noch Prinz-Präsident, als er auf seiner Rundreise durch Frankreich bei einem Banquet, das ihm die Handelskammer von Bordeaux gab, am 9. October 1852 die berühmte Rede hielt, in welcher jene Worte in folgendem Zusammenhange vorkamen: „Um das Wohl des Landes zu schaffen, bedarf es nicht neuer Systeme, aber vor Allem: Vertrauen für die Gegenwart, Sicherheit für die Zukunft. Deshalb scheint Frankreich zum Kaiserthum zurückzukehren. Nichtsdestoweniger giebt es eine Befürchtung, auf die ich antworten muß. Gewisse mißtrauische Personen sagen: Das Kaiserreich ist der Krieg. Ich sage: Das Kaiserreich ist der Friede." Während des Druckes geht mir von befreundeter Hand das historische Wort zu: Le roi n'accepte pas les rancunes du comte d'Artois (der König acceptirt nicht den Groll des Grafen von Artois), oder in freier Uebersetzung, durch welche sofort die Situation

verständlich wird: „Ich, Karl X., vergesse als König allen persönlichen Groll, den ich als Graf von Artois gehegt habe.“ Ich beantworte die Zuschrift folgendermaßen:

Historische Worte werden gewöhnlich in veränderter Form angeführt. Oft sind solche Worte nicht gesagt worden, oft läßt es sich nicht verbürgen, daß sie gesagt worden sind; oft wird der Urheber falsch angegeben; oft wandern sie durch die Geschichte von einer Person zur andern. Auch unser Wort gehört zu den Wanderwörtern. Sein erster Urheber ist der römische Kaiser Hadrian, der am Tage seines Regierungsantritts einem Feinde zurief: „Evasisti!“ (Du bist entronnen!) Sein zweiter Urheber ist Philipp, Graf von Bresse, der, als er Herzog von Savoyen wurde, sagte: „Es wäre für den Herzog schimpflich, die Beleidigungen des Grafen zu rächen.“ Sein dritter Urheber war Ludwig XII., der nach Humbert Velay den Deputirten der reuigen Stadt Orleans antwortete: „Es wäre für einen König von Frankreich nicht anständig noch ehrenhaft, die Beleidigungen zu rächen, welche er als Herzog von Orleans erlitten hat.“ Daraus möge der freundliche Einsender ersehen, daß sich zu dem vierten Urheber, welchen er anmeldet, im Laufe der Geschichte wohl noch ein fünfter und sechster gesellen wird.

Denselben Grafen von Artois ließ man in der „Restauration“ im Moniteur mit einem Programm debütiren, dessen vulgäre Umgestaltung gewöhnlich: Il n'y a rien de changé en France; il n'y a qu'un Français de plus (es ist nichts in Frankreich geändert, es ist nur ein Franzose mehr vorhanden) lautet. Es klingt von vorn herein etwas unwahrscheinlich, daß der Prinz, der das Wort, mit dem der revolutionäre

Camille Desmoulins für die Hinrichtung seines Bruders Ludwig XVI. votirte: „Stirbt ein König, so ist darum nicht ein Mensch weniger vorhanden", sehr wohl kennen mußte, dieses Wort variirt habe. Der Graf von Artois hat es aber auch gar nicht gesagt, sondern es ist ihm untergeschoben worden, wie wir aus der Revue contemporaine vom 15. Februar 1854 erfahren, wo Beugnot, der damalige interimistische und als solcher mit der Leitung der officiellen Presse beauftragte Minister des Innern die folgende interessante Entstehungsgeschichte des Wortes giebt. Er hatte den Grafen von Artois am Tage seines Einzugs, dem 13. April 1814, erst gegen 11 Uhr Abends verlassen, um sich zu Herrn von Talleyrand zu begeben. „Ich fand denselben," erzählt er, „mit den Herren Pasquier, Dupont von Nemours und Anglès im Gespräch über den Verlauf des Tages, den man einstimmig als vortrefflich anerkannte. Talleyrand erinnerte daran, daß nun auch ein Artikel im Moniteur nothwendig wäre, und Dupont bot sich an, ihn zu verfassen. Nein, erwiderte Talleyrand, er würde zu poetisch ausfallen. Ich kenne Sie. Beugnot ist der Mann dazu. Er kann gleich in's Bibliothekzimmer gehen und schnell einen Artikel schreiben, den wir dann an Sauvo schicken. — Ich mache mich an die Arbeit, die erst nicht schwierig war. Als ich aber an die Antwort des Prinzen auf Talleyrand's Anrede komme, stocke ich. Einige einem tiefen Gefühle entsprungene Worte machen durch den Ton, in dem sie gesagt werden, durch die Gegenwart der Dinge, durch die sie veranlaßt worden sind, Eindruck; handelt es sich aber darum, sie ohne diese Umgebung auf's Papier zu bringen, so sind sie kalt;

unglücklicherweise vielleicht lächerlich. Ich gehe also zu Talleyrand zurück und theile ihm meine Verlegenheit mit. Nun, antwortete er, was hat denn der Prinz gesagt? — nichts Erhebliches; er schien mir sehr bewegt, und vor allen Dingen bestrebt, seinen Zug fortzusetzen. Nun, wenn Ihnen das, was er gesagt, nicht paßt, so machen Sie ihm eine Antwort. — Eine Rede, die er nicht gehalten hat? — Da ist doch keine Schwierigkeit. Machen Sie eine gute, zu der Person und zu dem Augenblick passende Rede, und ich bürge dafür, der Prinz heißt sie gut und wird nach zwei Tagen glauben, er hat sie gehalten. Er wird sie gehalten haben und von Ihnen wird nicht weiter die Rede sein. — Gut. — Ich gehe, versuche eine zweite Fassung und bringe sie zur Censur zurück. — Das geht nicht, sagt Talleyrand, der Prinz macht keine Antithesen und erlaubt sich nicht die geringste Redefloskel. Seien Sie kurz, einfach und sagen Sie etwas, was für die Redenden und Zuhörenden mehr paßt. Weiter nichts. — Mir scheint, fiel Pasquier ein, daß viele Gemüther von der Furcht vor den Veränderungen bewegt sind, welche die Rückkehr der bourbonischen Prinzen veranlassen muß; vielleicht müßte man diesen Punkt zart berühren. — Sehr gut, sagte Talleyrand. Das empfehle ich Ihnen auch.

Ich versuche eine andere Redaction und werde zum zweiten Male abgewiesen, weil ich mich nicht kurz gefaßt habe und der Styl gekünstelt ist. Endlich gelingt mir diese, welche im Moniteur abgedruckt ist und wo ich den Prinzen sagen lasse: „Kein Zwist mehr. Friede in Frankreich. Endlich sehe ich es wieder! und nichts ist darin geändert, außer daß ein Franzose

mehr vorhanden ist" (et rien n'y est changé, si ce n'est qu'il s'y trouve un Français de plus). Diesmal ergebe ich mich, sagte endlich der große Tadler. Dies ist die Rede des Prinzen. Ich sage gut dafür, daß er sie gehalten hat. Sie können jetzt ruhig sein."

Müssen wir so zuweilen fürstliche Personen ihres entlehnten Geistes entkleiden, so können wir dagegen den Kaiser Nikolaus als den Urheber des Vergleiches der Türkei mit einem todtkranken Manne, ja selbst den 20. Februar 1853 als den Tag angeben, wo dieser Vergleich von ihm in Petersburg im Gespräch mit Seymour, dem britischen Gesandten, angewendet wurde. Wir thun dies auf Grund eines im Jahre 1854 im englischen Parlamente vertheilten Blaubuchs, welches die vertrauliche Unterredung, die der Czar mit dem genannten Diplomaten in den Monaten Januar bis April 1853 hatte, zur Kunde bringt. Schon am 14. Januar hatte der Kaiser der Pforte als eines an Altersschwäche leidenden Kranken, der plötzlich unter den Händen sterben könnte, erwähnt. Seymour hatte über das Gespräch nach London an Lord Russell berichtet. Auf des Letzteren Rückäußerung, die Auflösung des Patienten würde doch vielleicht noch länger, vielleicht noch hundert Jahre dauern, sagte der Kaiser dann zu dem Gesandten am 20. Februar: „Ich wiederhole Ihnen, daß der Kranke im Sterben liegt." Das letzte Wort wurde von der Tagespresse aufgenommen und seitdem ist die Türkei der todtkranke Mann......

Fragt man nach dem Verfasser des geistvollen Ausspruchs: „Ja, Bauer, das ist ganz was Anderes!" dem letzten Verse des Gedichtes „Der Junker und der Bauer," so wird sofort

Gellert, dann Gleim, danach Lichtwer, Hagedorn u. s. w. angegeben. Es gehört jedoch dieses Wort dem gelehrten Professor Michael Richey, der, 1678 in Hamburg geboren, im Jahre 1761 daselbst starb. Erst nach seinem Tode wurden desselben „Deutsche Gedichte" von Gottfried Schütze in Hamburg herausgegeben. Ueberhaupt hat das ganze Gedicht, wie wir es allenthalben jetzt lesen, seine ursprüngliche Fassung, wie seinen ursprünglichen Titel verloren. Das 119. Gedicht des ersten Bandes der oben erwähnten Schütze'schen Ausgabe trägt den Titel: „Duo quum faciunt idem" (Wenn zwei dasselbe thun, thun sie nicht dasselbe), und lautet:

Ein Bauer trat mit dieser Klage
Vor Junker Alexander hin:
Vernehmt doch, wie ich heut am Tage
So übel angekommen bin;
Mein Hund hat eure Kuh gebissen,
Wer wird die nun bezahlen müssen?

Da sollst du, Schelm, den Beutel ziehen,
Fuhr allsofort der Junker auf:
Mir war das Stück von solchen Kühen
Für dreißig Thaler nicht zu Kauf.
Die sollst du augenblicks erlegen;
Das sei erkannt von Rechtes wegen!

Ach nein! Gestrenger Herr, ach höret!
Rief ihm der arme Stümper zu:
Ich bracht' es nur aus Angst verkehret,
Denn euer Hund biß meine Kuh.
Da hieß der Spruch Herrn Alexander's:
Ja, Bauer, das ist ganz was anders.

Die moderne Fassung und den jetzigen Titel hat unser Gedicht von dem Allerweltsverbesserer Ramler empfangen, in dessen „Fabellese" es zum ersten Male im Jahre 1783 unter der neuen Gestalt (ohne Namen des Autors, wie alle Gedichte der beiden Ramler'schen Anthologien) vorkommt.

Schiller und seine Zeit.

Von Johannes Scherr.

Es ist hauptsächlich der warme, wohlthuende Gesammteindruck dieser mit Illustrationen versehenen Darstellung, wodurch sie vor anderen angenehm wird. Der sonst zu thätige Verfasser hat hier einige Ruhe walten lassen und ist vom Adel seines Gegenstandes erhoben worden. Gerade daß sein Werk mehr ein erzählendes als ästhetisch-kritisches ist, empfiehlt es für die ausgebreiteteren Leserkreise, denen es auf einen lebendigen Vortrag, auf ein populäres Totalbild ankommen darf.

In den meisten hierher gehörigen Büchern hat die Art, wie die Jugend, diese Hauptentwickelungszeit Schillers, behandelt ist, etwas Forcirtes, theatralisch Unnatürliches, das eben deswegen nicht überzeugend wirkt. Scherr entfaltete diese Partie seines Bildes mit mehr behaglicher Realität und traf gerade durch diesen moderirten Farbenauftrag den Ton der Wahrheit besser. Das Volk sieht seinen Helden vor seinen Augen wachsen und begreift ihn daher um so mehr, glaubt um so leichter an ihn. Wenn es bei dieser successiven Portraitirung auch manchen stark angebrachten Tendenzzug von Moral mit in den Kauf nehmen

muß, so ist ihm doch gerade dies aus Seele und Ueberzeugung geschrieben. Diese Art von Ausschmückung ist ein Fehler, den die Massen lieben, wenn er auch von der Kritik nicht gebilligt werden kann.

Als sehr tüchtig tritt die gründliche Umsicht und Vielseitigkeit hervor, mit der von Scherr alle irgend wichtige Nebendinge behandelt werden. Wer nicht zum Selbststudium Kraft und Zeit auf diesen Gegenstand zu verwenden hat, findet in diesem Werke ein Genügen, einen gerundeten Abschluß, und gerade das ist es, was für das Volk paßt. Der Menge ist eine einfache Lectüre zu rathen als ein Belebungsmittel jener gesunden Auffassungsgabe, die bei einem ungelehrten Geiste nur zu leicht durch peinliche Erörterungen und fortwährende Analysen chemisch zersetzt wird, da sich oft der frische goldene Wein in der Hand des Autors zu Spiritus oder gar zu Essig verwandelt und auch auf den Genießenden wieder als ein solcher wirkt.

Es wäre sehr zu wünschen, daß durch recht wahre, ungekünstelte Gemälde die Nation ihre echten Genien von gewöhnlichen materiellen Helden und Haudegen unterscheiden lernte, um sie besser in ihrem Gedächtniß zu ehren. So wie es Leute giebt, die da glauben, man könne die Begeisterung einpökeln und aufbewahren, so giebt es auch solche, welche da meinen, man habe der Hochachtung auf lange Zeit genug gethan, sobald in dieser Beziehung etwas Ungewöhnliches, wie z. B. bei der Schillerfeier, geschehen sei. Doch diese vereinzelten Narrenstimmen sind unschädlich, denn Deutschland wird auch in diesen Dingen patriotischer und selbstbewußter. Selbst die Massen

fangen an zu begreifen, in welchen Männern der wahre Weltsegen gewohnt hat und immer nur wohnen wird.

Die Griechen und Römer würden durch ihren edeln Freiheitssinn und Heldenmuth, durch ihren Themistokles und Cäsar, durch ihren Perikles und Augustus starke, mächtige Nationen sein, deren Thaten uns in Erstaunen setzen. Aber große, erhabene Nationen, an die wir mit Ehrfurcht gedenken müssen, wenn wir irgendwo an den Blüthenstaub der Menschheitsseele streifen und ihre Geistesfrüchte brechen, — so wahrhaft bedeutende Nationen, deren Cultur ein Altar der Geschichte ist, auf welchem die Offenbarung des Universums geopfert hat, das wären sie durch jene allgemeinen Eigenschaften und durch die lange Reihe ihrer Helden und Staatsmänner niemals geworden.

Es sind andere Auserwählte, die mit freiem Dichten und Denken ihrem Lande und der Welt eine dauernde Schöpfung bauen und so mit der leuchtenden Fackel der Intelligenz auf die Gipfelpunkte der Völkerpyramiden treten. Ein Homer, Sokrates, Sophokles und Phidias; ein Seneca, Livius, Virgil und Horaz haben ihren Nationen diese Erhabenheit gegeben und zu ihrer glänzenden äußeren Größe den Adel der Seele mit seinem innern Reichthum hinzugesellt.

Löscht die Namen dieser Dichter, Denker und Künstler aus den Büchern der Geschichte, und die Nationen stehen wie verfinsterte Sonnensysteme da, die des Lichtes entbehren. Ideale Hoheit ist zur materiellen Kraft herabgesunken, die Schönheit zur Nützlichkeit, das edle Princip des Gedankens zum gemeinen Impuls der Physis.

Jedes Volk hat neben seinen Helden, Volkstribunen und

Staatslenkern seine geistigen Koryphäen, denen es die Weihe und Majestät seiner sittlich-intelligenten Würde und seiner Stellung zum großen Ganzen der Welt verdankt. Dante, Raphael, Calderon, Camoens, Shakespeare, Voltaire und andere Sterne vom ersten Licht sind solche Heroengestalten, welche auch die Nationen der neuen Zeit mit gewaltigen Schwingen zu ihrem Höhenpunkte emporheben. Die Geschichte vergißt sie nicht, aber öfter werden sie von den durch ihr Licht verklärten Massen, den Völkern selbst, vergessen.

Deutschland ging Jahrhunderte lang in diesem undankbaren Vergessen allen anderen Nationen voran. Verwundern kann sich darüber nur, wer vergißt, daß sich das arme zerrüttete Land selbst vergessen hatte, daß es sich selbst vergessen mußte. Konnte eine Nation, die in innerer Zerrissenheit und Schwäche ein Traumleben dahinwandelte, ohne freies Bewußtsein und ohne in Kraft getretene Größe, sich auch der Schöpfer dieser Größe selbst bewußt sein? Mußte sie nicht mit heimlicher Trauer ihrer erhabenen Männer gedenken, da sie trotz ihres Besitzes nicht die hohe, glückliche Stellung einnahm und noch immer nicht einnimmt, die ihr in der Weltgeschichte doch ureigen gehört? Mußte dem deutschen Volke nicht eine Wehmuth ankommen, daß ihm für die Vollendung seiner inneren und äußeren Verhältnisse so mancher Messias vergeblich geboren war?

Und gerade als ironischen Gegensatz zu dieser trüben Lage der Dinge muß unser Vaterland in den Annalen der Menschheitsgeschichte den größten Cyklus großer Geister sein nennen, sein in jeder Beziehung, sowohl durch deutsche Geburt, als durch deutsches Gemüth, deutsche Seele und deutsche Thaten!

Philosophie und Poesie vereinigten sich in den letzten Tagen auch mit den freien und bildenden Künsten, um den Blüthenkranz voll zu machen. In ihm ruht der wahre Rosenkranz des Geistes für uns, den wir mit menschlicher Ehrfurcht und Andacht abzubeten haben, da er uns den Himmel schon auf Erden geöffnet hat.

Luther, Keppler, Leibnitz, Kant, Hegel, Lessing, Goethe, Schiller, Mozart, Beethoven, das sind die schönsten Zierden dieses Kranzes! Wir wollen es der richtenden Zeit überlassen, ihn durch gegenwärtige Namen von bildenden Künstlern zu ergänzen, denn es will sich noch nicht fügen, daß Deutschland vor einem lebenden Menschen wahre Pietät empfindet, es müßte denn zugleich — ein angestammter Fürst sein.

Zwei von den ehrwürdigen Tagen, an welchen unserm Volke wahrhafte Heroen geboren wurden, sind ja bekanntlich der 10. und 11. November. „Deutschlands 10. und 11. November" möchte man ohne Weiteres sagen können, und die ganze Nation sollte mitjubeln bei dieser erhebenden Erinnerung! Martin Luther und Friedrich Schiller! Wie viel weniger wäre Deutschland ohne diese beiden in jeder Beziehung echten Reformatoren, und wie spärlich gedachte es ihrer so lange Jahre! Keine Nation hat an Dankbarkeit gegen ihre Meister und Lehrer, gegen ihre Befreier von Dunkelheit und Irrthum die Alten erreicht; keiner Nation aber wäre hierin die Nachfolge würdiger als der deutschen.

Sie wird zur Wirklichkeit, nachdem sich unser politisches Leben ebenso wie das jener Völker zur nationalen Klarheit und freien Selbstständigkeit vervollkommnet hat. Wenn auch noch

nicht durch erhebliche Thatsachen, so ist doch durch geistige Auffassung und Erkenntniß unser Vaterland auf dem Wege zu diesem Ziele und manches Hinderniß ward überschritten.

Ein Ziel aber haben wir schon vollkommen errungen: die freudige Thatsache, diese nationale Würdigung in echt deutscher Weise mit einem Helden des Geistes der Production begonnen und so nachdrücklich durchgeführt zu haben, daß dieses Nationalfest, diese Seelenfeier Schillers auch den Sinn des Volkes für andere große Momente, für andere Ehrentage Deutschlands geweckt hat und noch immer mehr wecken wird. So kann der Geburtstag Luther's, des ausgeprägtesten deutschen Charakters, nicht mehr so spurlos vorübergehen, als es oft geschehen ist, und es sollte sich hoffentlich bald eine würdige Kraft finden, die durch eine möglichst vollendete Darstellung des Luther'schen Lebens und Strebens einem Bedürfnisse abhilft, dessen Größe man erst recht einsehen wird, wenn ein solches langvermißtes Werk, frei von allem Mucker- und Pfaffensinn, vorhanden ist.

Schiller's Unterstützung — durch das Ausland.

Von Scherr.

Ich habe mit Freuden anerkennen müssen, daß des deutschen Volkes Nationalbewußtsein im Begriffe ist, sich zu erheben. Man fängt an, mit patriotischem Stolz auf die großen Todten zu blicken, der beste Weg, um vielleicht auch für den Werth und die rechtmäßigen Forderungen tüchtiger Lebender ein offenes

Auge zu empfangen. Doch noch ist das errungene Ziel ein sehr bescheidenes und man kann, als bittere Medicin der Reue, dem Indifferentismus nicht oft genug die Demüthigungen vorführen, welche er sich bereitet hat und noch fort und fort bereitet.

Zu ihnen gehört ein Moment aus Schiller's Leben, mit dessen Rückerinnerung ich herzlich gern verwunde, weil ich dadurch zu heilen gedenke. Ich lasse den oben erwähnten Autor reden; er sagt:

Neben den Leiden und Sorgen der Krankheit (in der Schiller dem Tode nahe gebracht, ja sogar todt gesagt wurde) meldete sich im Jahre 1791 auch die finanzielle Bedrängniß, obgleich des Dichters Schriften eine immer stärkere Verbreitung fanden. Der Herzog Carl August zeigte guten Willen zu helfen, allein die Casse des Fürsten, dem seine Stellung als preußischer General große Ausgaben verursachte, befand sich damals „in nicht sehr glänzenden Umständen." Später erhöhte er Schiller's Besoldung oder Pension auf 400 und zuletzt, kurz vor des Dichters Hingang, auf 800 Thaler. Zunächst aber kam ganz unerwartet Hülfe aus dem Auslande, aus Dänemark, allerdings von Männern deutscher Abstammung, aber doch immer aus Dänemark, dem wir all unserem gerechten Ingrimm über die Mißhandlung Schleswig-Holsteins zum Trotz das nicht vergessen wollen. Selbst das brennende Schamgefühl, welches wir darüber empfinden, daß nicht das Vaterland, sondern das Ausland es sein mußte, welches der kranken Brust unseres theuersten Geistesheros für ein paar Jahre die Mittel bot, sorgenfreier zu athmen, soll uns nicht verhindern, mit inniger Befriedigung diese Hülfeleistung zu erzählen.

Droben in Kopenhagen hatte der enthusiastische Baggesen im Juni 1791 eines jener idyllischen Feste veranstaltet, wie die gebildeten Kreise des vorigen Jahrhunderts sie häufig zu feiern pflegten. Draußen am Meeresufer, bei Hellebeck, im Angesichte der von der schwedischen Küste herüberblickenden Felsenklippe Kullen, wollten die Verehrer Schiller's diesem zu Ehren eine poetische Frühlingsfeier begehen. Schon war Alles vorbereitet und Baggesen schickte sich an, mit seiner Frau in den Wagen zu steigen, um unterwegs die Schimmelmann'sche Familie abzuholen, als er von der Gräfin ein Billet erhielt, des Inhalts, der Ausflug könne nicht statthaben, denn — Schiller sei todt. Baggesen wurde durch diese Nachricht niedergeschmettert und im ersten Schmerzgefühl schrieb er an Reinhold: „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie meine ganze Seele zittert, wie mein Herz blutet bei dieser schrecklichen Nachricht. Ist's möglich? Unser Schiller ist gestorben? ... Trösten Sie mich über den Verlust von Mirabeau und den noch empfindlicheren von Schiller! O, was haben wir an diesem seltenen Geiste verloren! Er stieg herrlich den Dichterhimmel hinauf, was würde er in seinem Meridian geworden sein! O, warum mußte dieser Raphael vor seiner Transfiguration sterben!" Es ließ dem wackern Dänen keine Ruhe, seine Trauer mußte einen entsprechenden Ausdruck finden. Mit seiner Sophie, mit Schimmelmann, einem dritten Verehrer des Dichters und den beiden Gattinnen der Freunde fuhr er nach Hellebeck hinaus und hier, am „romantischsten, erhabensten, naturgrößesten Ort, welchen man diesseits der Alpen finden kann," begingen diese sechs guten, idealistisch gesinnten Menschen Schiller's Todtenfeier.

Baggesen intonirt: „Freude, schöner Götterfunken" — worauf Flöten, Clarinetten und Hörner einfielen und, während weiß gekleidete, blumenbekränzte Knaben und Mädchen einen Reigen aufführten, Alle mit feuchten Augen in den Chor einstimmten. Drei Tage lang blieben die Freunde im Andenken Schiller's versammelt, Lieblingsstellen aus seinen Werken lesend und ihre Gedanken darüber austauschend. Eben hatte Reinhold den Brief Baggesen's erhalten, worin von diesen Exequien Meldung geschah, als Schiller aus Karlsbad nach Jena heimkehrte. Er beeilte sich, dem in Kopenhagen todtgesagten und todtgeglaubten Dichter Mittheilung zu machen und — schrieb er an Baggesen — „ich zweifle, ob irgend eine Arznei heilsamer auf ihn gewirkt habe." Tiefer noch als Schiller war Lotte gerührt. Sie zog Reinhold bei Seite und sagte zu ihm: „Wenn Sie Baggesen schreiben, so sagen Sie ihm — sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm" — Thränen erstickten ihre Stimme. „Ich kann ihm nichts Rührenderes schreiben, als was ich jetzt sehe und höre," gab der Freund zur Antwort. Und er schrieb dem dänischen Poeten, was er gesehen und gehört, zugleich aber schrieb er auch, Schiller könnte sich vielleicht ganz erholen und wieder zu fester Gesundheit gelangen, „wenn derselbe nicht im Fall einer Krankheit unschlüssig sein müßte, ob er seinen Gehalt von 200 Thalern in die Apotheke oder in die Küche schicken sollte." Mit diesem Briefe, worin mit so wenigen Worten eine ganze deutsche Jammergeschichte erzählt war, eilte Baggesen zu dem Erbprinzen von Holstein-Augustenburg und dem Grafen von Schimmelmann, und die Folge davon war, daß ein von diesen beiden Herren unterzeichnetes, vom 27. November 1791

datirtes Schreiben am 13. December in Schiller's Hände gelangte. Dieses Schreiben, eines der schönsten Documente der humanen und weltbürgerlichen Tendenzen des 18. Jahrhunderts, lautete so: — „Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber Beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen stempeln könnte. Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, welcher das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode, und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl von guten Menschen, die ihn kennen und lieben. Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidigt uns bei Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit. Es entfernt jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens; wir faßten es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delicatesse Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edeln und gebildeten Seelen ein gewisses Maaß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten dürfen ..... Ihre durch allzuhäufige Anstrengung und Arbeit geschwächte Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit eine große Ruhe, wenn sie wieder hergestellt und die Ihrem Leben drohende

Gefahr abgewendet werden soll. Allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein Geschenk von tausend Thalern jährlich an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen; wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz, als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen des Weltalls umfassen. Sie haben nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edleren Art von Stolz fröhnen.... Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie diese Ruhe Ihres Geistes genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen nicht an Befriedigung Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt, die der Sitz einer Regierung, zugleich eine große Handelsstadt ist und sehr schätzbare Büchersammlungen enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen, denn wir sind nicht die Einzigen, die Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste des Staates angestellt zu sein, so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen. Doch wir sind nicht so klein eigennützig, diese Veränderung (Ihres Aufenthaltes) zu einer Hauptbedingung zu machen. Wir überlassen dieses Ihrer eigenen freien Wahl. Der Menschheit wünschen

wir einen ihrer Lehrer zu erhalten und diesem Wunsche muß jede andere Betrachtung nachstehen."

Ein so gebotenes Geschenk durfte selbst ein Schiller annehmen und er that es mit freudiger Rührung und Dankbarkeit. Er konnte erst am 16. December dazu kommen, die frohe Botschaft aus Dänemark einigermaßen ruhig zu beantworten, so hatte sie ihn erschüttert. In der ersten Aufwallung glaubte er seinen hochherzigen Freunden in Kopenhagen versprechen zu dürfen, daß er sie bald persönlich dort begrüßen würde. Auch an Baggesen schrieb er ausführlich und sagte ihm unter Anderem, er sehe jetzt heiter in die Zukunft und es solle wenigstens an seiner Beharrlichkeit nicht fehlen, „die Hoffnungen zu rechtfertigen, welche zwei vortreffliche Bürger unseres Jahrhunderts auf mich gegründet haben." Gegen den Freund in Dresden machte der Dichter schon unterm 13. December seinem stürmischen Freudegefühl Luft: — „Das, wonach ich mich so lange ich lebe auf's Feurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer, aller Sorgen los; ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes. Heute erhalte ich Briefe aus Kopenhagen vom Prinzen von Augustenburg und vom Grafen von Schimmelmann, die mir auf drei Jahre jährlich tausend Thaler zum Geschenk anbieten, mit völliger Freiheit, zu bleiben, wo ich bin, blos um mich von meiner Krankheit völlig zu erholen. Aber die Delicatesse und Feinheit, womit der Prinz mir dieses Anerbieten macht, könnte mich noch mehr rühren, als das Anerbieten selbst. Wie mir jetzt zu Muthe ist, kannst Du denken. Ich habe die nahe Aussicht, mich ganz zu arrangiren, meine Schulden zu tilgen und, unabhängig von

Nahrungssorgen, ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße, zu lernen, zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten." Da übrigens die Sache nicht verhohlen blieb und auch in die Zeitungen kam, so hielt es Schiller für passend, dem Herzog von Weimar Mittheilung zu machen und dem Fürsten zu sagen, daß er zwar eine Reise nach Kopenhagen, nicht aber einen Wegzug aus Jena beabsichtige. Unterm 8. Januar 1792 schrieb ihm Carl August zurück: „Ich statte Ihnen meinen Glückwunsch ab, daß Sie so thätige Freunde gefunden haben, welche Ihnen zu erkennen zu geben wünschen, wie sehr sie Ihren Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es freut mich, daß Sie Jena nicht verlassen wollen. Ich werde gern beitragen, Ihnen den Vorsatz angenehm zu machen, der Universität durch Ihre Gegenwart aufzuhelfen, und jede Gelegenheit will ich ergreifen, Sie von der Wahrheit der Werthschätzung und Freundschaft zu überzeugen, welche ich Ihnen gewidmet habe." Körnern, so sehr er die Großmuth des Prinzen und des Grafen anerkannte, verdroß doch einigermaßen der Lärm, den man darüber aufschlug. „Eine traurige Empfindung — äußerte er gegen den Freund — mischt sich bei mir in die Freude über Dein Glück: daß wir in einem Zeitalter und unter Menschen leben, wo eine solche Handlung angestaunt wird, die doch eigentlich so natürlich ist." Der gute Körner! Als ob das Gute, Schöne, Menschliche nur so alle Tage geschähe, weil es „doch eigentlich so natürlich ist!"

Drei Jahre im Nordwesten von Afrika.

Von Heinrich von Maltzan.

Ueber kein Land werden Sie in neuerer Zeit so viele Reiseberichte finden, wie über Afrika, jenen Erdtheil, der nicht nur keineswegs zu den neuentdeckten gehört, sondern vielmehr in historischer Beziehung wahrscheinlich der älteste von allen ist.

Man darf es als eine Art Ironie bezeichnen, daß Afrika bei diesem ungeheuren Alter seiner Historie sich doch immer nur an seinen äußeren Grenzen der Außenwelt offenbart hat, während sich sein Inneres ziemlich hermetisch gegen das Eindringen der Intelligenz verschloß. Jedenfalls kann man sagen, daß selbst eine Menge Theile von Afrika, welche den alten Griechen und Römern bereits sehr zugänglich und bekannt waren, für eine lange spätere Periode wieder zur terra incognita wurden. Die nubischen Gegenden und viele Partien der Seeraubstaaten gehören dazu.

Erst die neuere und besonders die allerneueste Zeit hat im aufopfernden Eifer des Forschens, nicht minder unterstützt von einigen Eroberungskriegen, den Schlüssel wiedergefunden, welcher uns die inneren Geheimnisse jenes Erdtheils aufs Neue erschloß und erschließt.

Heinrich von Maltzan gehört nicht zu den wirklichen Entdeckungsreisenden, die darauf ausgehen, von Europäern nie betretenes Terrain für die Wissenschaft der Geographie in Besitz zu nehmen. Wohl aber darf er zu den wissenschaftlichen Forschern deshalb mit Recht gezählt werden, weil er mit emsigem Fleiß und tüchtiger Sachkenntniß in Bezug auf wichtige Artikel der Culturgeschichte eine dankenswerthe Nachlese hielt.

Er strebte hauptsächlich danach, im Nordwesten von Afrika ein möglichst getreues Charakterbild von den Völkern des Maghreb zu geben und dieses historisch merkwürdige Terrain dem allgemeineren Publicum bekannt zu machen. Recht sehr nahm er dabei Rücksicht auf die zahlreichen Monumente der alten römischen Weltherrschaft, ja die archäologischen Denkmale überhaupt, ließ manche beachtenswerthe Winke über die Sprachverhältnisse und Mischungen der jetzigen Bewohner fallen und suchte über die die Mitwelt ansprechenden gegenwärtigen Verhältnisse und Zustände möglichst viel Einzelnheiten beizusteuern, um sein Werk auch als Unterhaltungslectüre empfehlenswerth zu machen.

Der Verfasser gebietet keineswegs über die Reize ökonomischer schöner Darstellung, von welcher er durch Breite und styllose Versprengung des Inhalts entfernt gehalten wird. Doch die liebevolle Hingabe an seinen Gegenstand erwärmt jeden Freund der Intelligenz, ohne eine spannende Unterhaltung wie so viele moderne Reisewerke um jeden Preis bieten zu wollen.

Es ist nicht bildend, sondern geschmackverschlechternd, wenn Liebhaber und Laien sich nur solchen Büchern zuwenden, die den wissenschaftlichen Stoff durch kokette, geschwätzige Popularisirung

wie für genäschige Kinder und unfähige Faullenzer überzuckern und dadurch oft nachdrücklich verballhornen.

Maltzan's Schilderungen aus den Provinzen Algier und Oran, aus der großen Kabylie, der Wüste Sahara sind eine Vorbereitung zum fesselnden Schluß und Brennpunkt des Werkes.

Auf diesen Punkt möchte ich mit besonderem Nachdruck verweisen.

Zu den interessantesten Erscheinungen in der Culturgeschichte wird immer die allen Gebildeten sichtbare Erscheinung vom Emporblühen und Untergehen einzelner Nationen gehören, zumal wenn diese Nationen durch ihre Ausdehnung und durch ihre Einflüsse auf die Weltgestaltung von auffallender Bedeutung sind oder waren. Das Letztere läßt sich von den muhamedanischen Völkern und Staaten sagen, deren fanatisch eroberndes, mächtiges Dasein sich einst einer Springfluth gleich über ihre Nachbarlande ergoß und lange schon, nach kurzer Blüthe übermüthiger Gewalt und blendender barbarischer Halbcultur, in einem Niedersinken bis zur gänzlichen Auflösung von organisirter Kraft begriffen ist. Ueberall, wo noch die Standarten des Osmanenthums flattern, gelten sie uns heute als wehmüthige Verkündiger des Verfalls.

Kein moslemitisches Reich giebt es aber, das uns in seiner Abgeschlossenheit eines fanatischen, bis zur höchsten Rohheit terrorisirten Islam jenen Verfall finsterer repräsentirt, als das merkwürdige Kaiserreich Marokko. Es zeigt eine Welt des Zelotismus, die in ihrem eigenen, immer und immer wieder

ein- und ausgeathmeten Sauerstoff einer verbrauchten Lebensatmosphäre erstickt.

Die Marokkaner, die als Ueberreste der alten Moreskenstämme, gemischt mit kabylischen Racen, durch ihre geschmacklos sinnliche Neigung zur Ehe mit Negerinnen vorherrschend mulattische und quadronische Elemente in ihre Bevölkerung gebracht und ihrer Orthodoxie mit diesem schwarzen Blute noch mehr bornirte Starrheit gegeben haben, — diese von Christenhaß erfüllten Marokkaner stellen eine Art muhamedanisches Rom dar. Sie glauben ihren Glanz in der Farbenpracht zu sehen, von der die geistige Fäulniß sowohl wie die materielle begleitet ist, und indem sie den orientalischen Grundsatz, daß sich der Ignorant durch Verachtung des Bessern über allen Fortschritt erhebe, auf die Spitze trieben, wurden sie in kurzer Zeit um ein halbes Jahrtausend antiquirt. Der Stillstand der Geister ist die dämonische Locomotive, welche alle Bildung am heftigsten rückwärts schiebt.

Da das Leben jedes Christen, besonders jedes Europäers verfallen ist, sobald er die Stadt Marokko betritt, so gelang es binnen einem halben Jahrhundert kaum vier Persönlichkeiten, heimlich in den mysteriösen Kreis jener Mauern einzudringen.

Mit dem Verbot steigt das Begehren. Uns alle bewegt mit Recht der intelligente Wunsch, Einiges von den inneren Zuständen Marokko's kennen zu lernen, denn dieses geheimnißvolle Reich hat eine größere Ausdehnung als England und spielte lange in der Geschichte eine verhängnißdrohende Rolle.

Maltzan hat Alles daran gesetzt, weder Lebensgefahr noch ungewöhnliche Geldopfer scheuend, um von der marokkanischen

Hafenstadt Mogador aus in heimlichen Nachtreisen Marokko zu erreichen und in das Innere der Maurenstadt sich hinein zu paschen. Es gelang ihm, wenngleich in beschränktem Maßstabe, und sind auch die Resultate dieser abenteuerlichen Forschung vielleicht anderer Art, als sie sich die romantische Phantasie vieler Leser vorstellen mag, so ist es doch Pflicht, von Ergebnissen Notiz zu nehmen, die in unseren modernen culturgeschichtlichen Erkenntnissen lebhaft mitsprechen.

Enthüllungen aus Marokko.

Von Heinrich v. Maltzan.

Maltzan wurde von einem jüdischen Handelsmanne, bei dem er in Mogador logirte, an einen andern in das Judenviertel Marokko's empfohlen, und nur durch solche Vorsichtsmaßregeln, ferner dadurch, daß er den Pascha von Mogador und dessen Einwohner durch eine fingirte Einschiffung nach Europa täuschte, und endlich durch die Gefälligkeit eines Marabut oder muselmännischen Heiligen, Muley Smaïl, der in Rücksicht auf eine ansehnliche Bestechung dem Reisenden erlaubte, sich ihm bei der Tour nach Marokko anzuschließen, gelang dieses verkappt betriebene, lebensgefährliche Unternehmen. Ich übergehe diese Reise selbst, die aus Furcht vor muselmännischen Späheraugen nur bei Nacht ausgeführt und glücklich überstanden wurde.

Endlich erreichte der kühne Unternehmer sein Ziel. Der letzte Nachtritt war vorüber.

Jetzt ging die Sonne auf, sagt der Autor, und ich gewahrte eine große, mächtige Stadt, die sich in der Entfernung von einer halben Meile am Horizonte abzeichnete. Marokko lag vor mir! Ein großartiger, überraschender Anblick! Inmitten eines Waldes von Dattel- und Fächerpalmen lag eine Häusermasse von kolossaler Ausdehnung, wie man sie nur bei einer Weltstadt zu erblicken gewohnt ist. Das ganze weitgedehnte Häusermeer war von einer mittelalterlichen Festungsmauer umgeben, von der zahllose Thürme und Thürmchen aufragten, die dem Ganzen ein höchst stattliches, imposantes Aussehen verliehen. Zur Seite glänzten die Kuppeln des Kaiserpalastes, die hundert Minarets der Moscheen. Die drei goldenen Kugeln auf dem Kuppeldache der dem Palast zunächst gelegenen Moschee strahlten leuchtend und hell, vom Sonnenstrahle geküßt. Der mächtige Riesenminaret, die Hauptzierde Marokko's, beherrschte weit das unterworfene Häusermeer. Die Thore hoben sich kühn und stolz in die Höhe.

Aber nach und nach gewahrte das forschende Auge bald inmitten dieses Häusermeeres zahlreiche Lücken und noch mehr Ruinen, welche, von Weitem kaum erkennbar, zwar dem Entfernten den Eindruck einer Großstadt ungestört ließen, jedoch mit jedem Schritte des Näherkommens eine Illusion nach der andern zerstörten, so daß zuletzt von dem anfangs so glänzenden Gemälde, welches die in monotonen nächtlichen Reisen ausgehungerte Phantasie gierig eingeschlürft hatte, nur noch sparsame Reste und traurige Ruinen übrig blieben. Die sehr

weite, nicht zur Hälfte mit bewohnbaren Häusern ausgefüllte Ringmauer täuschte von der Ferne so, daß ich anfangs glaubte, die Stadt entspreche wirklich noch diesen großartigen Dimensionen, die sie vielleicht einst gehabt hat. Diese schöne Täuschung jedoch zerstreute sich jetzt. Marokko erschien in seinem wahren Lichte, als eine gefallene Königin des afrikanischen Westens, eine trauernde Wittwe auf den Trümmern ihres einstigen Glückes, eine sterbende Löwin im Schatten der Haine, welche die Thaten ihrer Kraft erblickt hatten. Da lag der Leichnam einer einstigen Großstadt! Ein Beispiel aller jener orientalischen Hauptstädte, wie sie zur Blüthezeit des Islam oft mit der Schnelligkeit eines Pilzes emporschossen, in welchen aber der Keim des Verfalls schon zur Zeit ihrer Erbauung schlummerte und nur den günstigen Augenblick erwartete, um sich rasch zu entwickeln. Dieser Augenblick war bei Marokko schon lange herbeigekommen.

Marokko haben die Araber nicht mit Unrecht das „Damascus des Westens" genannt. Denn, wie jene Perle des Orients, liegt es in grüner, lachender Thalebene, am Fuße steiler, grauenerregender Höhen, deren Contrast gegen seine blühenden Gefilde es nur desto lieblicher erscheinen läßt. Gleich jenem Diamant Syriens funkelt es im wellenspritzenden Spiele der seine Auen durchfließenden Silberflüsse. Im Norden, kaum eine halbe Meile von der Stadt entfernt, beschreibt der schöne wasserreiche Uëd Tensifft seine strahlende Bahn. Unmittelbar am Fuße von Marokko's Mauern rieselt der kleine Uëd es Sits oder Oelbach vorbei und der Uëd en Nefes bewässert im Südwest die fruchtbare Ebene. Aehnlich ziehen durch die Ebene

von Damascus der Parphar und der liebliche Abada. Aber wie das wahre Damascus, so war auch das „Damascus des Westens“ aus der Ferne täuschend. Je näher wir kamen, desto deutlicher zeigte es sich, wie wenig das Innere dem herrlichen äußeren Gewande entsprach. Nur die wohl über dreißig Fuß hohen Stadtmauern, die große Zahl der Wachtthürme und Burgen, das Heer von Moscheen, das aus dieser für heilig gehaltenen Stadt gen Himmel ragt, und der äußerlich wahrhaft großartig sich ausnehmende Palast des Kaisers waren noch im Stande, einen mächtigen Eindruck hervorzurufen.

Als Ungläubiger durfte ich die Thore dieser heiligen Stadt der Araber nicht betreten. Ich mußte im Judenviertel (Mellah), welches eine eigne kleine Stadt für sich bildet, mein bescheidenes Absteigequartier nehmen.

Als wir das Stadtthor erreicht hatten, trennte sich mein Begleiter, der Marabut, mit seinen Jüngern von mir. Denn ihn erwartete im maurischen Stadttheile die Gastfreundschaft zahlreicher Verehrer seiner selbst und Brüder seines Ordens. Obgleich Muley Smaïl wohl wußte, daß mir als Rumih die geheiligte Stadt unbetretbar sein mußte, so schien er es doch nicht gern zu sehen, daß ich bei einem Juden wohnen solle. Gern hätte ich mir durch Erwählung eines andern Quartiers seine weitere Zufriedenheit erworben, aber mir blieb keine Wahl. Zudem hätte ich auch, was mein Leben binnen vierundzwanzig Stunden gekostet haben würde, im maurischen Quartier wohnen wollen, so würde wahrscheinlich der Mangel an europäischen Bequemlichkeiten mich bald wieder zu den Juden getrieben haben. Denn in den arabischen Häusern ist an die Unentbehr-

lichkeiten des Lebens eines Europäers, an Betten und an das nöthigste Tischgeräth, wie Messer, Gabeln und Teller, gar nicht zu denken. Selbst der Kaiser und die Prinzen essen mit den Fingern und schlafen ohne Matratzen auf dem Fußboden. Das Aergste der kleinen Leiden jedoch für den Europäer, welches der Aufenthalt in arabischen Häusern unfehlbar mit sich bringt, ist das beständige Geplagtwerden von jeder Art des ekelhaftesten Ungeziefers, welches Einem keine Ruhe bei Tag und Nacht gönnt. Die Mauren scheinen eine so dicke Haut zu haben, daß sie die Stiche all dieser kriechenden und springenden Ungethüme so gut wie gar nicht spüren.

Es mochte etwa halb acht Uhr Morgens sein, als ich im Judenviertel ankam. Der Bâuab oder Pförtner desselben war ein alter Maure, denn die Juden dürfen selbst in ihrem eigenen Viertel nicht dieses Amt, welches etwas Militärisches hat, verwalten. Der Bâuab mochte mich für einen Araber halten, und in der That bedeckte mich mein zerlumpter Bernus vollkommen, denn er redete mich folgendermaßen an: Asch thamel hennah ja Khujah? (Was machst du hier, o Bruder?) Als ich jedoch meinen Bernus lüftete und meine europäische Tracht zeigte, da schwoll ihm der Zorn darüber, daß er mich Bruder genannt hatte, und er rief: Ruh l' el Dschahenen ja Kelb! (Fahre zur Hölle, o Hund!) Ein Trinkgeld besänftigte ihn jedoch. — Hier wird streng darauf gehalten, daß die Juden stets im maurischen Quartier barfuß gehen und weder Pferd noch Esel besteigen. Dazu müssen sie sich von den Mauren, besonders aber von den fanatischen Kabylen des Innern, die immer ein wahres Contingent durchreisender Vagabunden in

Marokko bilden, alle möglichen Demüthigungen und Beschimpfungen gefallen lassen. Das Insgesichtspuken, mit Füßen treten, Schimpfen mit den ekelhaftesten Namen, das Bewerfen mit Koth und Steinen, Alles dies müssen sich die gedemüthigten Juden gefallen lassen. Mancher Araber, wenn er einem Juden begegnet, wendet sich mit einer unanständigen Geberde von ihm ab. Daß hierbei der jüdische Charakter womöglich noch hündischer, kriechender und schmutziger sich entwickeln mußte, leuchtet ein. Die armen Menschen scheinen die Last der unsäglichen Verachtung, unter der sie schmachten, gar nicht zu fühlen.

Als Jude verkleidet und von zwei Juden als verschwiegenen Führern begleitet, unternahm Maltzan einen Gang in das verbotene Marokko. Jedoch die Todesfurcht seiner Begleiter und die Gefahr für ihn selbst ließen ihn bei der fluchtartigen Eile dieser Expedition nur dürftige Wahrnehmungen machen. Er fand das enttäuschende Bild einer verfallenen Stadt, verkehrlos, starr und steril in ihrem Lebenseindruck und durch orientalische Unsauberkeit traurig gekennzeichnet. Ein freier Raum trennt die innere Stadt von der äußern Ringmauer und erwähnenswerth schienen dem Reisenden nur die mächtigen Stadtthore, ein paar sehr schöne Moscheen und vor allem die Thatsache, daß unter den fünf-, sechs- bis achthundertjährigen Häusern, die man hier voraussetzen darf, sich in der Architektur noch die lebendige Anlehnung an das antike römische Haus vorfindet.

Bald nach diesem Späherbesuch in der Stadt ließ sich Maltzan durch seinen Reisebegleiter, den Marabut Muley Smaïl, dem Kaiser von Marokko, dem Vorgänger des jetzt

regierenden, zur Audienz vorstellen. Der Palast bildet eine Art Stadt für sich und liegt gewissermaßen außerhalb Marokko. Der Reisende schlägt die Länge der kaiserlichen Palaststadt auf eine halbe und die Breite auf eine Viertel deutsche Meile an; doch nur ein Achtel dieses Raumes ist mit Gebäuden, Villen, Pavillons, Kiosks geschmückt. Schönheit und Imposanz fehlen der Architektur gänzlich.

Das Militär, das sich zeigte, war in Disciplin, Uniform und Waffen im Zustande der Verwahrlosung und befand sich auf dem Standpunkte des alten eingerosteten Feuerschlosses.

Nachdem der Marabut einem tödlich Kranken unter den Soldaten dadurch Hülfe gespendet hatte, daß er einen Koranvers auf ein Brettchen schrieb, worauf die Tinte von demselben abgewaschen und dem Patienten dieses Religionswasser zu trinken gegeben wurde, traf man den Kaiser in einem einfachen Gartenpavillon an. Die Wände waren kahl, der Boden nur statt des Polsters mit einer doppelten Strohmatte bedeckt.

Auf dieser Strohdecke in einer Ecke des Saales saß oder hockte vielmehr, denn er hatte die Beine nicht untergeschlagen wie die Türken, sondern die Kniee gerade aufgerichtet, ein uralt aussehender Greis mit langem, weißem Bart, stark gerunzelten Zügen, einer Negernase, dicken Lippen, kleinen funkelnden Augen und einer Gesichtsfarbe, welche den Quadronen erkennen ließ. Dies war Muley Abd-er-Rahman, der Beherrscher der Gläubigen, das zeitliche Oberhaupt von acht Millionen Marokkanern und das geistliche Oberhaupt aller Muselmänner, welche zum Ritus der Maleki gehören, d. h. fast ganz Nordafrika's. Um ihn herum lagen, hockten oder kauerten auf der

Strohmatte des Fußbodens die Großen des Reichs. Es mochten etwa ihrer vierzig hier versammelt sein, meist alte, weißbärtige Gestalten. Der Kaiser lud mich durch einen kaum bemerkbaren Wink ein, ebenfalls auf der Strohmatte, und zwar in ziemlich großer Entfernung von ihm niederzuhocken. Ich that dies, nachdem ich ihm eine Verbeugung gemacht hatte. Der Marabut Muley Smaïl ging jedoch ganz ungenirt auf den Monarchen zu, erfaßte dessen Hand und küßte dann seine eigenen Fingerspitzen an der Stelle, welche die kaiserliche Rechte berührt hatte — der gewöhnliche arabische Gruß. Ueberhaupt schien von übertriebener Ehrfurcht oder Genirtheit in Gegenwart der allerhöchsten Person gar nicht die Rede zu sein. Von jenem Ceremoniell, welches Höst beschreibt und wonach der Europäer, den der Kaiser empfing, stehen mußte und an den Rockschößen von zwei Kammerherren festgehalten wurde, damit er dem Kaiser nicht zu nahe trat, wurde in meinem Falle ganz abgesehen. Eine gewisse gemessene Ruhe herrschte in dieser Versammlung, wie bei allen Zusammenkünften der Muselmänner, namentlich religiöser Personen, und der öffentliche Charakter des Kaisers von Marokko ist ja vorzugsweise ein religiöser. Von den Anwesenden schien Niemand uns bei unserm Eintritt irgend welche Aufmerksamkeit zu schenken. Dennoch ist ein Europäer am Hofe Muley Abd-er-Rahman's eine äußerste Seltenheit. Aber so wollte es nicht nur die Etikette des Hofes, selbst der gewöhnliche Anstand erforderte dies: Erstaunen, Neugierde müssen eben so gut, wie alle andern Affecte äußerlich vollkommen bemeistert werden. „Dein Gesicht sei ein übertünchtes Grab," sagt die Mukialeme oder Sittenlehre der

Araber und Türken. Nachdem wir uns niedergelassen (und, hier muß ich dem Marabut das Zeugniß ausstellen, daß er mich nicht allein im Schwarme ließ, sondern die Gnade hatte, seinen Platz in meiner Nähe zu erwählen), fuhr der Kaiser in einem Gespräche weiter fort, welches er nun gerade mit einem der ihm zunächst Sitzenden begonnen hatte. Uns wurde vor der Hand keine Aufmerksamkeit mehr geschenkt. Es war, als wenn wir nicht da wären. Weder Kaffee, wie es sonst bei muselmännischen Gästen im Allgemeinen, noch Thee, wie dies in Marokko im Besondern Sitte ist, wurde uns angeboten, auch Tabakspfeifen wurden nicht gereicht, da in der ehrfurchtgebietenden Nähe des Kaisers Keinem Kaffee oder Thee zu trinken oder Tabak zu rauchen gestattet war. Kaffeetrinken und Rauchen galten am Hofe Muley Abd-er-Rahman's für unschicklich, ja beinahe für strafbare Handlungen. Die stets tabakrauchenden Türken und Araber des Orients haben von dieser würdevollen Enthaltsamkeit von allen Luxusbedürfnissen dieser Araber des Westens keinen Begriff.

Nachdem Muley Abd-er-Rahman sein Gespräch beendet hatte, entstand eine lange Pause allgemeinen Stillschweigens. Niemand wagte es, sie zu unterbrechen, denn auch bei Muselmännern ist es, wie bei uns, Hofetikette, daß man in Gegenwart des Monarchen nur dann sprechen darf, wenn man von diesem angeredet wird. Endlich brach der Kaiser die schon lange währende Stille. Er schien sich jetzt meiner zu erinnern und gewährte mir einige Aufmerksamkeit. Zuerst that er eine kurze Frage über meine Reise. Muley Abd-er-Rahman bediente sich keines Dolmetschers, wenn er mit mir sprach. Seine

Worte wurden mir jedoch durch den Marabut, welcher zwischen dem Kaiser und mir hin und her ging, so oft der Fürst fragte und ich antwortete, wiederholt.

Meiner aus Rücksicht für die Etikette kurz gefaßten Antwort folgte wieder ein längeres Schweigen. Dann kam eine weitere Frage des Sultans und darauf wieder Stille. So verlief die ganze Audienz. Unterhaltend war sie eben nicht. Aber jener würdevolle Ernst, der über die ganze Versammlung ausgegossen schien, verfehlte nicht, auf mich seinen Eindruck hervorzubringen.

Die wenigen Fragen, welche Muley Abd-er-Rahman an mich richtete, bewiesen seine rührende Ignoranz und die kindliche Naivetät seiner Begriffe. Von europäischen Regierungen und Staatsformen hatte er keine Ahnung. So schien der Kaiser offenbar unter dem Eindruck zu laboriren, als sei die französische Republik vom Jahr 1848, deren Kunde bis zu ihm gedrungen war, und welche er auf den Münzen als idealen Frauenkopf abgebildet gesehen hatte, wirklich ein weibliches Wesen gewesen und folgende Frage schien von dem Standpunkte seiner Unwissenheit aus natürlich: Ob ich nämlich die Bublick (so nennen die Mauren die République française) gesehen und ob der jetzige Beherrscher Frankreichs diese Dame geheirathet und von ihr das Regiment überkommen habe? Auch von England und dem Minister Palmerston hatte der Sultan gehört und frug mich, ob Letzterer nicht der Gemahl der Königin Victoria sei? Obgleich es mir bei diesen beiden Fragen schwer wurde, den nöthigen Ernst zu bewahren, so gelang es mir doch, mich zu beherrschen. Ich hütete mich in meinen Antworten, die rührende Unwissenheit des Beherr-

schers der Gläubigen auch nur im Geringsten hervorzuheben, sondern gab mir die Miene, als nehme ich seine Worte mit der größten Gewissenhaftigkeit auf, obgleich ich innerlich vor Lachen beinahe ausbrechen wollte. Ich beantwortete so gut ich konnte durch Umschreibungen die originellen Fragen des Fürsten, ohne dem Kaiser auch nur im Geringsten anzudeuten, wie irrig seine Ansichten seien, welches natürlich ein unverzeihlicher Verstoß gegen die Etikette gewesen sein würde.

Muley Abd-er-Rahman war äußerst einfach gekleidet. Alle seine Gewande waren weiß und von untadelhafter Reinlichkeit.

Muley Abd-er-Rahman verabschiedete mich nicht nach Art europäischer Regenten, welche dem Aufwartenden selbst das Signal zum Aufbruch zu geben pflegen.

Ich hätte ad infinitum dasitzen können, wenn ich gewollt hätte. Dazu hatte ich jedoch gar keine Lust. Aber von selbst, ohne anscheinendes dringendes Motiv aufzubrechen, dazu besaß ich kaum den Muth, denn ich wußte wohl, daß die maurische Hofsitte in einem Punkte der unsrigen gerade entgegengesetzt ist. Es gilt nämlich für höflich und wünschenswerth, daß Jemand, welcher beim Fürsten Audienz hat, dieselbe so lange als möglich ausdehnt, ja, sollte selbst der Sultan den Besucher verabschieden, daß dieser Besucher dann dennoch bleibe, da die Entlassung hier nur eine Höflichkeitsformel ist. Durch sein hartnäckiges Verweilen in der Nähe des Monarchen drückt ein gewandter Höfling am beredtesten aus, was für ein unaussprechliches Glück es für ihn sei, bei dem Herrscher weilen zu dürfen.

In Europa schicken bekanntlich die allerhöchsten Personen oft nach fünf Minuten langer Audienz die Aufwartenden dorthin,

von wo sie hergekommen sind, und wie lächerlich würde sich Jemand machen, der den zarten Entlassungswink unserer Herren nicht verstände oder nicht verstehen wollte? Hier ist das anders. Der Fürst nimmt die Ehrerbietung, die ihm selbst der Geringste erweist, dankbar an und sucht sich seiner nicht so entsetzlich schnell zu entledigen.

Ich konnte mich also nicht verabschieden. Was aber machen? Mein Heiliger sollte mich jedoch auch diesmal nicht im Stich lassen. Der zerlumpte Marabut, Muley Smaïl, bekam plötzlich den Einfall, eine Moschee besuchen zu wollen. Er kündigte diesen Vorsatz dem Kaiser an, welcher ihn mit einem: „Themsa ala kheïr," „ich wünsche Dir den Abend angenehm zuzubringen," gnädigst entließ.

Ich erwartete die Rückkehr des Marabuts im Hofe des Meschuhar, wo einige Bettelsoldaten sich um mich herum in gaffender Neugier schaarten, mich übrigens nicht belästigten.

Als Muley Smaïl das Oelam ausgebetet hatte, kam er zu mir zurück, mir etwas Wichtiges zu sagen. Dies betraf nämlich die Geschenke, die ich dem Kaiser machen mußte. Ich war zwar kein Consul und überhaupt keine officielle Persönlichkeit, aber ohne Geschenke zu bringen darf kein Europäer einen Besuch am marrokanischen Hofe machen. Ich wußte das und hatte zu dem Zwecke eine sehr schöne Pendeluhr, sowie ein Paar englische Revolver und einige kostbare Lyoner Seidenstoffe in Gibraltar eingekauft. Dies war jedoch nur für mein erstes Geschenk berechnet. Ich wußte, daß ich noch ein zweites Geschenk, nämlich bei meiner Abreise, machen mußte. Dafür hielt ich einen französischen Shawl, einige kleine Broncestatuetten,

ein prächtiges Schreibzeug, zwei Spazierstöcke und ein Taschenmesser mit zwanzig Klingen in Reserve. Muley Smaïl bemerkte mir, daß der Kaiser es gern sehen würde, wenn ich meine Geschenke auf der Stelle übersenden würde; denn es sei üblich, dieselben am Schluß der ersten Audienz darzubringen. Ich bewog deshalb einige Soldaten durch Trinkgelder dazu, nach dem Judenviertel zu gehen, um die Geschenke abzuholen. Ein Officier, der gleichfalls ein Douceur bekam, begleitete sie. Nach einer halben Stunde kamen die Soldaten mit den erwähnten Gegenständen zurück und brachten sie in das Audienzzimmer des Kaisers. Muley Smaïl begleitete meine Gaben und blieb nun auch beim Monarchen. Erst am folgenden Tage hörte ich, daß der Kaiser die Uhr gelobt habe, aber die Revolver, da sie ja keine Feuersteinschlösser hätten, nicht gebrauchen könne. Im Ganzen sei der Eindruck meiner Geschenke kein durchaus günstiger gewesen. Man erwarte deshalb, daß meine Abschiedsgeschenke desto prächtiger sein würden.

Vom Palast des Kaisers zurückkehrend, begleiteten mich die zwanzig Bettelsoldaten, sowie ein Lieblingsjünger des Marabuts, Sidi Mustapha, nach der Mellah zurück, wo mein jüdischer Wirth Moscheh für jenen Mustapha, sowie für meine zerlumpte Escorte — natürlich auf meine Rechnung — eine Mahlzeit bereit hielt. Die Bettelsoldaten fielen mit Heißgier über das Kußkussuh her. Sidi Mustapha sträubte sich ein wenig dagegen, im Hause eines Profanen und Ungläubigen zu Tisch zu sitzen; aber durch Moscheh's kriechende Bitten ließ er sich bewegen und verschmähte endlich nicht mehr die Kost des unheiligen Juden, sondern schlang dieselbe vielmehr bald mit

dem höchsten Heißhunger in sich. Das Essen der Mauren von Marokko ist übrigens eine Merkwürdigkeit. Sie greifen mit den Fingern in die Schüssel und fassen eine Handvoll Reis oder Kußkussuh heraus. So weit folgen sie allgemeiner arabischer Sitte. Nun folgt aber der unterscheidende Proceß. Es wäre wohl das Einfachste, die aus der Schüssel genommene Speise gleich mit den Fingern zum Munde zu führen. Das würde aber den ärgsten Verstoß gegen die gute Sitte bilden, dessen man sich schuldig machen könnte. Man muß die Speise erst ein wenig zwischen den Fingern rollen und so ein Kügelchen daraus machen. Dann darf man sie erst zu sich nehmen, aber auch nie direct mit den Fingern an den Mund bringen, sondern man muß das Kügelchen aus einiger Entfernung mit der Hand in den Mund hineinwerfen. Je weiter man die schleudernde Hand vom Munde entfernt hält, für desto kunstvoller und für desto anständiger gilt es. Nie sah ich einen Marokkaner beim in den Mund Werfen der Speise die wahre Richtung verfehlen, wie das dem sich in diesem Kunststück versuchenden Europäer anfangs stets passirt. Sidi Mustapha drückte sein großes Mitleid mit mir aus, daß ich nicht auf die ihm einzig schicklich dünkende Weise zu essen verstehe.

Jetzt wartete meiner noch ein unangenehmes Viertelstündchen. Ich sollte nun zu meinem Schaden inne werden, daß ein Besuch bei dem Kaiser eine ganz hübsche Einkommensquelle für dessen sämmtliche Umgebung ausmache. Diese Ehre, den Beherrscher der Gläubigen zu sehen, muß theuer bezahlt werden und zwar nicht nur durch Geschenke an den Monarchen allein, sondern Jeder, der ein Amt am Hofe ausübt, macht bei socher

Gelegenheit Anspruch auf eine Gabe, und man darf sie ihm nicht verweigern. Einer der Beamten des Palastes war uns nach der Mellah gefolgt und dieser Würdenträger producirte jetzt eine Liste mit den Namen Aller derer, nebst den Summen, welche sie forderten.

Es war eine Aufzählung von über vierzig Personen, welche Alle mehr oder weniger große Summen von mir forderten. Ich mußte trotz der Schmerzen meines Geldbeutels über das Komische einzelner Ansprüche lachen. Die ganze Summe, welche man von mir verlangte, belief sich ungefähr auf viertausend Unzen, über tausend Franken. So unangenehm es war, ich mußte doch die lächerliche Rechnung bezahlen.

Man würde sich jedoch irren, wollte man glauben, daß jetzt die Ansprüche auf meinen Geldbeutel aufgehört hätten. Nein! jetzt hatte ich eigentlich erst einen Theil, etwa die Hälfte, davon absolvirt. Erstens erhoben nun die Bettelsoldaten ein einstimmiges Concert, nach Geld schreiend, gleichwie die Frösche im Sumpfe nach Regen quaken. Ich mußte jeden dieser zerlumpten Krieger, welche meine Escorte nach dem Palaste gebildet hatten, mit zehn Onzas beschenken, was wieder ein hübsches Sümmchen ausmachte. Endlich aber meldete sich noch ein unerwarteter, oder richtiger gesagt, ein jetzt noch nicht erwarteter Rachegeist bei meinem Geldbeutel. Der größte Anspruch kam zuletzt. Er erhob sich in der Person von Niemand Geringerem, als dem großen Marabut Muley Smaïl, dessen Heiligkeit ihn gar nicht hinderte, an dem irdischen Tand ein unheiliges Vergnügen zu empfinden.

Anfangs rückte er scheu damit heraus, es war nur von

einer Kleinigkeit die Rede. Dann bekam diese Kleinigkeit, dieses Atom, einen Gehalt, das Atom wurde zum Wesen und das Wesen nahm Form an und die Form enthüllte sich unter der Gestalt von einer Forderung von achtzig spanischen Thalern für Jeden von Beiden. Ich nahm diesen neuen sauren Apfel, in den ich beißen mußte, drückte die Augen zu und biß herzhaft hinein. In seiner Dankbarkeit versprach er mir bei seinem Scheiden, mich zu einer Versammlung eines religiösen Ordens, zu welchem er selbst gehörte, zu begleiten und mir so Gelegenheit zu verschaffen, eines der interessantesten religiösen Feste der Eingebornen zu sehen. Ich glaube wohl, bis jetzt der einzige Europäer zu sein, dem ein solcher glücklicher Zufall sich dargeboten hätte.

Der religiöse Orden, dessen Fest mir Mustapha zu zeigen versprochen hatte, war der der Issauah, d. h. der Brüder vom Orden des Sidi Aïssa.

Die Issauah behaupten und geben sich alle Mühe zu beweisen, daß sie von ihrem Ordensstifter die wunderbare Fähigkeit erhalten haben, jede Art von Gift und schädlicher Substanz ungestraft genießen zu können.

Die Pforte des Judenviertels war bereits geschlossen, als wir die Mellah verließen, aber ein Trinkgeld eröffnete sie uns. Der Stadttheil, durch welchen wir jetzt kamen, war mir noch völlig unbekannt. Wir gingen zuerst durch eine Reihe winklicher Gäßchen. Dann kamen wir durch offenere Straßen, wo jedoch die vielen Häuserruinen ein trauriges Bild des Verfalls darboten, und zuletzt in jenen Stadttheil, welcher in der Nähe der schönen Kubba oder Grabkapelle von Sidi Ben el Abbas, des

Schutzpatrons von Marokko, liegt. Obgleich wir nicht an dieser Kubba direct vorbei kamen und ich sie sonst nie wieder gesehen habe, so habe ich doch ein oberflächliches Bild von ihr erhalten. Denn durch eine jener großen Lücken, welche die Häuserruinen in den Straßen bildeten, konnte ich sie beim matten Schimmer des ersten Mondviertels daliegen sehen. Sie war durchaus wie eine Moschee gebaut, hatte fünf schöne Kuppeln und einen massiven viereckigen Minaret.

Die Menge von Häuserruinen in Marokko ist sehr auffallend. Etwas Aehnliches sieht man in keiner Stadt Europa's. Man sollte meinen, daß, wenn an der Stelle eines eingefallenen kein neues Haus wieder erbaut werden soll, man wenigstens die Ruinen entfernen würde, um so einen freien Platz zu gewinnen. Aber daran denkt hier Niemand. Straßenpolizei existirt hier so gut wie gar nicht. Unreinigkeiten in den Straßen werden nicht beseitigt. Thierleichname liegen überall umher und verpesten die Luft. An Pflaster ist nicht zu denken. Im Winter ist der Koth, im Sommer der Staub in den Gassen unausstehlich. Dazu noch die vielen Ruinen, über die man oft beinahe den Hals bricht.

In einer an Ruinen ebenfalls reichen Straße befand sich das Haus des Mokkadams des Ordens, d. h. des provinziellen Oberhauptes der Issauah von Marokko. Der höchste Chef des Ordens lebt immer in Mekinäs.

Nach dem Auswechseln einiger mystischen Formeln von Seiten meines Begleiters mit den Insassen dieses Hauses wurden wir eingelassen. Das Gebäude war eines der schönsten maurischen Häuser, welche ich bis jetzt gesehen hatte. Leider

war es etwas baufällig. Dieser Umstand sprach für sein hohes Alter, denn die maurischen Häuser dauern ungleich länger, als die gewöhnlichen europäischen. Ein Haus, das fünf Jahrhunderte zählt, wird man hier selten baufällig finden. Deshalb schloß ich, daß dieses Gebäude wohl der Glanzepoche des Maurenthums seine Entstehung verdanken möge. In der That war seine Architektur zu schön, um der Epoche des Verfalls der maurischen Kunst anzugehören.

Es hatte zwei innere säulenumgebene Höfe und stellte so noch getreuer, als die maurischen Häuser Algiers und Tetuans das altrömische Muster dar. Der erste Hof war mit farbigen Kacheln gepflastert und entsprach, natürlich mit der Ausnahme, daß hier Bogen statt Architraven auf den Säulen ruhten, durchaus dem römischen Atrium. In seiner Mitte befand sich ein Becken für das abfließende Regenwasser, gleich einem antiken Impluvium. Der zweite wurde mit dem ersten durch einen Raum, der halb Zimmer und halb Corridor war, verbunden, welcher dem antiken Tablinum glich. Dieser Hof bildete eine ziemlich getreue Nachbildung des römischen Peristyliums, welches in der That nur eine erweiterte Wiederholung des Atriums war. Hier befand sich die Alberke, ein von Marmor eingefaßtes viereckiges Bassin, und einige Orangenbäume waren um dieselbe herum gepflanzt. Auch dies ist echt römisch, denn der Hof des Peristyliums, diente, wie man in Pompeji entdeckte, nicht selten als Hortus, Garten.

Die Gäste waren in den beiden inneren Höfen versammelt, wo sie auf den Strohmatten des Fußbodens kauerten oder hockten. Nur einige der älteren saßen in der würdevolleren

orientalischen Weise mit untergeschlagenen Beinen. Die Galerien des ersten Stockwerks waren von künstlich geschnitztem Holzgitter umgeben, hinter welchem die Frauen, deren Gesichter dicht bis an die Augen vermummt waren, dem Feste zuschauten. Sidi Mustapha führte mich an eine für Honoratioren reservirte Stelle, wo ich zwischen zwei uralten Greisen auf dem Fußboden Platz nahm. Ich war, wie man sich leicht denken kann, nicht nur der einzige Europäer, sondern auch der einzige Nichtmuselmann in der ganzen Versammlung, denn keiner der Juden in der Mellah hatte es gewagt, mich hierher zu begleiten. Es wäre wohl auch keiner hier gelitten worden. Ich wunderte mich selbst über meine Tollkühnheit, mich schutzlos unter diese fanatische Horde zu wagen; aber ich pflege auf Reisen in barbarischen Ländern an einem Grundsatze festzuhalten, dessen Richtigkeit ich bis jetzt noch immer erprobt habe. Dieser ist: den Barbaren so viel als möglich zu zeigen, daß man Vertrauen und zwar unbedingtes Vertrauen zu ihnen hegt.

Die religiöse Ceremonie begann mit dem näselnden Absingen einiger sich stets wiederholenden Formeln, den einfachsten Elementen des muselmännischen Glaubensbekenntnisses. Plötzlich, während des heftigsten Singens und Schreiens der Gläubigen, wozu die Tamtams oder flachen, unten offenen Trommeln nach Herzenslust geschlagen wurden, erhob sich einer der Brüder des Ordens und begann das Ischdeb. Das Ischdeb ist eine Art religiösen Tanzes: Tanzen ist eigentlich nicht das Wort, aber wir haben keinen andern annähernden Ausdruck. Es sind taktmäßige, erst langsame, dann immer schneller werdende, zuletzt convulsivisch aussehende Bewegungen des Körpers, namentlich

des Oberkörpers. Das Ischdeb fing mit einer Menge von gleichmäßigen Schwingungen des Oberkörpers und Kopfes, ähnlich sehr tiefen, schnell und oft wiederholten Verbeugungen an. Nachdem der Tänzer dies einige Minuten getrieben hatte, erhob sich ein anderer und dann wieder ein anderer, bis zuletzt nicht weniger als sechs in betäubendem Nicken mit dem Kopfe und Beugen des Oberkörpers wetteiferten. Dieser Wettkampf dauerte vielleicht eine halbe Stunde. Keiner, welcher einmal die Bewegungen des Kopfes und Oberkörpers begonnen hatte, durfte aufhören, ehe er in den Paroxismus gerathen war, der den Gipfelpunkt des Ischdeb bildet. Die Bewegungen folgten immer rascher und rascher aufeinander, die Verbeugungen wurden immer tiefer und tiefer, die Schwenkungen des Leibes und Kopfes immer heftiger und heftiger, bis zuletzt Schwindel sich des Ermatteten bemächtigte, der Schaum auf seine Lippen kam, die Augen aus ihren Höhlungen traten und wie wahnsinnig umherrollten und der fanatische Tänzer strauchelnd zu Boden stürzte; dies war der Gipfelpunkt, die sogenannte „Exstase". In diesem, eines tollen Hundes würdigen Zustande kommt, so lautet das Glaubensbekenntniß des Ordens, der Geist des Stifters über seinen im heiligen Wahnsinn begriffenen Jünger und macht ihn tüchtig, das schädlichste Gift und Alles, was verwundet oder verletzt, ungestraft zu verzehren. Die fanatisirten Kerle wälzten sich in wilder Unordnung auf dem Boden und stießen unmenschliche, schreckenerregende Töne aus, bald dem Grunzen eines Ebers, bald dem Gebrüll des Löwen vergleichbar. Einige fletschten ihre scharfen raubthierartigen Zähne, zwischen denen der weiße Schaum zischend hervorquoll. Sie

schnappten mit wahnsinniger Geberde nach den ihnen zunächst Sitzenden und es schien wirklich, als wollten sie aus deren Körper Stücke herausbeißen. Diese Seite des Paroxismus der Brüder hat vielleicht zu der Fabel von der Menschenfresserei der Issauah Anlaß gegeben. Sie geberdeten sich wie blutdürstige Anthropophagen, die nach Menschenfleisch zu lechzen schienen, aber — sie thaten Niemand etwas zu Leide.

Nachdem alle sechs sich in diesen Zustand des wahnsinnigen Paroxismus gearbeitet hatten, wurde eine große verdeckte Schüssel hereingetragen, von welcher der neben mir sitzende Greis den Deckel abhob. Zu meinem unbeschreiblichen Ekel sah ich, daß diese Schüssel ein wahres Nest von lebenden Schlangen, Scorpionen, Eidechsen, Kröten, d. h. schädliche mit ekelhaften Thieren vereint, enthielt. Kaum blieb dem Greis Zeit übrig, die Schüssel in die Mitte der schäumenden Tobsüchtigen zu stellen, so fielen diese mit viehischer Gier über das entsetzliche Gericht her und im Nu war es verschlungen. Hier war von Taschenspielerkünsten keine Rede, denn ich sah sie deutlich die Schlangen und Scorpionen kauen und die Brühe davon an ihren Mundwinkeln herabfließen. Daß aber besagte Schlangen und Scorpionen noch im Besitze ihres ursprünglichen Giftes gewesen seien, das bin ich weit entfernt, behaupten zu wollen.

Der ekelhaften Ceremonie folgte eine gefährliche. Man brachte nämlich eine Schüssel voll zerbrochenen Glases, voll Nägel und scharf-dorniger Cactusblätter herein, welche ebenfalls in Bälde geleert und deren Inhalt verschlungen wurde. Auch hierüber konnte kein Zweifel stattfinden. Ich sah sie die

Nägel verschlingen, hörte sie deutlich das Glas kauen und sah den Saft des stachligen Cactusblattes über ihre Wangen herabrinnen. Auch konnte ich hie und da Blutstropfen gewahren, mit der Brühe des Cactus vermischt, dem vom Glase verwundeten Munde entflossen. Man versicherte mich, daß diese Leute allen Ernstes sich oft großen Schaden zufügen, was ihnen jedoch im andern Leben von dem großen Heilgen, ihrem Ordensstifter, reichlich vergolten wird.

Nach Vollendung dieser Ceremonie folgte die Mahlzeit von Kußkussuh und dann noch ein ohrenzerreißendes Geheul, welches das Nachgebet vorstellte. Endlich erhob sich Sidi Mustapha und ich that desgleichen. Beim Herausgehen bedeutete er mir durch eine beredte Pantomime, daß ich dem Orden ein Geschenk machen müsse. Ich fragte, wie viel er glaube, daß ich geben solle, und der Mokkadam, an den der von mir Gefragte sich nun fragend wandte, bestand auf zehn spanischen Thalern. Kleinigkeit! Jedes Stück Maurenthums, welches ich in Marokko sehen sollte, machte ein hübsches Löchlein in meinen Geldbeutel! Aber was machen? Von einer fanatischen Horde umgeben, die mich ungstraft hätte abschlachten können, mußte ich ihren Willen thun, um Aergerem zu entgehen. —

Wenn ich darüber ein Urtheil fällen soll, wie viel Einwohner jetzt die Stadt Marokko besitzen mag, so bin ich in großer Verlegenheit. Kein Mensch in Europa, aber noch viel weniger Jemand in Afrika, ja am Allerwenigsten in Marokko selbst ist im Stande, diese Einwohnerzahl richtig anzugeben. Die Berichte der wenigen Reisenden, welche diese Hauptstadt besucht haben, weichen sehr von einander ab. Jackson, der im Jahre

1811 Marokko besuchte, fabelt von 270,000 Seelen. Gräberg giebt ihr 50,000, Chénier gar nur 30,000 Einwohner und der dänische Consul Höst, der im vorigen Jahrhundert Marokko bereiste und darüber schrieb, stellt das Maß niedriger als Alle und nimmt blos 20,000 an. Wenn ich jedoch die Ruinenhaftigkeit der meisten Stadttheile berücksichtige, so glaube ich, wird sich nicht mehr als 50,000 Einwohner herausstellen.

Ich blieb im Ganzen vier Wochen in der Hauptstadt des Kaiserreichs. Während dieser vier Wochen war es mir nur dreimal gegönnt, aus der Mellah herausgehen zu können. Der Kaiser sorgte so väterlich für mein Leben, daß er mir direct verbot, aus der Mellah hinauszugehen. Ich war also jetzt geradezu ein Gefangener! Hierin widerfuhr mir dasselbe Loos wie allen Europäern, die vor mir das Land besucht hatten. Auch sie blieben die ganze Zeit, während sie in Marokko oder Mekinäs sich aufhielten, eingesperrt. Man würde sich jedoch irren, wollte man in dieser Einsperrung der Europäer ein Zeichen des Fanatismus des Kaisers sehen. Dieselbe ist nur ein Zeichen der Schwäche der Regierung. Die Regierung ist viel weniger fanatisch, als ihre Unterthanen. Aber sie ist ohnmächtig, den Christen gegen den Fanatismus der Mauren und Kabylen zu schützen. Deshalb ist Marokko dem Europäer ein verschlossenes Land, verschlossener als China. Sein Beherrscher selbst vermag nicht, es dem Europäer zu öffnen.

Die schöne Rebekka, die Tochter meines Wirthes, besaß eine sehr angenehme Gabe der Unterhaltung. Sie war namentlich eine sehr erheiternde Erzählerin. Oft saß ich stundenlang lautlos ihr gegenüber und lauschte ihren Worten, die sie im reinsten

Castilianisch aussprach. Von ihr vernahm ich manchen Zug maurischer Sitten, Gebräuche und Gesetze, der mich höchlichst interessirte. Die „Geschichte der alten Maurin aus Mogador“ schien mir besonders würdig, aufgezeichnet zu werden. Andere gestattet mir der Raum nicht, hier wiederzugeben. So möge denn diese eine Anekdote für alle dastehen.

Der Koran, welcher das einzige Gesetz jedes gut muselmännischen Landes und folglich auch Marokko's ist, schreibt mit alttestamentarischer Strenge die Vorschrift: „Aug' um Aug', Zahn um Zahn“ vor. Nie vielleicht sollte Letzteres so buchstäblich gefordert werden, als im Falle der alten Maurin aus Mogador. In letzterer Stadt lebte nämlich ein Engländer, einer der drei oder vier Europäer, die es daselbst auszuhalten vermögen, ohne vor lauter Spleen zu sterben; denn Mogador ist, wie alle marokkanischen Städte für einen Europäer über die Maßen langweilig. Dieser Engländer war Kaufmann und trieb Handel mit der Stadt Marokko, ja selbst der Kaiser kaufte gelegentlich von ihm und verkaufte an ihn, denn wie gesagt: schon seit mehreren Generationen treiben die Kaiser von Marokko selbst Handel. Die Gunst, welche ihm der Monarch gewährte, war dem Britten in seinem Handel von großem Nutzen und er war also weit entfernt davon, etwas thun zu wollen, was ihn dieser Gunst verlustig machen konnte. Aber der Engländer langweilte sich in Mogador, namentlich am Sonntag wußte er nicht, was er mit sich anfangen sollte. Da er keine Kirche Altenglands besuchen konnte, so beschloß er, wenigstens des andern vaterländischen Sonntagsvergnügens, des Betrinkens nämlich, nicht verlustig zu gehen. Er widmete sich

also an diesem heiligen Tage ausschließlich der Whiskeyflasche. Eines Tages hatte er besonders reichliche Libationen gemacht. Die Folge derselben war ein großer Rausch. Die Folge des Rausches war, daß der Engländer auf die Straße ging und sich dort betrunken geberdete. Eine seiner Geberden bestand darin, daß er mit einem Stocke wie wahnsinnig um sich schlug. Nun wollte es das Schicksal, daß ein armes maurisches Bettelweib gerade vorbeigehen sollte, als der Sohn Albions sich mit Lufthieben unterhielt. Daß der Stock der alten Maurin in's Gesicht fuhr, ihr auf den Mund schlug und zwei Zähne herausstieß, das war das Werk eines Augenblickes. Der Engländer lachte über den herrlichen Spaß. Aber die Alte lachte nicht, sondern nahm zwei Zeugen, welche das Herausschlagen ihrer Zähne gesehen hatten, ging zum Kadi und forderte, was ihr nach dem Gesetz gebührte, nämlich zwei Zähne des Engländers. Der Kadi ließ den Engländer rufen und erklärte ihm, daß er zwei seiner Zähne auszuliefern habe. Aber der Sohn Albions, inzwischen nüchtern geworden, war gar nicht zur Herausgabe seiner Kauwerkzeuge aufgelegt.

Er ging zu seinem Consul und erzählte ihm den Fall. Der Consul rieb sich hinter dem Ohre und fragte den Kaufmann, ob er etwa eine Beschießung Mogadors durch die englische Flotte herbeizuführen beabsichtige.

„Eine Beschießung Mogadors?“ rief der Erstaunte. „Nein! Gewiß nicht; denn eine solche würde mich an den Bettelstab bringen.“

„Doch,“ sagte der Consul, „sind Sie auf dem besten Wege, eine solche einzuleiten, wenn Sie nämlich darauf bestehen, in

dieser Sache meinen Schutz anzurufen, welchen Schutz ich Ihnen natürlich nicht verweigern darf, der aber, das ist leicht vorauszusehen, zu den ernsthaftesten Streitigkeiten führen wird. Das arabische Gesetz ist streng und unerbittlich. Sie können freilich mit den Waffen dagegen streiten, indem Sie auf der Intervention Ihres Vaterlandes bestehen. Aber dadurch werden Sie für immer in Marokko unmöglich und Ihre Handelsverbindungen sind zerstört. Glauben Sie mir! Vermeiden Sie den diplomatischen Weg, geben Sie der alten Maurin ein Paar Thaler und Alles wird abgethan sein."

Aber der Consul hatte sich geirrt. Die alte Maurin war nicht mit ein Paar Thalern zur Ruhe zu bringen. Sie bestand auf den Zähnen. Sie wollte ihre Zähne, d. h. die Zähne des Engländers, von denen zwei nach dem Koran ihr Eigenthum waren. Von den Thalern schritt der Engländer zu Guineen; — mit keinem besseren Erfolg. Die Alte war arm; aber die Zähne ihres Feindes gefielen ihr doch besser, als das Geld.

Der Kadi war jedoch weniger gewappnet gegen die goldenen Augen der Guineen und sie bewogen ihn am Ende, der Alten Unrecht zu geben. Die Alte vernahm den Spruch des ungerechten Richters mit Ruhe, aber nicht mit Resignation, und beschloß, an einen höheren zu appelliren. Sie bestieg ein kleines Eselchen, machte sich auf die Reise und am Ende der Reise kam sie in Marokko an und stieg vor dem Palaste des Kaisers ab. Es war dunkel, als sie ankam und sie mußte vor den Thoren im Freien übernachten. Da lag sie die Nacht hindurch auf der bloßen Erde und das Eselchen stand neben ihr und sah

aus, als wundere es sich über die Beharrlichkeit dieser rachsüchtigen Alten.

Am andern Morgen um fünf Uhr — die Mauren stehen frühe auf — hielt der Kaiser seinen Meschuhar oder Volksaudienz. Da Jedermann Zutritt hatte, so kam auch die Alte, warf sich vor dem Fürsten nieder und dieser fragte sie:

„Was willst Du, gute Alte?"

„Beherrscher der Gläubigen!" sprach sie, „ich will zwei Zähne eines Engländers, der mir zwei der meinigen ausgeschlagen hat."

„Du hast Recht, sie zu fordern, meine Mutter!" sprach der Fürst. „Wo ist der Verbrecher?"

„In Mogador!"

„So werde ich an den Gouverneur von Mogador schreiben, daß er dem Engländer die Zähne ausreißen lassen und Dir überreichen soll," sprach der huldselige Monarch, und die Alte schied hochbeglückt.

Die Alte war schon seit mehreren Monaten nach Mogador zurückgekehrt und noch immer hatte sie der Gouverneur nicht rufen lassen, um dem Engländer die Zähne in ihrer Gegenwart ausziehen zu lassen, denn die Alte hatte ein Recht darauf, dieser Ceremonie beizuwohnen, ja sie durfte sogar selbst die Zähne mit einem Stocke ausschlagen, da ihr ja der Engländer auch ihre Zähne auf ähnliche Weise geraubt hatte.

Daß der Gouverneur sie nicht rufen ließ, das hatte seine guten Gründe, denn der Pascha war ebenfalls für die Reize jener schönsten aller Engländerinnen, Miß Guinee genannt, nicht unempfindlich geblieben und hatte die ganze Sache ad

calendas graecas verschoben. Die Maurin wollte jedoch die Angelegenheit nicht ruhen lassen. Sie ging zum Gouverneur und warf ihm vor, daß er die Befehle des Kaisers nicht ausführe. Aber der Gouverneur war allmächtig in Mogador und da die Alte ihn genirte, so ließ er sie fassen und unter dem Vorwand, dieselbe habe den Verstand verloren, ohne Weiteres in den Merstan (Irrenhaus) einsperren.

Unterdessen glaubte der Engländer, die ganze Geschichte sei vergessen und verschollen. Er machte deshalb in aller Gemüthsruhe eine Geschäftsreise nach Marokko. Daselbst ging er auch zum Kaiser, denn mit ihm hatte er besonders zu thun. Wie groß aber war das Erstaunen des Britten, als er beim Meschuhar des Kaisers die Alte traf, die aus dem Irrenhaus in Mogador entsprungen und nach Marokko entkommen war. So wie sie seiner ansichtig wurde, schrie sie laut auf:

„Beherrscher der Gläubigen! Das ist der Christenhund, der mir meine Zähne ausgeschlagen hat.“

Als die umstehenden Kabylen und Araber — denn zur Volksaudienz hatten sich viele Bewohner der nahen Gebirge eingefunden — hörten, daß ein Christ einer Rechtgläubigen solchen Schaden zugefügt habe, erwachte ihr Zorn mit fanatischer Wuth und die Gegenwart des Kaisers konnte sie nicht abhalten, sich mit gezogenen Jathagans auf den Engländer zu werfen. Dieser würde ohne Zweifel sein letztes Stündlein gezählt haben, wenn nicht plötzlich die alte Maurin geschrieen hätte:

„Beherrscher der Gläubigen! Sie wollen mir meinen Engländer tödten, ehe ich ihm seine zwei Zähne genommen habe.

Nach seinem Tode kann ich nicht mehr zu meinem Rechte kommen. Mein Recht besteht darin, ihm die Zähne so lange er noch lebt, auszureißen."

Die Alte hatte dem Engländer das Leben gerettet, denn auf einen Wink des Kaisers befreite ihn die schwarze Garde aus den Klauen der fanatischen Kabylen und Beduinen. Aber diese That der Menschlichkeit verhinderte die Alte nicht, auf ihrem Rechte zu bestehen. Der Kaiser fragte den Engländer, ob er wirklich die Zähne ausgeschlagen habe. Er wartete freilich nicht auf dessen Antwort, denn wie wenig Menschen würden in solchem Falle die Wahrheit antworten? Aber der Fürst las die Schuld in den Gesichtszügen des Engländers, die plötzlich einen gestörten Ausdruck angenommen hatten.

„Wähle," so sprach der Monarch zu ihm, „zwischen zwei Dingen: entweder verlasse meine Staaten auf der Stelle und komme nie mehr nach Marokko zurück, oder lasse Dir zwei Zähne ausschlagen!"

Der Sohn Albions, der im ersten Falle durch Aufhören seiner Handelsverbindungen ruinirt gewesen wäre, erwählte den einzig möglichen Ausweg und ließ sich die zwei Zähne ausschlagen, was die Alte mit großer Geschicklichkeit bewerkstelligte, als ob sie sich schon seit Monaten auf die Vollziehung dieser Operation eingeübt hätte.

Der Sohn Albions ertrug seinen Schmerz geduldig und schlug von nun an die Lufthiebe nach dem Sonntagsrausch nicht mehr auf der Straße, sondern in seinem Hause, wo er höchstens einige Teller und Spiegel, nicht aber die Zähne rachsüchtiger alter Maurinnen beschädigen konnte. —

Diese von Maltzan mitgetheilte Erzählung könnte überflüssig erscheinen zur Charakteristik Marokko's, doch sie ist es nicht, denn sie gewährt einen unschätzbaren Beitrag zur Kennzeichnung des echt muhamedanischen inhumanen Starrsinns, der auch in der Politik seit Jahrhunderten mit diesem patriarchalischen Barbareskeneinmaleins von Auge um Auge und Zahn um Zahn gerechnet hat und bei seinem Mangel an jugendlicher Reactionskraft über diese schonungslose Rechnung am ehesten selbst zum zahnlosen Greise geworden ist.

Biographien von Walter Scott.

Von Felix Eberty und Carl Elze.

Seit längerer Zeit wurde es in unserer Literatur zur Mode, das Leben berühmter Männer zur Darstellung zu wählen. Müssen Sie auf der einen Seite dieses Anlehnen an etwas Reales, Historisches löblich nennen, da es für die Leser belehrend wirkt, so scheint es zugleich auch praktisch klug, denn man zwingt dem Publicum viel leichter da eine Theilnahme ab, wo man seine natürlichen Sympathien für einen würdigen und an sich schon interessanten Stoff zu Hülfe nimmt.

Ganz besonders ist dieser culturgeschichtliche Antheil der Leserwelt eine goldene Brücke für den Roman, dessen Fluren vielleicht von der Menge oft nicht betreten würden, wenn nicht darauf das Geburtshaus und der Kampfplatz eines berühmten Genius läge. Häufig handelt es sich aber auch um eine Eselsbrücke und zwar nicht nach Denen benannt, die so gutmüthig sind, darauf hinüber zu gehen, als vielmehr nach Denen, welche so unverschämt waren sie zu erbauen, um dadurch zu einer heiligen Stätte zu geleiten, auf welcher sie durch ihren Ciceronendienst geistig ihr Brod machen wollen. Ich meine, daß es in den

meisten Fällen mehr aus Speculation und Mangel an Pietät und Bescheidenheit, als aus Ueberfluß an Talent entspringt, wenn jugendliche Autoren, alte nichtsnutzige routinirte Novellenfabrikanten und vorlaute Literaturweiber die Lebensschicksale gefeierter Dichter, Musiker oder anderer Schöpfer von Geistesproducten und Kunstwerken dazu benutzen, um aus diesem Material einen Roman zu schmieden. Der literarische Anstand und die Logik der psychologischen Gesetze gebieten, daß man ein solches vorlautes Beginnen in den meisten Fällen verachten muß, kann man nicht damit loskommen, ihm ein wehmüthiges Mitleid zu schenken.

Um in einem Roman erhabene productive Geister ersten Ranges so fühlen, denken und reden zu lassen, wie es ihrer Größe und der historischen Wahrheit entspricht, dazu gehört ein ebenbürtiger Geist und nicht einer von gewöhnlicher Begabung. Und doch wagen sich leider an diese Aufgabe äußerst kleine Pygmäen. Wenn die Herren Schwafelmeyer und Salmhuber in ihren etwaigen culturhistorischen Romanen gleich gute Gedanken aussprechen könnten, wie ihre Helden: Lessing, Schiller, oder wer sie gerade sind, so wären jene eben nicht die unbedeutenden Vielschreiber, sondern so hervorragend als diese. Auch für das Drama findet dasselbe Gesetz statt. Goethe war sehr wohl im Stande den Tasso zu schildern, aber den Shakespeare in einem Drama oder Roman reden zu lassen, dazu wäre er zu bescheiden gewesen. Er hätte gefühlt, daß er hier nicht ausreichte und sein Hochsinn würde sich dagegen gesträubt haben, einen anbetungswürdigen Gegenstand herabzuziehen und sich selbst dadurch zu compromittiren.

Gegenwärtig halten sich die frugalsten Talentchen für reich und groß genug, die berühmtesten Genien zu reproduciren und ihnen ihre Pfenniggedanken in den Mund zu legen. Wenn sie sich nur noch auf materielle Helden, sogenannte große Eroberer, glänzende Tyrannen und angestaunte Menschenschinder beschränken wollten, so wäre doch das Mißverhältniß zwischen Wollen und Können nicht so schreiend, denn es ist naturgemäß nur selten nöthig, daß man solche Leute etwas besonders Geistiges reden läßt. Mit Consequenz, Charakterfestigkeit und Leidenschaftlichkeit ist schon viel gethan. Schriftsteller wie Vulpius, Spieß und Leibrock waren bei ihren abenteuerlichen Geschichten viel passender am Platze, als viele Neuere bei ihren Romanen, welche Geistesheroen behandeln; jene hatten wenigstens so viel Begabung, als man in den Aussprüchen ihrer Ritter Athelstane und Räuber Abällino's zu verlangen befugt ist. Ich finde daher jene Schauderthatenlectüre „aus den dunkeln Zeiten der Vehmgerichte“ oder „aus den Schreckenstagen der Inquisition“ viel verhältnißmäßiger und berechtigter, als diese „Humboldt- und Mozartromanschilderungen“, über die man seufzen und lächeln muß, da sie oft ein Beginnen zeigen, als wollte ein Bettler einem Krösus die Wohnung meubliren.

Dagegen macht es einen bescheidenen, soliden Eindruck, Schriftsteller zu finden, die es einsehen, daß es nichts Jämmerlicheres, nichts Vorwitzigeres giebt, als schlechte Romanschreiber, und daß diejenigen die vorwitzigsten sind, welche mit schwächlichen Kräften und starker Anmaßung einen großen Denker, Dichter oder Künstler auf seinem Lebenswege literarisch mißhandeln.

Felix Eberty, Professor in Breslau, hat dies unterlassen.

Sein Talent für den Roman ist mir unbekannt. Wenn ich aber auch das Maximum des Minimums annehmen wollte: daß er nämlich gar keins besitze, so wäre dies Maß doch noch gerade eben so groß, als das der meisten neuen Romanschreiber, und diese zeitgemäße Befähigung würde ihn daher vollkommen in den Stand gesetzt haben, aus den Schicksalen Walter Scott's einen ganz lesbaren, werthlosen, spannenden und höchst verwerflichen Roman für die Menge zusammenzukitten, wie wir solche Machwerke jetzt gewohnt sind. Angenommen aber, der Verfasser hätte für dieses Fach noch etwas weniger Talent, als das übliche „gar keins", so hätte ja sein Roman immer noch eben so gut werden können, als der mancher Andern. An passendem Stoff fehlte es wahrlich nicht: die berühmte Abtei Melrose, überhaupt das romantische Schottland mit der historischen Erinnerung an seine alten heldenmüthigen Clans ohne Furcht und ohne Beinkleider; ein Schwager Scotts, der in Indien 300,000 Thaler hinterläßt, ein Bruder, der in seinen Sünden untergeht; Auszeichnungen, die der Dichter am Hofe des berüchtigten Roué's Georg IV. erfuhr; große klug abgerichtete Hunde, deren er sich zu Hause patriarchalisch erfreute; merkwürdige Begegnungen mit berühmten Personen, und endlich am Abend des Lebens schwere Schicksalsschläge, die ihm das Schiff des Glücks noch im Hafen zerschmetterten, — das sind in der That gar herrliche Momente und Staffagen für einen Romanschriftsteller, um die Nerven seiner Leser zu kitzeln. Ein Verleger würde sich auch bald gefunden haben, denn Walter Scott sagte ja selbst einmal: „Ein Fleischer wird doch in der Regel Etwas von Viehmästen und Viehzucht verstehen, und Niemand außer

einem gelernten Jockey, wird es unternehmen, ein Rennpferd zuzureiten. Aber wer hat jemals gehört, daß ein Buchhändler etwas von der Waare versteht, in der er Geschäfte macht? Sie sind die einzigen Gewerbtreibenden, welche ganz offen gestehen, daß sie stets die Katze im Sacke kaufen. Blickt man auf die Menge von Unsinn, welche sie aus reiner Unwissenheit in jedem Jahre drucken lassen und herausgeben, so kann man ihnen nicht böse werden, wenn sie auf Kosten der Schriftsteller, die etwas taugen, ihre Verluste wieder einzubringen suchen."

Es ist human von Eberty, daß er diesen buchhändlerischen Wink nicht für einen Roman über Walter Scott benutzte, sondern lieber eine ganz einfach und tüchtig geschriebene Biographie gab. Gute Biographien und aufrichtige Memoiren sind es gerade, die uns im Deutschen fehlen, und der universelle Deutsche hat dabei das meiste Recht, sich in der ganzen Weltliteratur nach einem würdigen Stoff umzusehen.

Kaum aber gab es einen Heros in derselben, der mehr dazu aufforderte, über ihn ein Lebensgemälde zu geben, als Walter Scott. Eine seltene Begabung vereinte sich in ihm mit dem edelsten und menschlich schönsten Charakter, wobei seine lange thatenreiche Existenz ein Bild von den hellsten Lichtern, gemischt mit den dunkelsten Schatten, entfaltete. Trauererweckend ist es für den Leser, daß diese Finsternisse des Unglücks gerade über das Alter des Dichters geworfen sind, über die Zeit wo Muth und Kraft naturgemäß schwinden, während die Jahre der Blüthe von der lachendsten Morgenröthe des Segens überstrahlt waren. Scott hatte nicht nur, wie die meisten Menschen hoch an Jahren, das Ableben treuer Freunde, den theilweisen Verlust seiner

Familie, das Scheiden seiner Gattin, das Müdewerden seines Genius, die stets für das Alter schmerzlich hervortretende Verwandlung seines Zeitalters zu ertragen, sondern ihn traf auch noch der empfindlichste Schlag für späte Tage: er wurde aus einem sehr reichen Manne, zu dem ihn Fleiß und Glück gemacht hatten, plötzlich in einen Bettler verwandelt, und er, der an die Fülle des Ueberflusses gewöhnt war, mußte in einer Lebensperiode, in welcher die Kräfte abwärts gehen und sich natürliche Sehnsucht nach Ausruhen einstellt, mit übertriebenster Anstrengung daran arbeiten, eine Schuld von 800,000 Thalern abzuzahlen. Er führte das Merkwürdigste aus und ihm gelang das Unglaublichste, aber die Arbeit zerstörte seinen Körper und tödtete ihn früher, als er bei angemessener Lebensweise gestorben sein würde. Seine Werke bezahlten noch nach seinem Tode den letzten Rest der Schulden, in welche der Unglückliche, der sich mit einem Buchhändler associirt, durch dessen Bankerott gestürzt war. Seine Dichternatur war aller Praxis feind, und es rächten sich die Forderungen der unerbittlichen prosaischen Wirklichkeit an der Poesie der Idealität.

Walter Scott benahm sich in allen Verhältnissen seines Lebens generös, streng rechtlich und parteilos, ohne jede Spur von Eitelkeit und Neid, im Gegentheil über alle Maßen theilnehmend und wohlwollend, vor Allem aber immer männlich und muthig dem Mißgeschick gegenüber. Er war nicht, wie mancher große Dichter seiner und anderer Nationen, ein Freigeist, sondern er stand eigentlich streng in der Confession seiner Kirche, wenigstens des ideellen Christenthums. Und gerade diese Rechtgläubigkeit kleidete diesen hochsinnigen Aristokraten, der am

monarchischen Princip historisch festhielt, so natürlich und trefflich, wie den Eichstamm das gewachsene Kleid seiner Borke.

In diesem Charakter, der wirklich der seine war und treu durch all seine wunderbaren Romane hindurchblickt, hat der Verfasser den erhabenen, jeden tüchtigen Geist sympathisch anmuthenden Helden aufgefaßt und mit umsichtigem Fleiß das Beste, was er fand, über sein Leben zusammengetragen, um ein anschauliches, nicht zu ausgedehntes Bild von ihm zu geben. Oft läßt er den Dichter selbst durch sein Tagebuch oder andere von ihm aufbewahrte Gespräche reden; oft führt er die Beobachtungen und Urtheile Anderer an. Alle diejenigen Berichte von Zeitgenossen aber, welche den Schein von einer Hinzuthat freier Erfindung an sich tragen, hat er als des Gegenstandes unwürdig bei Seite gelassen. Es kann uns hier nur Wahrheit frommen, einfache, ungeschminkte Wirklichkeit, wie diese weder aus der Excentricität, noch aus der Einbildungskraft phantastischer Berichterstatter hervorzugehen pflegt.

Von den Millionen von Lesern, welche sich an den Werken Walter Scott's gelabt haben, sollte man wenigstens Hunderttausende für literaturgebildet und wißbegierig genug halten, um gern die Lebensgeschichte dessen kennen zu lernen, der ihnen so reiche Genüsse und so schöne Erweiterungen und Stärkungen ihres schwachen Geistes gewährt hat. Für jeden Schriftsteller und Künstler aber ist es wohl so belehrend als interessant, in die Seele eines Mannes zu blicken, der vielleicht von allen verstorbenen und lebenden Menschen das productivste Erzählertalent und die größte realistische Erfindungskraft für die Composition hatte.

Einen erhebenden Eindruck muß es auf Dichter machen, zu sehen, wie Scott's Werke vielleicht mehr als eine und eine halbe Million Thaler schon bei seinen Lebzeiten eintrugen, und es also doch noch Länder giebt, wo der Autor von Talent und Ruf nicht blos in Leihbibliotheken zu seinem Nachtheil gelesen wird, sondern auch beim Publicum einen solchen Absatz seiner Werke findet, daß er davon nicht wie bei uns hungern muß, vielmehr seinem Stande angemessen leben kann. Und dieser Stand ist bei einem Dichter oder Künstler von Befähigung und Würde wohl durch die wahrhafte Gnade Gottes der höchste, den die menschliche Gesellschaft aufzuweisen vermag. Männer, die ihre Nation auf den Gipfelpunkt der Cultur heben, sollten in ihrem irdischen Wohlstand nicht so weit gegen Diejenigen zurückgesetzt sein, welche es sich als Machthaber willkürlich erlauben dürfen, ihre Völker nur in der Ignoranz vorwärts zu bringen.

Auch Carl Elze's bald nach Eberty's Werk entstandene Biographie Scott's verdient auf eine ähnliche Weise ehrenvoll hervorgehoben und den Schriften beigezählt zu werden, die sich im Dienste des allgemeinen Culturgeistes als brauchbar und nützlich erweisen. Der fleißige Verfasser hat sich volle Selbständigkeit gewahrt.

Elze ließ sich mehr als Eberty auf eine Entstehungsgeschichte des Walter Scott'schen Talentes und der Scott'schen Dichtungen und Romane ein, und man muß anerkennen, daß er in Bezug auf das abnorme literarische Glück des Gefeierten nicht blind urtheilend, sondern kritisch sehr unparteiisch war. Er geht eben so treffend und streng auf die literarische Speculationswuth ein,

mit welcher Scott sein Talent zum Zwecke des Geldmachens ausbeutete. Unglaublich und bedenklich zugleich ist der Grad, mit dem dies geschah. Der Dichter war eine durchaus noble, hochsinnige Natur, aber er kam doch wohl nicht zu der Unbefangenheit der Anschauungen, welche ihm sagen mußte, daß er zu einer andern Zeitepoche nicht ein Viertheil von dem Effect gemacht haben würde, welchen gerade seine nach Romantik und englischer Nationalpoesie dürstende Gegenwart heraufbeschwor. Nur die vorhandenen Documente zwingen uns, an die Honorare zu glauben, welche Scott für seine Schöpfungen empfing. Dabei konnte er es seiner reichen Begabung zumuthen, oft Contracte abzuschließen über Werke, die noch kaum im Keimpunkt vorhanden waren, und die er zuweilen planlos ins Blaue hinein begann und ebenso, aber immer doch mit Glück, beendete.

Uebrigens lag in Scott ein völlig oligarchisches Grundelement, er war der Verherrlicher des Adelthums mit poetisch nationaler, echt ritterlicher Blüthe.

Sehr wahr ist Elze's Bemerkung, daß Lord Byron gerade entgegengesetzte Elemente in seinem poetischen Charakter trug, und daß sich mit dessen wirkungsvollem Eintreten in die englische, ja europäische Literatur die Begeisterung für Scott's Muse bedeutend verlor. Vor den plastischen Kunstgestaltungen des Künstlerpoeten zog sich das mehr nebelhafte Gebilde der schottisch-mythischen Heldengestalten und ihrer alten Parteikämpfe zurück.

Außerdem hat der Verfasser nicht Unrecht, wenn er mehr als Andere darauf hinweist, daß Walter Scott auch aus unserer deutschen Literatur manches poetische Motiv, manche romantische

Färbung für seine Productionen entnommen hat. Man muß aber deshalb ja nicht glauben, daß er in den Geist unserer Literatur tief und gründlich eingedrungen war. Auch in seinem Verhältniß zu Goethe bildete mehr des Letzteren Berühmtheit, als dessen richtige Erkenntniß von Seiten Scott's eine bestimmende Grundlage.

Für Liebhaber der Specialliteraturgeschichte und Scott's überhaupt wird Elze's Werk durchaus nicht überflüssig, sondern nur anregend, ergänzend sein, wenn sie auch Eberty bereits besitzen. Auch die Familienverhältnisse des Dichters treten durch diese neue Biographie noch klarer, freilich aber auch noch erschütternder in Bezug auf den materiellen Sturz des reichen unglücklichen Dichterclans in's Licht.

Die Vortragsweise ist zwanglos und einfach, und obgleich sie keineswegs geistreich und tief einschneidend wirkt, so schießt sie doch durch keinen blinden Enthusiasmus über das Ziel hinaus.

Blicke in Walter Scott's Leben.

Von Eberty und Elze.

Scott wurde bekanntlich im Jahre 1771 zu Edinburgh geboren. Lebendigkeit, Beobachtungsgabe und scharfes Gedächtniß für alles Poetische und Romantische zeichneten seine Jugend aus, deren Jünglingsjahre er auf Wunsch des Vaters zu juristischen Studien benutzte.

Der Busenfreund seiner Studentenzeit war John Irving, später ein berühmter Sachwalter in seiner Vaterstadt.

Dieser erzählt von der damaligen Lebensweise des Knaben

unter Anderem Folgendes: „An jedem Sonnabend und während der Ferien oder auch an anderen Tagen suchten wir, mit drei oder vier Büchern aus der Leihbibliothek ausgerüstet, irgend einen romantischen Ort aus, nach welchem wir unsere Schritte lenkten, um dort gemeinschaftlich zu lesen. Walter las schneller als ich und mußte deshalb nach zwei Seiten immer ein wenig warten, bis das Blatt umgewendet werden konnte. Die Bücher, die uns am meisten ergötzten, waren Ritterromane, — das Schloß von Otranto, Spencer, Ariost und Bojardo waren unsere besonderen Lieblinge. Wir klommen an den Felsen hinauf, um solche Plätze zu suchen, wo wir vor dem Winde geschützt waren; je schwerer zu erklettern sie waren, desto besser. — Scott war ein äußerst gewandter Kletterer, und oft kam er dessen ungeachtet an solche Stellen, wo es unmöglich schien, weiter hinauf oder wieder hinab zu kommen. Mehr als ein Mal war schon die Rede davon, daß ich eine Leiter herbeischaffen solle, um ihm von der Stelle zu helfen, doch kam es niemals so weit. Er fand immer ein Mittel, entweder wieder herunter zu kommen oder den Gipfel endlich zu erklimmen. — Die Zahl der Bücher, die wir auf diesen Wanderungen verschlangen, war sehr groß. — Ich selbst vergaß alsbald zum großen Theile Alles, was ich gelesen hatte, mein Freund aber behielt die Stellen, die ihn ansprachen, trotzdem, daß er schneller las als ich, so fest im Gedächtniß, daß er noch nach Wochen und Monaten ganze Seiten hersagen konnte.

Nachdem wir diese Lesereien während zweier Jahre und noch länger hinter einander fortgesetzt hatten, schlug er vor, daß wir uns nun wechselseitig einander selbsterfundene Rittergeschichten erzählen sollten, und wir thaten dies auch lange Zeit. Ihm

machte dies gar keine Schwierigkeiten und er erzählte halbe Stunden und noch länger hinter einander fort, während ich schon nach der halben Zeit gewöhnlich stecken blieb. Wir spannen unsere Erzählungen unendlich in die Länge, weil es uns immer leid that, unsere geliebten Ritter sterben zu lassen." —

Wir übergehen die weitere Entwickelungsperiode Scott's und die Zeit, in der er durch seine ersten Dichtungen: „Der letzte Minstrel", „Marmion", „die Jungfrau vom See" und die Romane „der Sterndeuter" und „Waverley" seinen ersten und doch schon so bedeutenden Ruhm erlangte. Alle Kreise der Gesellschaft rissen sich um ihn, und gar mancherlei Anekdoten hat er bei solchen Gesellschaften erlebt.

Eine köstliche Geschichte erzählt zum Beispiel der Erzbischof von Canterbury. Er war mit Scott und anderen Tagesberühmtheiten, unter denen sich auch der gefeierte Coleridge befand, bei einem Mäcenas oder Löwenjäger zu Tische. Ungedruckte Sachen wurden von den Eingeladenen vorgetragen, und namentlich die Beiträge von Coleridge mit unverhältnißmäßigem Lobe überhäuft, vielleicht in der Absicht, um Scott dadurch zu ärgern. Scott stimmte jedoch auf's Eifrigste in diese Lobeserhebungen mit ein. Als nun die Reihe, Etwas vorzutragen, an ihn selbst kam, erklärte er, er habe alle seine Sachen drucken lassen und Nichts zurückbehalten, was der Mühe werth wäre, doch wolle er einige Verse mittheilen, welche er kurz vorher in einem Provinzialblatte gelesen, und die ihm eben so gut schienen, wie irgend eines der bisher vorgetragenen Stücke. Er recitirte darauf ein später in England sehr berühmt gewordenes Gedicht über die Plagen der Menschheit. Dasselbe erhielt nur schwachen Beifall, man fing an zu kritisiren, und Scott

vertheidigte den unbekannten Verfasser. Da wiederholte einer der Anwesenden eine Stelle aus den Gedichte und sagte: „Das ist doch sicherlich absoluter Unsinn!" — Scott leugnete das, Jener beharrte auf seiner Meinung, bis Coleridge, alle Geduld verlierend, aufsprang und rief: „In Gottes Namen, lassen Sie Herrn Scott in Ruhe — ich habe dieses Gedicht gemacht." Besser kann solche Mittagstischkritik wahrlich nicht bloßgestellt werden! —

In Bezug auf seine Werke war Walter Scott sehr bescheiden. Seine Kinder kannten seinen Ruhm lange nicht. Ballantyne, sein Freund und Verleger, erzählt: „Ich erinnere mich," sagt er, „daß ich kurz nach dem Erscheinen der „Jungfrau vom See" einmal in des Dichters Arbeitszimmer trat und dort die älteste, damals elf Jahr alte Tochter des Hauses antraf. „Nun, Fräulein Sophie," sagte ich, „wie gefällt Ihnen denn die Jungfrau vom See?" Sie erwiederte mit der größten Unbefangenheit: „O, ich habe es nicht gelesen! Papa sagt, für Kinder wäre nichts so verderblich, als schlechte Verse zu lesen." Ueberhaupt hatten seine Kinder damals noch gar keine Vorstellung davon, daß die Stellung, welche ihr Vater in der Gesellschaft einnahm, eine andere sei, als wie sie jedem Sheriff oder Gerichtssecretär gebühre." —

Der älteste Knabe kam eines Tages weinend mit blutendem Gesicht aus der Schule. „Nun, Walter", sagte der Vater, „worüber hat es denn wieder Kämpfe gesetzt?" Der Knabe wurde roth und stammelte: „Sie haben mich Jungfer geschimpft!" — „Nun, das ist wirklich ein schreckliches Unglück", sagte Frau Scott. — „Du kannst sagen, was Du willst," antwortete der Knabe sehr aufgebracht, „aber ich kenne nichts Schäbigeres, als ein Mädchen zu sein und an einem Lappen zu sticheln." — Auf weitere Untersuchung ergab sich, daß man ihn Jungfrau

vom See genannt hatte, was er durchaus nicht verstand, da er von dem Gedichte nie ein Wort gehört hatte. — Da diese Geschichte unter Scott's Collegen bekannt wurde, so fragte einer von ihnen den Knaben bald darauf: „Du mußt doch sehen, Bursche, daß die vornehmen Leute mit Deinem Vater viel mehr Wesen machen, als mit uns Anderen. Weshalb meinst Du, daß das geschieht?“ Der kleine Bursche dachte eine Weile nach und sagte dann ganz ernsthaft: „Mein Vater schießt die Hasen immer am besten!“ — Und doch waren die Kinder immer den ganzen Tag um den Vater.

Dem ungeheuren Erfolge gegenüber ist des Dichters Bescheidenheit nur um so liebenswürdiger. Begreiflich ist dieselbe sehr leicht bei einem so stolzen Manne wie Scott, denn der edle Stolz läßt sich nie dazu herab, eitel zu sein. — Als einst, gerade zu dieser Zeit, wo sein Ruhm auf dem Gipfel zu stehen schien, Ballantyne ihn fragte, auf welche Weise er wohl glaube, daß sein eigenes poetisches Genie sich zu Burns verhalte, da antwortete Scott, und sicher mit großer Aufrichtigkeit: „Zwischen uns ist gar kein Vergleich anzustellen, mit Burns darf ich nicht an demselben Tage genannt werden.“

Zu Scott's Zeit herrschte der Prinz-Regent, der nachmalige Georg IV., der den Scandalproceß mit seiner Gemahlin, Caroline von Braunschweig, hatte.

Dies war eine eigenthümliche Zeitepoche, die dem Schriftsteller seltsame Gestalten bot, und wenn auch Scott dieselben nicht gerade als Dichter benutzte, so lieferten sie ihm doch ein Stück Humor aus dem Geiste der Gesellschaft.

Der Prinz-Regent hatte unter den Gecken, die leider zum großen Theil seine Umgebung bildeten, einen Hauptgecken, der

es an Stutzerhaftigkeit in Benehmen, Kleidung, Equipage und sonstigen Aeußerlichkeiten allen Andern zuvorthat, und der demzufolge die Rolle des Modeherrschers spielte, den man den beau, den Schönen, nannte. Dieser damalige Beau hieß Brummel und er war so eingebildet auf seine herrlichen Eigenschaften, daß er gegen den Prinzen selbst sich unendlich viel herausnahm, und der Prinz sich auch augenblicklich viel von ihm gefallen ließ. — Beau Brummel trieb es zuletzt so weit, daß er mit einem Bekannten wettete, er wolle dem Regenten sagen, daß er die Klingel ziehe und dieser würde sich nicht weigern. Bei einer Abendgesellschaft wendete sich also Herr Brummel ganz unbefangen an den Prinzen und sagte: „Dürfte ich wohl Ew. Hoheit bitten, einmal die Klingel zu ziehen?" — Der Prinz stand ohne Weiteres auf und zog mit freundlichem Gesicht die Klingel. Als aber der Kammerdiener eintrat, sagte er eben so freundlich: „Beau Brummel's Wagen soll vorfahren." So mußte denn Brummel abfahren und war damit, wie er es reichlich verdiente, für immer vom Hofe verbannt. Er verbarg aber seinen Aerger darüber und that nun im Stillen und öffentlich alles Mögliche, um sich an dem Prinzen zu rächen. Dieser Herr wurde sehr corpulent, was ihm höchst verdrießlich war, da es für seine feine Tournüre, auf die er sich so viel einbildete, nicht vortheilhaft wirkte, durch eine überstarke Taille in der Leichtigkeit der Bewegung gehemmt zu werden. Als nun der Prinz eines Tages mit einem Begleiter zu Fuß in den Parks spazieren ging, und Brummel ihnen begegnete, nahm dieser seine Lorgnette vor's Auge, beguckte den Prinzen wie einen völlig fremden Menschen und sagte zu dessen Begleiter: „Wer ist Ihr dicker Freund?"

Diese Bosheit fand bei der Unbeliebtheit des Regenten unendlichen Beifall im Publicum. Brummel stand in der Meinung der Modewelt höher denn je, und dem Prinzen blieb der Beiname: Mein dicker Freund. —

Uebermäßiges Produciren und Arbeiten zerrüttete ziemlich früh Scott's Gesundheit. Schon Ende seiner vierziger Jahre litt er an furchtbaren Nervenkrämpfen, scheinbar vom Magen ausgehend. Man sieht aber aus Folgendem, wie er arbeitete und wie er sich beherrschte: Die Handschrift, die er dictirte, war die Braut von Lammermoor, und William Leidlaw und John Ballantyne schrieben abwechselnd. Der Letztere war ihm jedoch angenehmer, weil er schneller schrieb und sich auch seltener unterbrach, obgleich auch er zuweilen dem Autor beifällig zublinzelte oder seinen Beifall durch sonstige Zeichen zu erkennen gab, während der gute Leidlaw von seinem Entzücken über die Erzählung, die von des Autors Lippen floß, stets so hingerissen ward, daß er beständig allerlei störende Ausrufungen dazwischen warf: Nun sieh einmal wieder! Sollte man so was denken! Gott stehe uns bei! und dergleichen mehr, was den Fortschritt der Arbeit eben nicht förderte. Nur wenn Scott die Schmerzen auf einen Augenblick überwältigten, machte er eine kurze Pause und wenn der Schreibende dann bat, sich Ruhe zu gönnen, sagte er: „Nein, nein, macht nur die Thüre zu, damit man mich draußen nicht schreien hört." Mitten in seinem Schmerzensgestöhne führte er die angefangenen Perioden zu Ende, wenn aber besonders bewegte oder interessante Stellen kamen, so siegte der Geist vollständig über den Körper, er erhob sich von seinem Schmerzenslager, ging im Zimmer auf und ab und sprach mit

einer so dramatischen Betonung, daß man die redenden Personen vor sich zu sehen meinte.

In dieser qualvollen Weise war nicht nur die Braut von Lammermoor, sondern auch die schöne Legende von Montrose vollendet und der größte Theil von Ivanhoe dictirt. Sobald er übrigens sich wieder ganz erholt hatte, wurde das Dictiren eingestellt und er schrieb Alles eigenhändig nieder.

Immer benutzte Scott das Leben und den anregenden Moment zur Schöpfung seiner Werke.

Die Gattin Herrn Skene's bemerkte: Als Scott, kurz ehe Ivanhoe begonnen wurde, eines Tages bei uns speiste, wurde er durch die Bemerkung eines Gastes veranlaßt, den plötzlichen Tod eines Advocaten zu beschreiben, der im Vorsaale des Gerichtshofes in dem Augenblick, als er gerufen wurde, vom Schlage getroffen zu Boden stürzte. Er erzählte diesen Vorfall mit großer Lebhaftigkeit, und als ich später den Tod des Tempelritters in Ivanhoe las, erkannte ich jene Erzählung von Wort zu Wort darin wieder.

Scott verdankte überhaupt die große Naturwahrheit seiner Schilderungen auch vorzüglich dem Umstande, daß er vollständig wie ein Maler nach der Natur studirte.

Wollte er eine Gegend beschreiben, so reiste er womöglich jedes Mal dorthin und notirte sich ganz genau die Züge der Gebirge, des Waldes und der Bäche, er merkte sich die Wirkungen des Sonnenlichts, ja er notirte oft die einzelnen Blumen und Sträucher, die am Wege oder am Eingange einer Höhle wuchsen und erklärte seinen Begleitern, die dies wunderlich fanden, daß der Dichter dergleichen Gegenstände, ebenso wenig als der Maler, rein aus dem Kopfe machen dürfe, sondern daß

er die Natur zu Rathe ziehen müsse, so oft er nicht etwa die zu beschreibenden Gegenstände schon im Gedächtniß gegenwärtig habe.

Capitain Hall, der lange bei Scott in Abbotsford wohnte, berichtet über des Dichters Erzählertalent in geselligen Kreisen: Hätte ich hundert Federn und könnte mit jeder zugleich eine Anekdote niederschreiben, so wäre ich doch nicht im Stande, auch nur die Hälfte von denen zu Papier zu bringen, von denen unser Wirth beständig überströmte. Wollte ich ein Paar oder ein Paar Dutzend hersetzen, so würde das nichts helfen, denn da sie alle zu der augenblicklichen Gelegenheit paßten und in Ton, Blick und Bewegung den Umständen angemessen waren, so läßt sich von alle dem durch Beschreibung gar keine Vorstellung machen. Zum Frühstück hatten wir heut wie gewöhnlich 150 Geschichten. Gott weiß, wo er Alles hernimmt, aber der große Unbekannte öffnet nie den Mund, ohne etwas zu sagen, was man mit der größten Theilnahme anhört, und Alles kommt so liebenswürdig, so natürlich und ungezwungen heraus! Von allen diesen Geschichten hat immer die eine die andere aus meiner Erinnerung verdrängt, nur eine ist mir geblieben, es war folgende: Mein Vetter Watty Scott, sagte er, war vor einigen Vierzig Jahren Seecadet in Portsmouth. Er war mit zwei Kameraden an's Land gestiegen und über den Urlaub ausgeblieben. Zugleich hatten sie ihre ganze Baarschaft verschmaust und vertrunken und noch eine ungeheure Rechnung unbezahlt in einem Wirthshause an der Küste. Das Schiff gab das Signal zur Abfahrt, aber die Wirthin sprach: Nein, Ihr Herren, Ihr kommt nicht von der Stelle, wenn Ihr nicht Eure Rechnung bezahlt; und ihr Wort wahr zu machen, hatte sie schon ein

Paar tüchtige Polizeibeamte bei der Hand. Sie sahen, daß sie in eine Falle gegangen waren, und boten all ihre Beredtsamkeit auf, um loszukommen. Nein, nein, sagte Frau Hurtig, ich muß befriedigt werden auf die eine oder die andere Art. Ihr wißt recht gut, Herrlein, daß Ihr geschlagene Leute seid, wenn Ihr nicht zu rechter Zeit an Bord kommt. Die Cadetten machten lange Gesichter und mußten eingestehen, daß dies leider nur zu wahr sei. Nun gut, sagte sie, es giebt noch einen Ausweg! Ich bin in der Lage hier, daß ich mein Geschäft als einzelne Frau nicht fortführen kann, ich muß auf eine oder die andere Art einen Mann bekommen oder wenigstens im Stande sein, einen Trauschein vorzuzeigen, und so ist die einzige Bedingung, unter der ich Euch morgen früh alle drei auf Euer Schiff lassen will, die, daß Einer von Euch sich dazu versteht, mich zu heirathen. Ich scheere mich den Teufel darum, welcher von Euch das ist, aber bei Allem, was heilig ist, einen von Euch will ich haben oder Ihr spazieret alle drei in den Schuldthurm und Euer Schiff segelt ab. Das Weib ließ sich auf keine Art von ihrem Vorsatz abbringen, sie schloß die drei unglücklichen Bursche im Zimmer ein und diese warfen in der Verzweiflung das Loos, wer Derjenige sein solle, der sich für seine Kameraden opfern müßte. Meinen armen Vetter traf das Loos. Man verlor keinen Augenblick, fort ging's zur Kirche und mein Verwandter wurde nach dem in Schottland bekanntlich geltenden sehr summarischen Verfahren zum Ehemanne gemacht. Die junge Frau gab dann allen Dreien ein glänzendes Frühstück und so viel Wein, wie sie trinken mochten, packte sie dann in einen Wagen und ließ sie nach dem Hafenplatz fahren. Das Schiff segelte ab und die jungen Leute hielten unverbrüchlich

den Eid der Verschwiegenheit über diese Geschichte, den sie einander vorher feierlich geschworen hatten.

Da die Wirthin nur aus Geschäfts- und Polizeirücksichten eine verheirathete Frau zu sein wünschte, so war sie es, die zuerst eine ewige Trennung vorschlug.

Einige Monate später, in Jamaika, kam ein Packet Zeitungen in die Midshipmans-Cajüte, und Watty, der eine Zeit lang gleichgültig darin geblättert hatte, kam an eine Mordgeschichte, die in Portsmouth vorgefallen war. Plötzlich sprang er auf und in seinem Entzücken den Eid der Verschwiegenheit vergessend, rief er aus: Gott sei Dank, meine Frau ist gehenkt!

Auch Elze geht natürlich wie Eberty auf die Schilderung von Scott's erster Jugendzeit ein; doch ich möchte hier, um das fragmentarische Bild nach einigen wesentlichen Seiten etwas zu vervollständigen, gern einige derjenigen Stellen hervorheben, welche den literarischen Entwickelungsgang des Dichters zu illustriren suchen.

Auf die Lehrjahre der Jugend, sagt Elze, pflegen sonst nach altem deutschen Brauche die Wanderjahre zu folgen. Allein Scott hat sich trotz der ihm angeborenen Wanderlust nie im größeren Maßstabe auf die Wanderschaft begeben. Seine Jünglingszeit wird durch keine Bildungsreisen in's Ausland bezeichnet, etwa nach Art der deutschen Schriftsteller, denen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Reise nach Paris oder Italien als der vollkommenste Abschluß ihrer Bildung galt. Die Worte Homer's: „er sah vieler Menschen Städte und lernte ihre Sitten kennen," lassen sich bei ihm fast umkehren; er sah, bis er seinen Höhepunkt erreicht hatte, keiner Menschen

Städte und Sitten, als die seiner Landsleute, und wir sind geneigt, ihm auch diesen Umstand als einen Gewinn anzurechnen, insofern seiner Bildung dadurch jene nationale Einheit und Durchdringung bewahrt blieb, welche die Grundlage seines ganzen Wesens und schriftstellerischen Charakters ausmacht. Ueberhaupt verräth Scott's Jünglingsalter in keiner Weise den künftigen Dichter, sondern zeigt nur den jungen Gentleman. Wir sehen da keine Sturm- und Drangperiode wie bei Goethe, keine gewaltsame Selbstbefreiung wie bei Schiller, keine jugendlichen Fehltritte und dadurch herbeigeführte Losreißung von Haus und Familie wie bei Shakespeare, keine die Schranken überspringende Eigenwilligkeit und wilde Melancholie wie bei Byron. Alles bewegt sich bei ihm glatt und eben in dem natürlichen Gleise des gesellschaftlichen Lebens, und wer das Genie eines Dichters an dem gewaltsamen Durchbruche seines Jünglingsalters erkennt, der muß Walter Scott allerdings jeden Funken Genie absprechen. Scott hat nie mit der Gesellschaft gebrochen, und warum hätte er es gesollt? Das Feld für seine Thätigkeit und seinen Ehrgeiz war so geräumig, als er es sich nur wünschen konnte.

Wenige Tage nach Scott's Aufnahme in die Facultät begannen die Gerichtsferien, und er hatte daher nichts Eiligeres und Besseres zu thun, als sich in Rosebank bei seinem Oheim von den Anstrengungen der letzten Zeit zu erholen. Von hier aus unternahm er einen Ausflug nach Northumberland, der sich bis Hexham erstreckte, nachdem er schon bei einem früheren Abstecher mit seinem Onkel namentlich das Schlachtfeld von Flodden und seine Umgebungen kennen gelernt hatte. Ueber die Zustände dieses Landstriches giebt er in einem Briefe an

Clerk anziehende Aufschlüsse. „Die Unwissenheit der Bevölkerung," sagt er unter Anderem, „ist für einen Schotten überraschend. Bei den Viehhändlern, deren Geschäft übrigens in einem großartigen Maßstabe betrieben wird, ist es üblich, alle Geschäftsbriefe nach der Kirche zu tragen, wo sie der Küster nach dem Gottesdienste laut abliest und nach Umständen beantwortet."

Von größerer Bedeutung war bald darauf ein Ausflug, oder wie er es mit dem alten Grenzerausdrucke nannte, ein Einfall (raid) nach Liddesdale. Scott wünschte die Burgruinen dieser Gegend, namentlich das Schloß Hermitage, kennen zu lernen und Sagen und Lieder aus dem Volksmunde zu sammeln, wenngleich er an eine Herausgabe der letzteren damals noch nicht dachte. Liddesdale war zu jener Zeit noch gänzlich unbeleckt von der Cultur. Noch kein Wagen hatte sich dort blicken lassen — der erste war in der That einige Jahre später Scott's eigenes Gig; kein Gasthaus war im ganzen Thale zu finden. Mit seinem Begleiter, einem Herrn Shortreed, stellvertretendem Sheriff von Roxburghshire, zog Scott daher zu Pferde vom Pfarrhause zur Schäferhütte und von dieser wiederum zum Pachterhofe, und fand hier die Urbilder zu seinem Charlieshope und zum wackern Dandie Dinmont, die er im Guy Mannering mit solcher Naturwahrheit geschildert hat. Durch sein schlichtes Benehmen und seinen sprudelnden Humor gewann er sich allenthalben die Zuneigung der Bewohner, welche anfänglich einen Advocaten aus der Hauptstadt mit einiger Scheu betrachtet hatten. In jede Lage wußte er sich zu schicken, auf jede Stimmung und jeden Scherz ging er bereitwillig ein. Eines Abends kehrten die beiden Freunde bei einem Bauer ein. Nach dem Abendbrod versammelte sich die Familie zu einer Erbauungs-

stunde, welche ein zufällig anwesender Candidat leitete. Alles war in Andacht versunken, als der Hausherr plötzlich mit dem Rufe aufsprang: „Bei Gott, da kommt endlich das Faß." Und wirklich brachten zwei Hirten ein Fäßchen Brandy hereingeschleppt, das der Wirth von den Schmugglern am Solway Frith, als der besten Quelle, für die Gäste hatte holen lassen. Die Bibel wurde beseitigt, das Faß auf den Tisch gelegt und die Hausandacht löste sich schnell in eine Punschgesellschaft auf, an der sich Jung und Alt bis zum Morgen betheiligte. Scott sah, wie sein Reisegefährte berichtet, außerordentlich schwer und dumm aus, wenn er „voll" war, aber sein gentlemanisches Benehmen und seine Laune verließen ihn auch dann nicht. Er kehrte endlich so reich nicht nur mit Balladen und Romanzen, sondern auch mit Kriegshörnern, Sporen und Gebissen beladen heim, daß er seine Einfälle in Liddesdale sieben Jahre hindurch wiederholte.

Auch die Reisen in's Hochland wurden in vergrößertem Maßstabe fortgesetzt und überall neue Bekanntschaften angeknüpft. Hier erzählte ihm der Großvater seines Freundes Abercromby von seinem Besuche bei Rob Roy; hier bewunderte er das alterthümliche Schloß Glammis, die Residenz der Grafen Strathmore, und fand in dem Schlosse Craighall (Perthshire) das Original zu seinem Tully-Veolan im Antiquar; hier lernte er in Dunnotar den wirklichen Old Mortality, Peter Patersen mit Namen, persönlich kennen, hier endlich besuchte er seine „chère adorable", wie er sie scherzweise nannte, auf ihrem Famliensitze Invermay. Die auf diesen Ausflügen eingesammelten historischen und literarischen Kenntnisse vervollständigte Scott zu Hause. —

Die englische Kunstdichtung nach französischen Vorbildern war im Aussterben begriffen und ein Stillstand im poetischen

Leben der Nation eingetreten. Der von Percy gehobene Schatz der alten Volkspoesie hatte zunächst nur eine Belebung des antiquarischen Studiums und nicht der Dichtkunst zur Folge. Burns wurde noch nicht begriffen und gewürdigt. Ein äußerer Einfluß, sagt Allan, war offenbar nothwendig, die schlummernde Einbildungskraft der Nation zu erwecken und neu zu beleben. Dieser äußere Einfluß war der deutschen Literatur vorbehalten. Dem Geschmacke der Zeit entsprechend fanden zunächst jene Werke Eingang, welche sich nach Allan's Worten, mehr an den sinnlichen als an den ausschließlich imaginativen Theil der menschlichen Natur richteten — jene Zauber- und Geistergeschichten, jene Werke einer krankhaften und überspannten Leidenschaft, mit Einem Worte die Räuber, der Werther, Bürger's Gedichte, Kotzebue's Schauspiele und Aehnliches. Allmälig faßten jedoch auch die edleren und reineren Schöpfungen des deutschen Geistes hier und da Fuß. Goethe's und Schiller's reifere Werke, Klopstock und Lessing wurden wenigstens von den Auserwählten studirt. Eine eigenthümliche Erscheinung ist es, daß gerade diejenigen Richtungen und Erzeugnisse der deutschen Literatur den meisten Anklang fanden, welche ihrerseits englischen Einflüssen ihre Entstehung verdankten. Der Götz und seine Nachahmungen waren die ersten noch nicht gereiften Früchte des Studiums, welches Shakespeare in Deutschland gewidmet wurde; Bürger's Balladen wurden durch Percy's Reliques in's Dasein gerufen, und in Klopstock's Messias vernehmen wir den deutlichen Wiederhall Milton's. Es ist, als ob in der Literatur wie im Ocean jede Strömung ihre Rückströmung haben müßte, und als ob auf dem großen literarischen Webstuhle der europäischen Culturvölker die Schifflein unaufhörlich hinüber und

herüber zu fliegen bestimmt wären. Für die Engländer — insbesondere für Scott — hat daher das Studium der deutschen Literatur die eigenthümliche Wirkung gehabt, daß es ihnen keine fremdartige, vielleicht störende Nationalität, sondern nur ihren eigenen modificirten und fortgebildeten Volksgeist zuführte. —

Einzelne wagten sich sogar an Kant, und aus einem Tagebuchsbruchstücke Scott's vom Jahre 1797 ergiebt sich, daß er später auch Lessing's Nathan las. Scott's Lernmethode war auch hier die alte; er kümmerte sich wenig um Grammatik, wozu es ihm an philologischem Sinne gebrach; er drang vielmehr auf praktischem Wege in das Verständniß der Schriftsteller ein. Die deutschen Balladen, die Ritter- und Räuberstücke boten Scott ein Analogon seiner Grenzerpoesie dar; im Spiegel der Fremde erblickte er seine eigenen heimischen Zustände und sie erschienen ihm darin nur um so romantischer. Obenan stand ihm der Götz. „In den Raubrittern des Rheins", bemerkt Lockhart sehr richtig, „in ihren wechselseitigen Beutezügen, ihren belagerten Burgen und geraubten Heerden, in dem in Schrecken gejagten Bischofe und dem ohnmächtigen Lehnsherrn, der diese wilde Wirthschaft vergebens zu dämpfen suchte, trat Scott ein lebendiges Bild von dem Treiben der Grenzer-Clans entgegen, das von Kindheit an seine Seele erfüllt hatte." Der Götz ist dramatisirte Zeit- und Sittenschilderung und traf in dieser Tendenz mit Scott's eigenstem dichterischen Charakter zusammen.

Ende des zweiten Bandes.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

[illegible]

[illegible]

Ende des zweiten Bandes.

[illegible]

Banck, Otto,

Literarisches Bilderbuch populäre Darstellungen für alle Kreise ; ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Gegenwart in literarischen Briefen und charakteristischen Probestücken
Bd.: Bd. 2

Leipzig 1866